

blanvalet

JAMES
HAYMAN

ANGST SCHREI

Thriller



James Hayman

ANGSTSCHREI

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Leo Strohm

blanvalet

IMPRESSUM

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel

»The Chill of Night«

bei Minotaur Books, a division of St. Martin's Press,

published by Macmillan, New York
1. Auflage

Deutsche Erstausgabe November 2011 bei Blanvalet Verlag,

einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2010 by James Hayman

Copyright © 2011 für die deutsche Ausgabe

by Blanvalet Verlag, in der Verlagsgruppe Random House, München

Published by Arrangement with James Hayman

ISBN: 978-3-641-06170-8

www.blanvalet.de

Buch

Portland, Maine. Der Januar hält die Stadt im eisigen Griff. In einem BMW, der seit Tagen im absoluten Halteverbot am Pier steht, wird die nackte, festgefrorene Leiche einer jungen Frau gefunden. Die Identifikation des Opfers erfolgt prompt: Es ist die Anwältin Elaine Goff. Doch wie lange ist sie bereits tot? Die Kälte macht die genaue Bestimmung der Tatzeit unmöglich ...

Detective Sergeant Michael McCabe und seine Partnerin Maggie Savage beginnen, das Leben des Opfers zu durchleuchten. Elaine arbeitete ehrenamtlich als Anwältin für das »Sanctuary House«, eine Einrichtung für minderjährige Ausreißer, und beschäftigte sich vor allem mit weiblichen Missbrauchsoptionen. Überdies strebte die ehrgeizige junge Frau die Teilhabe der Anwaltskanzlei an, in der sie seit einigen Jahren arbeitete: ein Ziel, das sie mit rücksichtsloser Beharrlichkeit verfolgte, was ihr nicht wenige Feinde einbrachte ...

Und dann ein erster Durchbruch bei den Ermittlungen! Es gab eine Augenzeugin für den Mord – die schizophrene Abby Quinn, die von Stimmen verfolgt wird und die seit der Tat spurlos verschwunden zu sein scheint. Was McCabe von ihrem behandelnden Arzt erfährt, ist alarmierend: Abby ist hochgradig suizidgefährdet, vermutlich völlig verstört und allein in der bitteren Kälte Portlands auf der Flucht. Er muss sie finden, bevor sie der Witterung, sich selbst – oder dem Mörder zum Opfer fällt ...

Autor

James Hayman wurde in New York geboren und ist dort auch aufgewachsen. Nach einem Studium an der Brown University wurde er Creative Director in einer führenden New Yorker Werbeagentur, verließ New York jedoch 2001, um sich in Portland, Maine ganz dem Schreiben widmen zu können. James Hayman ist verheiratet und lebt auch heute noch in Portland.

Für Kate und Ben

Für eure Liebe und beharrliche Unterstützung

*Portland, Maine**Freitag, 23. Dezember*

In New York mit all seinen Wolkenkratzern wäre das Hochhaus am Monument Square Nummer zehn niemandem aufgefallen. Nicht einmal in Boston. Aber in einer Stadt wie Portland war es eins der prägenden Merkmale der Skyline. Zwölf Stockwerke aus rötlich braunem Granit, schwarze Fenster zwischen vertikalen Pfeilern, so thronte Nummer zehn hochmütig über der Ostseite des Platzes, eine große Nummer in einer kleinen Stadt. Von der Gebäudespitze verkündeten riesige weiße Buchstaben jedem, der es wissen wollte, dass es sich hier um den Hauptsitz von Palmer Milliken handelte, der größten und prestigeträchtigsten Anwaltskanzlei der Stadt. Nach Aussage der Teilhaber von Palmer Milliken war sie außerdem eine der besten in ganz Neu-England, und zwar – darauf legten sie ausdrücklich Wert – einschließlich Bostons. Die 192 Rechtsanwälte der Kanzlei mitsamt den dazugehörigen Mitarbeitern nahmen insgesamt zehn der zwölf Stockwerke des Gebäudes für sich in Anspruch.

Um 19.42 Uhr am Freitag vor Beginn des langen Weihnachtswochenendes stand eine junge Frau am Fenster ihres bescheidenen Büros im sechsten Stock und blickte auf das bunte Treiben unten auf dem Platz. Elaine Elizabeth Goff, von allen, die sie etwas näher kannten, Lainie genannt, war schon seit Jahren als Rechtsanwältin bei Palmer Milliken tätig. Ihre Arbeit – die Überprüfung der Verträge für den bevorstehenden Zusammenschluss zweier kleinerer Banken in Maine – hatte sie bereits erledigt. Ein halbes Dutzend Mal war sie die Unterlagen durchgegangen, hatte hier und da ein paar kleinere Korrekturen vorgenommen und vor einer Stunde ihre Empfehlungen auf den Weg gebracht. Sie war nun bereit, in ihren Winterurlaub zu starten. Zwei Wochen lang würde sie in dem kleinen, eleganten Bacuba Spa & Resort an der Südwestküste Arubas die beißende Kälte Portlands hinter sich lassen. Nur zwei Dinge standen dem Beginn ihres Urlaubs noch im

Weg. Ein FedEx-Päckchen, das heute Abend noch rausgehen musste, und ein Telefonanruf, der bereits vor zwölf Minuten hätte eintreffen sollen. Die Verspätung machte sie unruhig.

Ihr Abschluss an der Cornell Law School in Ithaca, New York, lag bereits sechs Jahre zurück, und trotzdem war sie erst Ende zwanzig, wenn auch, wie ihr in letzter Zeit immer häufiger bewusst wurde, nicht mehr lange. Doch obwohl der gefürchtete Dreißigste mit Riesenschritten näher kam, war sie voller Stolz nach wie vor der Überzeugung, dass sie, Lainie Goff, die kleine Stipendiatin aus Rockland, Maine, demnächst eine der jüngsten Teilhaberinnen in der fünfundsiebzigjährigen Geschichte von Palmer Milliken werden würde. Man hatte ihr zwar noch kein konkretes Angebot unterbreitet, aber es war zum Greifen nah, so nah, dass sie es förmlich riechen konnte. Sie hoffte, heute Abend noch von der Aufnahme in den lukrativen Kreis der Teilhaber zu erfahren, und zwar während des Telefonats, das sie so sehnlich erwartete. Wenn doch bloß das verdammte Telefon endlich klingeln würde. Sie hatte ihr ganzes Leben auf dieses Ereignis ausgerichtet. Hatte angefangen, Geld auszugeben, das sie noch gar nicht besaß. Die Schuhe von Jimmy Choo für 500 Dollar, in denen jeder Schritt schmerzte. Das funkelneue BMW-Cabrio, ein 325i für 40 000 Dollar, das unten in der Garage auf sie wartete. Nicht leuchtend rot, wie sie es sich insgeheim gewünscht hatte, sondern Platinbronze metallic, weil ihr das für eine Anwältin irgendwie angemessener erschienen war. Und jetzt noch der teure Urlaub auf Aruba. Ein Haufen Geld, das sie in Erwartung der einen oder anderen unmittelbar bevorstehenden Bonuszahlung bereits auf den Kopf gehauen hatte.

Dabei war Lainie nicht einmal eine überragend gute Anwältin. Sicherlich waren ihre geistigen und juristischen Fähigkeiten hervorragend, jedoch nicht besser als die eines halben Dutzends anderer ambitionierter Rechtsanwälte, die bei Palmer Milliken angestellt waren. Doch im Rennen um den ersten Platz besaß Lainie einen entscheidenden Vorteil gegenüber all ihren Mitbewerbern. Sie war nicht nur eine fähige Rechtsanwältin, sondern darüber hinaus eine außergewöhnlich schöne Frau mit schulterlangen dunklen Haaren, einer schlanken, sportlichen Figur und durchdringenden blauen Augen, die die meisten Menschen, ganz besonders aber Männer, einfach nicht mehr aus dem Kopf

bekamen. Und sie schlief mit ihrem Chef.

Lainie warf einen Blick auf das altmodische Leuchtschild auf dem Dach des Time & Temperature Building. 19.46 Uhr. Vier Minuten seit dem letzten Blick. Minus zehn Grad Celsius. Drei Grad weniger als noch vor einer Stunde. Seit vier Wochen hatte die Kälte die Stadt fest im Griff, und sie machte keine Anstalten nachzulassen. Genau die richtige Zeit, um in die Sonne zu fliegen. Die richtige Zeit, um zu feiern. Zumindest, wenn Hank endlich seinen Arsch hochbekommen und sie anrufen würde. Henry C. »Hank« Ogden, geschäftsführender Teilhaber des lukrativen Geschäftsfeldes »Firmenfusionen und Übernahmen« bei Palmer Milliken. Ihr Mentor. Ihr Vorgesetzter. Ihr Liebhaber. Elegant, reich, dreiundfünfzig Jahre alt und sehr, sehr verheiratet.

Hank hatte gesagt, er werde um halb acht anrufen. Sie hatte keine Ahnung, warum er so spät dran war, aber es verursachte ihr ein ungutes Gefühl. Die Sitzung des Komitees, das über neue Teilhaberschaften befand, hätte schon vor Stunden beendet sein sollen. Sie trommelte mit ihren langen Fingernägeln auf die Fensterbank. Vielleicht hing Hank einfach in einer anderen Sitzung fest. Dann würde er sich melden, sobald er fertig war. Vielleicht. Das war die gnädigste Erklärung. Die beste von drei Möglichkeiten. Die zweite lautete, dass er sie nur zum Spaß auf die Folter spannen wollte. Um sie noch ein bisschen nervöser zu machen. Eines seiner beliebten Machtspielchen. Um ihr zu demonstrieren, wer hier die Fäden in der Hand hielt. Idiotisch und sinnlos, wie ein kleiner Junge, der mit einem Stöckchen in seinem Hamsterkäfig herumstochert. Nun, sagte sie sich, mit diesen Spielchen konnte sie umgehen. Ganz sicher. Sie war aus einem härteren Holz geschnitzt. Weniger sicher war sie, was die dritte Möglichkeit betraf, das Katastrophenszenario – nämlich dass die Teilhaber in ihrer unendlichen Weisheit, und obwohl Hank sich, wie versprochen, mit aller Kraft für sie eingesetzt hatte, beschlossen hatten, ihr kein Angebot zu unterbreiten. Falls das der Fall sein sollte, dann meldete Hank sich nicht, weil er sich vor ihrer Reaktion fürchtete. Er verabscheute Szenen, in der Öffentlichkeit ebenso wie im Privaten, und er wusste, dass eine Szene in diesem Fall nicht ausbleiben würde. Sie holte tief Luft. Zehn Minuten würde sie ihm noch geben. Dann würde sie ihn anrufen.

Sie schob die Ängste, die sich um das Teilhaber-Komitee drehten,

beiseite und beschloss, stattdessen an ihren bevorstehenden Urlaub zu denken. Das war sehr viel erfreulicher. Sich zwei Wochen lang in der Sonne verwöhnen lassen. Zwei Wochen, in denen sie entweder ihren Triumph feiern oder ihren Stolz wiederherstellen konnte. Massagen. Gesichtsbehandlungen. Schlambäder. Am Strand liegen, ganz allein, nur mit ein paar Schundromanen. Na ja, vielleicht auch nicht *ganz* allein. Sie würde sich schon jemanden suchen, mit dem sie sich ein bisschen vergnügen konnte. Jemanden ohne jede Verbindung nach Maine oder zu Palmer Milliken. Ein Europäer wäre nicht schlecht. Womöglich eine Gelegenheit, ihr Französisch aufzupolieren. Patti La Belles »Lady Marmalade« ertönte in ihrem Kopf.

Voulez-vous coucher avec moi ce soir?

Voulez-vous coucher avec moi?

Falls er gute Neuigkeiten hatte, würde Hank vermutlich auf einem »Leistungsnachweis« bestehen. Wahrscheinlich würde er so oder so darauf bestehen. Er fand diesen Begriff lustig. *Miss Goff, könnten Sie vielleicht so gegen, sagen wir, halb sechs, bei mir vorbeischaun? Es ist mal wieder Zeit für einen Leistungsnachweis. Vielen Dank.* Der Nachweis fiel in der Regel nicht einmal besonders ausführlich aus. Vierzig Minuten Gegrapsche und Gefummele auf der Ledercouch in seinem Büro. Mehr war nicht dran an dieser sogenannten Affäre. Das und die gelegentlichen Schäferstündchen in ihrer Wohnung oder ganz selten einmal eine Geschäftsreise in irgendein abgelegenes Hotel. Lainie wollte mehr. Sie wollte eine echte Beziehung. Wenn das mit Hank möglich war, gut. Wenn nicht, auch gut. Es gab noch andere Männer, die sie interessierten. Besonders einen, mit dem sie gelegentlich ihre Zeit verbrachte. So oder so war sie sich nicht sicher, wie lange sie diesen ganzen Mist noch mitmachen konnte.

Angefangen hatte es vor einem Jahr, auf einer Geschäftsreise nach East Millinocket, wo sie eine zum Verkauf stehende Papiermühle bewertet hatten, als One-Night-Stand nach ein paar Drinks. Aber schon bald war das Ganze zur Regel geworden. Für ihn, das wusste sie, war es ein vollkommen zwangloses Arrangement. Bei ihr lagen die Dinge etwas komplizierter. Mit Hank zu schlafen, um etwas Bestimmtes zu erreichen, das war kein Problem. Sie hatte schon immer eine Schwäche für ältere Männer, einflussreiche Männer gehabt, und wenn genügend Zeit war,

dann konnte Hank ein geschickter und sehr aufmerksamer Liebhaber sein. Intelligent. Charmant. Attraktiv. Sie wusste, dass er sie gern hatte. Manchmal kam ihr der Gedanke, sie könnte ihn vielleicht sogar dazu kriegen, Nägel mit Köpfen zu machen. Wäre das nicht ein Brüller? Lainie Goff, die zweite Mrs. Henry Ogden. Elaine Elizabeth Goff Ogden. Das Trophäenweibchen. Diese Rolle könnte sie ihr Leben lang spielen, und sie hätte auch noch Spaß daran.

Doch tief im Innersten war Lainie klar, dass das immer ein Traum bleiben würde. Eine Scheidung käme für Hank niemals in Frage. Er war verheiratet, an guten wie an schlechten Tagen, bis dass der Tod euch scheidet, und zwar mit der langweiligen, pummeligen, unfassbar vermögenden Barbara Milliken Ogden, der einzigen Enkelin von Edward A. Milliken, einem der Gründer der Kanzlei. Sobald die Teilhaberschaft in trockenen Tüchern war, würde sie anfangen darüber nachzudenken, wie sie diese Beziehung beenden konnte, ohne dass ihre Karriere dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Vorstellung, frei zu sein, sich neuen Abenteuern hingeben zu können, gefiel ihr sehr.

Lainie sah zum Fenster hinaus. Auf dem von schmutzigen Schneewehen umrandeten Monument Square drängten sich die Menschen. Kleine Grüppchen, meist aus zwei oder vier Leuten, huschten in die Geschäfte und Restaurants, die die Fußgängerzone am südlichen Ende des Platzes säumten. An diesem letzten Freitag vor Weihnachten hatten sie alle geöffnet und viel zu tun. In der Platzmitte, unweit des Denkmals, stand eine zwanzig Meter hohe Blautanne in weihnachtlicher Festbeleuchtung. Ein großer und wunderschön geschmückter Baum. Aber kein Weihnachtsbaum. Das hatte Lainie einem Artikel im *Press Herald* entnommen. Heutzutage wurde ein Weihnachtsbaum nicht mehr Weihnachtsbaum genannt. Eine Rathaus sprecherin hatte verlauten lassen, dass man in Portland *Festtagsbaum* sagte. »Wir möchten die religiöse Neutralität wahren«, hatte sie erklärt. »Wir wollen niemanden vor den Kopf stoßen.« Lainie schnaubte. Sie hasste dieses dämliche politisch korrekte Getue.

Am Fuß des Baumes hatte sich ein kleiner Kinderchor in viktorianisch anmutenden Kostümen aufgebaut und sang Weihnachtslieder. Ein paar Dutzend Menschen waren stehen geblieben, um zuzuhören und mitzusingen. Die meisten hatten sich zum Schutz vor der Kälte in

mehrere Kleiderschichten gehüllt und sahen von Lainies Beobachtungsposten im sechsten Stockwerk aus wie kleine, runde Michelin-Männchen und -Frauen. Manche hielten die behandschuhten Hände noch kleinerer Michelin-Kinder fest. Nahe beim Eingang zum Buchladen Longfellow Books entdeckte sie Kyle. Er stand hinter seinem mobilen Hotdog-Stand und hatte sein Markenzeichen, die weiße Schürze, über eine dicke Wolljacke gestreift. Auf dem Kopf trug er eine Fliegermütze aus Leder, und die Ohrenschützer bedeckten seine grauen Haare. Das Geschäft mit Gyros, Hotdogs und gegrillten Schweinswürstchen schien gerade gut zu laufen.

Lainie lächelte. Kyle war ihr Kumpel. Er erkundigte sich immer, wie es ihr ging, wann sie endlich Teilhaberin würde und, begleitet von einem augenzwinkernden Lächeln, wann sie endlich mal mit ihm auf sein Boot käme. Er sprach viel von seinem Boot. Eine achteinhalb Meter lange Chris-Craft. Um sich so ein Ding leisten zu können, hätte er wahnsinnig viele Hotdogs verkaufen müssen. Aber er hatte auch andere Waren im Angebot, die eine deutlich höhere Gewinnspanne boten. Lainie wusste das, weil sie seine Kundin war. *Eine Prise Lebensfreude gefällig? Ein bisschen Sonne im Alltag? Dann komm einfach zum Hotdog-Mann.* Es machte ihr jedenfalls Spaß, mit ihm zu flirten, und sie genoss seinen lockeren, irischen Charme. Manchmal, wenn sie etwas kaufte, ertappte sie ihn dabei, wie er sie etwas zu direkt ansah. Manchmal wandte er sich dann ab. Manchmal auch nicht. Ein, zwei Mal hatte er, begleitet von seinem typischen, schiefen Lächeln, schon gesagt, dass er ihr vielleicht ein, zwei Tütchen umsonst überlassen könnte. Oh Gott, was für eine Vorstellung. Lainie und der Hotdog-Mann. Nie im Leben würde sie *das* zulassen. Weder jetzt noch irgendwann. Obwohl er gar nicht mal schlecht aussah.

Wie alt er war, konnte sie nicht genau sagen, schätzungsweise Anfang fünfzig. Ein Alter, das sie attraktiv fand. So alt wie Hank. So alt wie ihr Vertragsrechts-Professor an der Cornell, von dem sie die Eins bekommen hatte, die sie brauchte, um ins Redaktionsteam des *Law Review* aufgenommen zu werden. Ungefähr so alt, wie ihr Stiefvater heute sein musste.

Lainie hatte in letzter Zeit viel an Albright gedacht, obwohl sie ihn schon seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Und auch jetzt wanderten ihre

Gedanken zurück zu der Zeit in dem alten Haus in Rockport. Ungefähr ein Jahr, bevor seine berufliche Karriere Fahrt aufgenommen hatte. Zwei Jahre, bevor er sich von ihrer Mutter scheiden ließ und auszog. Ohne sein Einkommen konnte ihre Mutter das Haus nicht mehr halten. Sie verkaufte es und erwarb von einem Teil des Erlöses das kleinere, schäbigere Häuschen in Rockland. Den Rest legte sie an.

Sie hatte das Gesicht des Dreckschweins jetzt klar und deutlich vor Augen. Des gut aussehenden, brillanten Wallace Stevens Albright. Ein Rechtsanwalt, von seinen Eltern nach einem Dichter benannt, obwohl sie nie einen Menschen mit weniger Poesie in der Seele kennengelernt hatte. Er ließ sich niemals mit Walt oder Wally oder einem anderen Spitznamen ansprechen. Immer nur mit Wallace. Oder Mr. Albright. Lainie war sieben, als er ihre Mutter heiratete und sie bei ihm einzogen. Er wollte, dass sie ihn Daddy nannte. Das hatte sie nie getan, obwohl sie wusste, dass es ihn wütend machte. Aber er war nicht ihr Vater. Er wollte sogar, dass sie seinen Nachnamen annahm, dass sie nicht mehr Goff, sondern Albright hieß. Auch dagegen hatte sie sich gewehrt. Gott sei Dank war ihre Mutter in diesem Punkt auf ihrer Seite gewesen, und so war alles beim Alten geblieben. Sonst hätte Lainie den Namen dieses Drecksacks womöglich immer noch am Hals.

Er legte Wert auf eiserne Disziplin und war ein sturer Perfektionist – Wallace Stevens Albright strebte, wie er selbst sagte, nach Höherem. Lainie verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln. Ja, genau. Nach Höherem. Wie zum Beispiel, ihr als Kind bei der kleinsten Verfehlung die Hose herunterzuziehen und den Hintern zu versohlen. Aufgegeilt hatte er sich daran, der Schweinehund. Oh, aber wie selbstgerecht er sich immer aufgeführt hatte. Nie konnte sie ihm etwas recht machen, nie bekam sie ein Lob, ganz egal, wie sehr sie sich bemühte. Und sie bemühte sich wirklich, obwohl sie ihn hasste. Irgendwie erschien es ihr wichtig, ihn für sich zu gewinnen, ihn zu beeindrucken. Wichtig, aber unmöglich. Sie wusste noch, wie sie einmal in der neunten Klasse in einer Algebra-Prüfung fünfundneunzig Prozent richtige Lösungen erzielt hatte. Die halbe Klasse war komplett durchgefallen, sogar viele von den eigentlichen Musterschülern. Als sie ihm stolz davon berichtete, da lachte er sie aus. *Ach was, tatsächlich? Fünfundneunzig Prozent? Und was ist mit den restlichen fünf?* Als sie an diesem Abend ins Bett ging,

fühlte sie sich, als hätte sie versagt. Schon wieder. Scheißkerl.

Dann, mit fünfzehn, ging die richtig kranke Scheiße los. Am Tag, als sie gegen Belfast Fußball gespielt hatten. Lainie machte die Augen zu, und die Erinnerung war sofort wieder da, ganz lebendig. Die zehnte Klasse an der Highschool. An der Camden Regional Highschool, nicht der in Rockland, die sie nach der Scheidung besuchen musste. Es war ein Nachmittag Ende Oktober. Einer dieser kalten, regnerischen Herbsttage, die in Maine den herannahenden Winter ankündigen. Sie hatten ein Auswärtsspiel gehabt, und es hatte mehr oder weniger den ganzen Tag geregnet. Das Spielfeld war eine einzige Schlammfläche gewesen. Die Mädchen rutschten und schlitterten darauf herum, und nach Spielende waren sie alle von Kopf bis Fuß von einer langsam trocknenden, braunen Dreckschicht bedeckt. Lainie schoss zwei Tore und hätte beinahe noch ein drittes erzielt, wäre der Ball nicht vom linken Außenpfosten ins Spielfeld zurückgeprallt. Wenn sie Wallace davon erzählte, das war ihr klar, dann würde er nur den Fehlschuss registrieren. *Wenn du ein bisschen härter trainiert hättest, Lainie, vielleicht hättest du's dann geschafft. Man kann sich immer steigern. Man kann immer danach streben, besser zu werden.* Ja, ja, ja. Genau wie du, liebster Daddy. Nach dem Spiel hatte Annie Jespersons Mom Lainie und einer anderen Freundin, Maddie Mitchell, angeboten, sie nach Hause zu fahren. Die Mädchen hatten das Angebot angenommen. Es war sehr viel bequemer als die Fahrt im Mannschaftsbus, und außerdem wurden sie so nicht erst zur Schule gekarrt und mussten von dort aus zusehen, wie sie nach Hause kamen.

»Steigt ein«, sagte Mrs. Jesperson, während sie eine Plane über die Rückbank warf. »Nur passt bitte auf, dass ihr keinen Matsch auf die Polster schmiert. Der Wagen ist nagelneu, und wir wollen, dass er noch eine Weile so aussieht.«

»Klar, wir passen auf«, erwiderten sie und stiegen ein, wobei sie Dudley, Annies tranigen Golden Retriever, über die Sitzlehne in den Kofferraum scheuchen mussten. Auf der Rückfahrt kicherten die Mädchen unentwegt, schnitten Grimassen, schmierten sich Matschklumpen in die Haare und wehrten Dudleys begierige Versuche ab, an dem ganzen Spaß teilzuhaben. Mrs. Jesperson ließ Lainie als Erste raus, direkt vor ihrem Haus. Dem großen, weißen Kolonialbau mit der umlaufenden Veranda

und den schwarzen Jalousien in der Mabern Street in Rockport. Dem Haus, das sie bewohnten, als sie noch Geld hatten.

Bei ihrer Ankunft war es fast schon dunkel. Nirgendwo im Haus brannte Licht. Ihre Mutter und Wallace waren also noch bei der Arbeit, ihre Mutter in ihrem Antiquitätenladen in Camden und Albright in seiner stetig wachsenden Anwaltskanzlei. Er blieb fast jeden Tag bis spätabends im Büro. *Sonst erreichst du nichts, Lainie, sonst bringst du es nie zu etwas. Du musst bereit sein, viele, viele Stunden in die Arbeit zu investieren.* Sie holte den Schlüssel vom Haken unter der Hintertreppe und schloss die Haustür auf. Noch an der Tür zog sie die Schuhe und sämtliche Kleider aus und warf die völlig verdreckten Sachen ins Wäszezimmer. Dann ging sie nackt durch das Halbdunkel des Hausflurs die Treppe hinauf und steuerte das Badezimmer im ersten Stock an.

Auf halber Strecke im Korridor des ersten Stocks ging plötzlich die Schlafzimmertür auf, und ihr Stiefvater kam heraus. Lainie verschlug es den Atem. Mit dem rechten Arm bedeckte sie ihre Brüste und mit der linken Hand ihre Scham. Er hatte sie noch nie zuvor nackt gesehen, nicht einmal als kleines Kind, und sie wusste nicht, wo sie sich verstecken sollte. Albright stand einfach nur da, mit verdutztem Gesicht, und starrte sie an. Er versperrte ihr den Weg ins Badezimmer. Versperrte ihr auch den Weg in ihr eigenes Zimmer. Sie drehte sich um und überlegte, die Treppe hinunterzurennen. Aber wohin sollte sie gehen, splitterfasernackt? Sie wandte sich wieder zurück und sah, wie sein Gesichtsausdruck sich wandelte, wie die Verblüffung etwas ganz Anderem wich. Sie hörte, wie sein Atem plötzlich schneller ging. Ihr war klar, dass sie das bewirkt hatte. Und zwar nicht bei irgendeinem Klassenkameraden aus der Highschool. Sondern bei *ihm*. Bei Wallace Stevens Albright. Dem Perfektionisten. Dem Mann, der nach Höherem strebte. Zum ersten Mal, seit er in ihr Leben getreten war, verspürte Lainie so etwas wie Macht. Es war verblüffend. Berauschend. Es hielt nicht einmal eine Sekunde an.

In der kurzen Zeitspanne, die Albright brauchte, um seinen Mund zu schließen und seine Lippen zu einem schmalen, hässlichen Lächeln zu verziehen, verwandelte sich das Gefühl der Macht in Angst. Und dann in Panik. Sie stürzte auf ihre Zimmertür zu, in der blinden Hoffnung, sie

vor ihm zu erreichen. Irgendwie nach drinnen zu gelangen, die Tür zuzuschlagen, ihn auszusperren.

Sie hatte nicht die geringste Chance. Als sie die Hand nach der Türklinke ausstreckte, packte er sie am Arm, wirbelte sie herum, schlang seine Arme um ihre Hüften und zog sie mit dem Rücken an sich. Durch den Stoff seiner Hose konnte sie seine Erektion spüren, pulsierende Stöße an ihrem Po. Sie wollte sich losreißen, konnte aber nicht. Er hob sie hoch und trug sie, zappelnd und um sich tretend und laut schreiend, in ihr Zimmer. Quer über den ovalen Teppich, den Grandma Horton extra für sie geknüpft hatte. Er warf sie auf das Bett, mitten zwischen all die Stoffbären und Häschen, die noch das Kopfende bevölkerten. Sie unternahm einen plötzlichen Fluchtversuch in Richtung Tür. Er packte sie und drückte sie wieder auf das Bett. Sie kreischte. Er versetzte ihr eine schallende Ohrfeige. Der Schmerz war wie eine Explosion, markerschütternd. »Mach das ja nicht noch mal.« Er spie die Worte aus, mit leiser Stimme, die dennoch – oder vielleicht gerade deswegen – überaus bedrohlich klang. »Das ist ganz allein deine Schuld, Lainie. Alles deine Schuld. Du hast darum gebettelt, und jetzt kriegst du, was du verdienst.« Er ohrfeigte sie noch einmal. Sie spürte das Blut als dünnes Rinnsal von ihrer Nase tropfen.

Sie schloss die Augen und drängte sich in die Ecke. Noch nie im Leben hatte sie eine solche Angst gehabt. Sie zog die schlammigen Knie an den Körper, umschlang sie mit beiden Armen, drückte sie fest an ihre Brust. Als sie es wagte die Augen zu öffnen, zog er gerade den Reißverschluss seiner Hose auf und ließ sie über seine hochgezogenen schwarzen Socken hinabgleiten. All ihre Gedanken kamen zum Stillstand. Das war doch nicht möglich. Nicht in ihrem eigenen Zimmer. Nicht auf ihrem Bett. Er zog die Unterhose aus, faltete die Anzughose fein säuberlich entlang der Bügelfalten zusammen und legte sie sorgfältig über die Rückenlehne ihres Schreibtischstuhls. Wahrscheinlich, so dachte sie, braucht er sie morgen wieder fürs Büro. Die Unterhose blieb auf dem Boden liegen. Das Hemd und die schwarzen Socken ließ er einfach an. Auch aus einer Distanz von fünfzehn Jahren konnte die erwachsene Lainie immer noch ganz genau sehen, wie Wallace Stevens Albrights steifer kleiner Schwanz vorwitzig zwischen den Zipfeln seines blau gestreiften Brooks-Brothers-Hemdes hervorlugte. Sie weinte jetzt.

Schluchzte leise. Und spürte, wie seine weichen weißen Hände ihre Knöchel packten, sie aus der Ecke zerrten, ihr die Beine spreizten. Dann schob er ihre Knie nach oben und auseinander und kniete sich dazwischen. Er beugte sich über sie, sodass sie nur noch sein Hemd sehen konnte. Sie erinnerte sich so genau an dieses Hemd. An das Gefühl der gestärkten Baumwolle, den Geruch. All seine Hemden besaßen ein kleines blaues Monogramm auf der Brusttasche. Ein W auf der einen und ein S auf der anderen Seite. Ein großes blaues A in der Mitte. Das war alles, mehr konnte sie nicht sehen. Sie fühlte, wie er sie mit den Fingern öffnete und sich in sie schob. Bis heute erstaunte es sie, dass solch ein kleiner Schwanz solch große Schmerzen verursachen konnte.

Danach lächelte er und redete mit sanfter Stimme auf sie ein. Dass sie ihre Sache sehr gut gemacht habe. Es war das erste, ja vielleicht sogar das einzige Mal, dass er sie lobte. Falls sie ein blaues Auge bekäme, weil er sie geschlagen hatte, dann sollte sie sagen, dass sie einen Fußball ins Gesicht bekommen habe. Anschließend zwang er sie, ins Badezimmer zu gehen, um sich auszuwaschen. Er stellte sich in die Tür und sah ihr dabei zu. Und schließlich sagte er, ohne seinen sanften Tonfall im Geringsten zu verändern, dass er, falls sie jemals auch nur ein Sterbenswörtchen gegenüber ihrer Mutter oder sonst irgendjemandem verlauten ließ, sie alle beide umbringen würde. »Das schwöre ich dir«, sagte er. Sie hatte keinen Zweifel daran.

In dieser Nacht und vielen weiteren Nächten »besuchte« er sie in ihrem Zimmer. Es lief jedes Mal genau gleich ab. Nur manchmal fickte er sie nicht, sondern zwang sie auf die Knie, damit sie ihm einen blasen konnte. Und jedes Mal sagte er ihr beim Abschied, dass alles ihre Schuld sei. Dass er tat, was er tat, weil sie ein verdorbenes kleines Mädchen sei, das ihn in Versuchung geführt habe. Und dann drohte er wieder damit, sie und ihre Mutter umzubringen. Manchmal fragte sie sich, ob ihre Mutter wusste, was er vorhatte, wenn er mitten in der Nacht aufstand. Nach unten gehen, um noch eine Kleinigkeit zu essen? Um ein Buch zu lesen? Nein. Ihre Mutter wusste Bescheid, sie musste Bescheid gewusst haben, aber nie brachte sie den Mut auf, etwas dagegen zu sagen oder zu unternehmen. Wollte überhaupt nie über Wallace reden. Und Lainie fragte auch nie nach. Zwei Jahre später schließlich verließ er ihre Mutter. Er hatte eine jüngere Frau gefunden, die reich und schön war, und

beantragte die Scheidung. Er überließ ihrer Mutter das weiße Haus in Rockport. Sie verkaufte es und zog mit Lainie in das kleine, einfache Häuschen in Rockland. Es war vorbei. Aber der Makel blieb haften. Er ließ sich nicht abwaschen. Mittlerweile war ihre Mutter tot. Sie hatte Selbstmord begangen, zwei Jahre nachdem Lainie die Highschool abgeschlossen hatte und aufs Colby College gegangen war. Hatte eine Handvoll Xanax gegen die Angst geschluckt und sich in der Badewanne die Pulsadern aufgeschlitzt. Doch Wallace Stevens Albright war immer noch da draußen. Immer noch verheiratet. Mit zwei eigenen kleinen Töchtern. Geachteter Rechtsanwalt. Oft genannter Kandidat für einen Sitz am Bundesgericht. Kinderficker. Scheißkerl.

Erneut warf Lainie einen Blick auf das Time & Temperature Building. 19.55 Uhr, und Hank hatte sich immer noch nicht gemeldet. Sie hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen und verspürte Hunger. Obwohl – oder vielleicht auch weil – sie sich für gewöhnlich streng an ihren Diätspeiseplan, bestehend aus gegrilltem Fisch oder Hühnchen und grünen Salaten, hielt, bekam sie jetzt riesige Lust auf eine von Kyles dicken, knoblauchhaltigen Schweinswürsten, bedeckt mit gedünsteten Zwiebeln und Kyles selbst gemachter Spezialsoße. Von ihrem Ausguck hier oben im sechsten Stock konnte sie die Würstchen zwar nicht sehen, aber sie konnte sich lebhaft vorstellen, wie sie in der eiskalten Luft über der rot glühenden Holzkohle vor sich hin brutzelten. Sie hatte sogar beinahe den Geschmack des ersten heißen Fettspritzers im Mund, der folgte, nachdem man mit den Zähnen die Wurstpelle durchbissen hatte. Lainie merkte, wie ihr das Wasser im Mund zusammenlief. Kurz überlegte sie, ob sie der Versuchung nachgeben, hinunterlaufen und sich eines von diesen verdammenswerten, aber köstlichen Dingen besorgen sollte. Und vielleicht gleich noch ein bisschen Koks dazu. Zwei zum Preis von einem. Wahrscheinlich eine blöde Idee. Aber es würde nur eine Minute dauern. Auch nicht länger als ein Abstecher auf die Toilette. Möglicherweise verpasste sie Hanks Anruf, aber er würde ihr eine Nachricht hinterlassen. Wenn sie Hank allerdings mit ihrem Zwiebel-und-Knoblauch-Atem von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, dann würde er das womöglich abstoßend finden. Na und? Mundgeruch war schließlich kein Grund, jemandem eine Teilhaberschaft zu verweigern, oder? Und vielleicht ersparte sie sich so

das Intermezzo auf dem roten Ledersofa. Andererseits: In weniger als vierundzwanzig Stunden würde sie nur mit einem winzigen Bikini bekleidet an einem wunderschönen Strand in der Sonne liegen. Da sollte nicht einmal der Hauch einer Wölbung ihre nahezu perfekte Figur ruinieren. »Ach, was soll's«, sagte sie schließlich. Sie nahm den FedEx-Umschlag vom Schreibtisch, um ihn in den Briefkasten vor dem Haus zu werfen, und machte sich auf den Weg zum Fahrstuhl. Sie würde einfach das Abendessen ausfallen lassen.

Als sie mit dem Koks in der Tasche und einer heißen Wurst in der Hand von ihrem kurzen Spurt quer über den Platz zurückkam – sie hatte dazu nicht einmal ihren Mantel angezogen –, da hatte Hank immer noch nicht angerufen. Lainie legte die langen, schlanken Beine auf den Schreibtisch und biss herzhaft in ihren saftigen Imbiss. Sie stöhnte quasi laut vor Wonne. Das war besser als Sex. Viel besser. Sie kaute, und dabei kamen ihr die Chorsänger unten auf dem Platz in den Sinn. Plötzlich verspürte sie den drängenden Wunsch nach einem eigenen Kind, einem Kind, mit dem sie Weihnachten feiern konnte. Das sie lieben und beschützen konnte. So, wie ihre Mutter sie beschützt hatte? Nein, besser als sie. Viel besser. Keines ihrer Kinder würde jemals die Hölle erleben, die sie hatte durchmachen müssen. Dafür würde sie sorgen. Kein Kind auf der ganzen Welt sollte so etwas erleiden müssen. Zumindest würde Lainie alles in ihrer Macht Stehende tun, um es zu verhindern. Nun, im Moment erschien ihr das alles ziemlich weit weg. Irgendwann würde es vielleicht so weit sein, aber jetzt musste sie Härte zeigen. *Das Streben sollt aus härterem Stoff bestehen*, hieß es bei Shakespeare.

Ja, dachte sie, *das Streben sollt aus härterem Stoff bestehen*. Besaß sie die Härte, die nötig war, um sie dahin zu bringen, wo sie hinwollte? Lainie Goff aus Rockport, mit Umsteigen in Rockland. Die Überfliegerin und Superstudentin. Die Jahrgangsbeste ihrer Highschool und Gewinnerin eines fast hundertprozentigen Stipendiums für vier Jahre am Colby College und danach noch einmal drei Jahre an der Cornell Law School. Lainie Goff, die alle, einschließlich Hank, nur als brillante, gnadenlose, selbstbewusste Siegertype kannten. Lainie Goff, die alles schaffen, die sich sogar bis ganz nach oben vögeln konnte. Besaß sie wirklich die nötige Härte? Sie war sich nicht sicher. Bis jetzt war es ihr zumindest gelungen, alle anderen zu täuschen. Nur sie selbst kannte die

Wahrheit. Lainie, der Superstar, war ein Phantom. Die wahre Lainie war eine Frau, die keiner Liebe würdig war, nicht einmal ihrer eigenen. Eine Frau, die den Erfolg, nach dem sie so verzweifelt strebte, nur auf dem Rücken liegend erreichen konnte, mit gespreizten Beinen und heruntergelassenem Höschen. Wallace Stevens Albright wäre mächtig stolz auf das, was er geschaffen hatte. Er hatte gewollt, dass sie ihn Daddy nannte. Und wieder einmal hatte er bekommen, was er wollte. Sie war durch und durch seine Tochter.

Das Telefon klingelte. Lainie schluckte den letzten Bissen Wurst hinunter und nahm den Hörer ab.

Kurz vor neun. Lainie Goff presste die Zähne in stiller Wut fest aufeinander, während sie durch die Tiefgarage von Palmer Milliken zu ihrem Wagen ging. Das Klacken ihrer Absätze auf dem Beton unterlegte ihren Zorn mit einem rhythmischen Trommelwirbel. Er hatte sie nicht direkt abblitzen lassen. Nein. Dafür war er viel zu glatt. Zuerst hatte er eigentlich gar nichts Konkretes von sich gegeben. Hatte sie bloß mit der Möglichkeit, abgelehnt zu werden, gepiesackt, so lange, bis er auf seine Kosten gekommen war. Aber dann, während sie immer noch halb nackt vor ihm stand, zog er ihr den Boden unter den Füßen weg.

»Lainie, ich fürchte, du musst dich noch ein bisschen gedulden«, sagte er.

Sie erwiderte nichts. Stand nur da, vor Wut kochend. Starrte ihn mit genau dem hasserfüllten Blick an, der einst Albright vorbehalten gewesen war.

»Bloß noch ein paar Monate«, fuhr er fort, machte den Reißverschluss zu, zog die Sockenhalter hoch. »Ich arbeite daran. Wird schon werden. Versprochen. Wir haben da noch ein paar aussichtsreiche Kandidaten. Janet Pritchard. Bill Tobias.«

Sie fragte sich, ob er die Pritchard auch vögelte. Ob Janets Leistungsnachweise genau so gut ausfielen wie ihre.

»Du weißt genauso gut wie ich«, sagte er, »dass das Komitee eigentlich niemanden zum Teilhaber macht, der nicht mindestens sieben Jahre zur Kanzlei gehört. Und davon bist du ja noch ein ziemliches Stück entfernt. Wahrscheinlich wird man euch Dreien gleichzeitig eine Offerte machen.«

Hatte der Kerl eigentlich gar nichts kapiert? Sie wollte nicht warten, bis

die anderen auch mit ins Boot geholt wurden. Sie wollte ihre Anerkennung als Erste bekommen. Sofort! Aber was, verdammt nochmal, konnte sie daran ändern? Schreien? Kreischen? Den Atem anhalten, bis sie blau im Gesicht wurde? Kündigen konnte sie jedenfalls nicht. Sie brauchte den Job. Sie musste die Raten für ihr Auto bezahlen. Außerdem würde sie ihren Traum von einer Teilhaberschaft bei Palmer Milliken ganz sicher nicht einfach in den Wind schießen. Aber jetzt wusste sie endlich, woran sie war. Solange Hank ihr mit diesem Versprechen nur vor der Nase herumwedelte, ohne es tatsächlich wahr zu machen, so lange hatte er sie genau da, wo er sie haben wollte. Im wörtlichen Sinn genauso wie im übertragenen. Auf den Knien, den Mund über seinen Schwanz gestülpt. Aber sobald es so weit wäre: Scheiß auf den Kerl. Dann konnte er sich eine andere ehrgeizige Rechtsanwältin als Fickmaus suchen.

Ihr Wagen stand auf ihrem Parkplatz. Die Garage war bis auf ihren BMW und Hanks Mercedes leer. Alle anderen waren schon längst in den Weihnachtsferien. Sie drückte auf den kleinen Knopf an ihrem Schlüsselbund. Die Scheinwerfer blinkten. Die Türen wurden entriegelt. Abgelenkt, wie sie war, fiel ihr nicht auf, dass das sonst übliche Klacken nicht zu hören war. Sie ließ sich auf den Fahrersitz gleiten, saß eine Minute lang einfach nur da und gab sich ihrer Wut hin, bis sie schließlich den Zündschlüssel drehte. Der Motor erwachte schnurrend zum Leben. Sie blickte in den Rückspiegel.

Und erstarrte.

»Hallo, Lainie«, murmelte eine vertraute Stimme. »Wir hätten da noch das ein oder andere zu besprechen.«

*Portland, Maine**Freitag, 6. Januar*

McCabe goss das Glas mit einer Hand fast bis zum Rand voll. Zwölf Jahre alter Single Malt, ein Macallan. Kein Eis. Kein Wasser. Milder, teurer Whiskey, nichts für Säufer, eher etwas für Genießer. Aber das war ihm im Augenblick egal. Es war das erste Glas des Abends. Man musste dazu allerdings sagen, dass der knappe Viertelliter, den er sich da eingeschenkt hatte, beinahe die dreifache Menge war wie ein Glas im Tallulah's – und Tallulah behandelte ihre Kundschaft ausgesprochen großzügig. Trotzdem ging McCabe davon aus, dass er mehr als dieses eine leeren würde. Vielleicht sogar sehr viel mehr. Wahrscheinlich so viele, wie er brauchte, um zu verstehen, was da gerade mit Kyra abgelaufen war und warum er sich jetzt so beschissen fühlte. Man konnte es nicht einmal einen Streit nennen, eigentlich. Aber irgendwie doch. Wie auch immer. Es hatte ganz normal angefangen, ein Pas de deux, den sie schon mehrfach miteinander getanzt hatten. Er fragte. Sie lehnte ab. Vertraute Worte. Eine vertraute Melodie. Aber dieses Mal hatte er, weil er etwas anderes hören wollte als sonst, die vertraute Umgebung verlassen und war in unbekanntes Territorium vorgestoßen. Terra incognita, wo Monster wohnten und Schiffe über den Rand der Erdscheibe stürzten.

Er trug eine Trainingshose und nichts darunter. Die Hose war rot, ausgefranst und hatte Löcher an beiden Knien. Am einen Bein zog sich der Schriftzug LAUFTEAM ST. BARNABAS entlang, ein letztes verbliebenes Zeugnis aus McCabes Zeit als Mittelstreckenläufer an seiner Highschool in der Bronx. Er trank einen großen Schluck Scotch, tapste auf Socken über den dunklen Holzfußboden seines Wohnzimmers und ließ sich auf das breite Sims des Fensters sinken, das auf Portlands Eastern Prom hinauszeigte. Den Rücken an die eine, die Füße an die andere Seite der Fensterwölbung gestützt, die Knie angewinkelt, so saß er da und schaute hinaus. Fünf Uhr nachmittags an einem kalten

Januartag. Draußen war es bereits dunkel. Der Wetterbericht hatte Schnee angekündigt, vielleicht sogar einen Schneesturm, aber bis jetzt war noch kein Wölkchen zu sehen. Der beinahe volle Mond hing tief am Himmel. Auf der Straße fuhren ein paar Autos vorbei. Die Äste der jungen Bäume auf der anderen Straßenseite waren gerade noch zu erkennen. Dahinter lag eine weite Fläche, bedeckt mit schmutzigem Schnee, der zum Teil zu gigantischen Hügeln aufgetürmt war. Und dahinter die noch wesentlich weitere Fläche der Casco Bay. Ein langer Streifen Mondlicht brachte die Wasseroberfläche zum Glitzern wie Juwelen. Ein paar silberne Eisbrocken schwammen im Wasser herum. In der Mitte der Bucht waren die charakteristischen geduckten Umrisse von Fort Gorges erkennbar, einem riesigen, sechseckigen Bollwerk aus Steinen und Lehm. Es stammte noch aus der Zeit des Bürgerkriegs und war gebaut worden, um den Hafen von Portland gegen die Angriffe der Konföderierten zu verteidigen. Über das Wasser hinweg waren sogar die Lichter einiger Häuser auf Harts Island zu erkennen.

McCabe spürte, wie die beruhigende, tröstende Wirkung des Alkohols einsetzte. Er dachte erneut über das Geschehene nach und überlegte, ob er es vielleicht noch einmal mit einer Therapie versuchen sollte. Schon im letzten Jahr hatte er ein paar Sitzungen hinter sich gebracht. Der Therapeut, ein Psychiater namens Richard Wolfe, ein kluger und einfühlsamer Mensch, hatte McCabe durchaus Fortschritte attestiert. Dennoch hatte McCabe sich wieder zurückgezogen. Es fiel ihm schwer, sich einem Fremden gegenüber zu öffnen. Aber ihm war auch klar, dass das sein Problem war und nichts mit dem Therapeuten zu tun hatte, also könnte er ja vielleicht noch einmal einen Versuch wagen. Er hatte mit niemandem in seiner Abteilung darüber gesprochen, hatte nicht einmal seiner Krankenversicherung eine entsprechende Meldung gemacht. Ziemlich dämlich wahrscheinlich, aber er wollte bei seinen Mitarbeitern nicht den Eindruck erwecken, als sei er dem Stress nicht gewachsen. Oder bei seinem unmittelbaren Vorgesetzten, Lieutenant Bill Fortier. Oder, noch schlimmer, beim Polizeipräsidenten von Portland, Tom Shockley. Shockley war so durch und durch Politiker, dass er, so viel war McCabe klar, keine Sekunde gezögert hätte, sein Wissen als Druckmittel einzusetzen, um McCabe seinen Willen aufzuzwingen. McCabe leerte sein Glas, stand auf, schenkte sich ein zweites ein und

kehrte zu seinem Beobachtungsposten zurück. Unten drehte ein Jogger trotz Kälte und Dunkelheit seine Runde.

Der Tag fing als belangloser letzter Tag einer belanglosen Woche an, und McCabe hatte Langeweile. Keine Vergewaltigung. Kein Raubüberfall. Kein Mord. Nicht einmal ein stinknormaler Familienstreit, mit dem er sich hätte beschäftigen können. Als hätte ganz Portland plötzlich angefangen, Beruhigungsmittel zu schlucken. Es machte ihn verrückt.

Gegen halb elf ging er dann zum Schießstand im Erdgeschoss der Polizeizentrale und verbrachte die nächste Stunde damit, menschenähnlichen Zielen einen Haufen eng beieinanderliegender Löcher zu verpassen. Ob er vielleicht in den Kraftraum gehen, sich die Handschuhe überstreifen und seine Rastlosigkeit an einem Sandsack auslassen sollte? Stattdessen kehrte er an seinen Schreibtisch zurück und erledigte demonstrativ Papierkram. Gegen ein Uhr mittags rief Kyra an.

»Du darfst mir gratulieren«, sagte sie.

»Okay, ich gratuliere«, gab er zur Antwort. »Und jetzt verrate mir, wozu.«

»Also, heute Morgen haben wir die letzten Bilder für die Ausstellung aufgehängt, und jetzt kommt's: Gloria hat drei von meinen Bildern in der Mitte der vorderen Wand platziert.«

»Das ist gut.«

»Warte. Es wird noch besser. Also, ich hänge jetzt ganz vorne, während Marta Einhorn und ein paar andere sogenannte *bedeutende Künstler von Maine* ...«, Kyra würzte diese Worte mit einer gehörigen Prise Sarkasmus, »... ins Hinterzimmer verlegt worden sind.«

»Und, sind sie jetzt sauer?«

»Noch nicht, aber das kommt garantiert noch, sobald sie es gesehen haben.«

»Du hast von drei Bildern gesprochen. Was ist mit dem vierten?«

»Hängt im Schaufenster.«

»Oha, alles klar! Noch mal Gratulation. Wie wär's, wenn ich einer *bedeutenden Künstlerin von Maine* ein erstklassiges Mittagessen spendieren würde?«

»Das ist also deine Vorstellung von einem vergnüglichen Nachmittag?«

»Ja, na ja, kann sein.«

»Ich hätte da eine bessere Idee«, sagte sie.

»Okay. Welche denn?«

»Warum treffen wir uns nicht einfach in deiner Wohnung, und du findest es heraus?«

»Was? Du willst so mir nichts, dir nichts auf ein kräftigendes Mittagessen verzichten?«

»Oh, man kann nie wissen«, erwiderte sie, und ihre Stimme wurde tief und ein bisschen heiser. »Könnte durchaus sein, dass ich mich noch entschieße, da und dort ein bisschen zu knabbern.« Falls das Kyras Vorstellung von Telefonsex war, dann musste er zugeben, dass es hervorragend funktionierte.

Er blickte sich um, um zu sehen, ob ihn jemand beobachtete. Oder belauschte. Niemand. Keine Minute später hatte McCabe seinen Schreibtisch aufgeräumt, seinen Mantel angezogen und war auf dem Weg zur Tür. Er fragte sich, was er Bill Fortier sagen sollte, falls der sich erkundigte, wo er hinwollte? *Einem Hinweis zu einem aktuellen Fall nachgehen?* Unmöglich. Bill würde sich erkundigen, zu welchem Fall. *Eine kleine Trainingseinheit im Kraftraum?* Schon eher möglich. Mehr als ein Knurren und ein Nicken war da nicht zu erwarten. Vielleicht sollte er einfach die Wahrheit sagen. Das könnte lustig werden. *Tja, ehrlich gesagt, Bill, ich gehe jetzt nach Hause, um eine Nummer zu schieben.* Das würde dem alten Spießer ein paar Rottöne ins Gesicht treiben. McCabe musste grinsen bei der Vorstellung. Dann blickte er hinüber zu Detective Maggie Savage. Sie telefonierte, und es sah nicht so aus, als würde sie demnächst fertig werden. Er signalisierte ihr per Handzeichen, dass er sich aus dem Staub machen wollte. Sie nickte und formte mit den Lippen ein stummes »Okay«. Heute stellte nicht einmal McCabes vierzehnjährige Tochter Casey ein Problem dar. Sie würde direkt nach der Schule mit ihrer Freundin Sarah Palfrey übers Wochenende zum Snowboarden nach Sunday River fahren. Sarahs Eltern besaßen dort eine Eigentumswohnung und hatten Casey eingeladen. Er würde sie vom Auto aus anrufen und fragen, ob sie an alles gedacht hatte, nur um sicherzugehen, dass sie nicht noch unerwartet zu Hause auftauchte.

Eine Stunde später lagen McCabe und Kyra nebeneinander. Ihre Erregung war langsam am Abklingen. Kyra hatte die Augen geschlossen

und lag auf dem Rücken. McCabe hatte sich seitlich auf einen Arm gestützt und zeichnete mit zwei Fingern geistesabwesend eine Acht nach der anderen auf ihren feuchten, nackten Körper. Er dachte darüber nach, wie anders sie war als Sandy, seine erste Frau. Dann beugte er sich zu ihr, und seine Lippen fanden die ihren. »Hmmm«, machte sie, die Augen immer noch geschlossen, und schlang ihm die Arme um den Hals. »Willst du noch mal?«

»Nur, wenn du ganz lieb bitte sagst.«

Sie schlug die hellen blauen Augen auf, die er so sehr liebte, blickte ihm direkt ins Gesicht und lächelte. »Bitte, Sir, ich möchte noch etwas mehr«, sagte sie. Es war eine ganz passable Imitation des jungen John Howard Davies als Oliver Twist in David Leans Verfilmung von 1948. Den hatten sie sich erst gestern Abend zusammen mit Casey im Fernsehen angeschaut.

Und so liebten sie sich noch einmal im schwindenden Dämmerlicht eines kalten Januarnachmittags. Als sie fertig waren, schaute er ihr mit ernstem Blick in die Augen und fragte sie wieder einmal, ob sie ihn heiraten wolle.

Sie rührte sich nicht, aber er spürte, wie sich ihr Körper verkrampfte. Ein, zwei Minuten lang lag sie einfach nur da. »Nein«, sagte sie dann. »Dieses Nein, bedeutet das ›Nein, nicht jetzt‹ oder eher ›Nein, niemals‹?«

»Nein, nicht jetzt.«

»Wieso denn nicht?« Er ließ nicht locker. »Wir sind jetzt seit zwei Jahren zusammen. Das müsste doch eigentlich reichen.«

»Müssen wir unbedingt jetzt darüber reden?«

»Du bist einunddreißig und ich achtunddreißig. Auch auf die Gefahr hin, dass ich mich jetzt typisch irisch anhöre, aber es wird langsam Zeit, dass wir Nägel mit Köpfen machen.«

Sie wälzte sich auf die Seite und stützte den Kopf in die Hand. Seine Hand rutschte von ihrer Brust. Sie musterte ihn eine Minute lang gründlich. »Bis gerade eben war das ein absolut wundervoller Tag. Bitte, mach ihn jetzt nicht kaputt.«

Aber McCabe bohrte trotzdem weiter. Er wusste selbst nicht genau, wieso. »Du hast gesagt, dass du gerne Kinder haben möchtest. Eigene Kinder. Mit mir. Verdammt noch mal, Casey wird im Frühling fünfzehn,

der Babysitter käme also sozusagen frei Haus obendrauf. Zumindest, bis sie aufs College geht.«

»Wie gesagt. Ich bin noch nicht so weit.«

»Weil ich ein Bulle bin?«

»Zum Teil deshalb. Aber das ist nur ein Aspekt.«

»Und was ist der andere Aspekt? Dass du womöglich Schwierigkeiten hast, dich verbindlich auf eine Beziehung einzulassen?«

»Ich will jetzt wirklich nicht mehr darüber reden.«

Er merkte, wie die Wut in ihm hochkochte. »Aber ich, verdammt noch mal.« Er schwang sich aus dem Bett, suchte aus einem Kleiderhaufen in der Ecke seine Trainingshose heraus und schlüpfte hinein. »Wenn es daran liegt, dass ich Polizist bin, dann lässt sich das nicht ändern. Das ist meine Arbeit, das bin ich. Das hast du von Anfang an gewusst.«

Sie betrachtete ihn eine Minute lang. »Das stimmt«, sagte sie. Dann verließ sie das Bett auf ihrer Seite, ging durch das Zimmer und hob nacheinander alle Kleidungsstücke auf, die beim Betreten zu Boden gefallen waren.

»Also, warum hast du dich überhaupt mit mir eingelassen?«

Sie erwiderte seinen Blick, und ihre Stimme hatte plötzlich einen harten Unterton. »Du warst eben gut im Bett.«

»Ach ja? Daher weht also der Wind? Verwöhnte Prinzessin aus gutem Haus mit Kunst-Abschluss in Yale vergnügt sich bei lustigen Paarungsspielchen mit irischem Hengst aus der Bronx? Darum geht es dir? *Nur* darum?«

»McCabe, du kannst so ein verdammtes Arschloch sein. Du weißt genau, dass es nicht darum geht, und ganz nebenbei war das ein echt beschissener Spruch.«

»Ach, tatsächlich? Aber ›Du warst eben gut im Bett‹ nicht, oder wie?«

»Doch. War es. Tut mir leid. Das hätte ich nicht sagen sollen. Hör zu, lass uns doch jetzt damit aufhören und noch mal ganz von vorne anfangen.«

»Okay. Mir tut es auch leid. Fangen wir noch mal von vorne an: Wenn Polizisten so etwas Furchtbares sind, warum *hast* du dich denn dann mit mir eingelassen?«

Sie begann sich anzuziehen. »Erstens sind Polizisten nicht furchtbar. Und zweitens, was das Warum angeht, das ist doch wohl ziemlich

naheliegend. Du warst witzig. Und klug. Und gutaussehend. Und ja, auch gut im Bett. Aber damals habe ich nicht damit gerechnet, dass ich mich in dich verlieben würde. Ich hatte eigentlich generell nicht vor, mich zu verlieben.«

Sie setzte sich auf die Bettkante und fuhr damit fort, sich anzuziehen. »Aber dann ist es doch passiert? Du hast dich in mich verliebt, meine ich?«

»Ja. Ganz genau.« Von der Hüfte aufwärts war sie immer noch nackt. McCabes Blick fiel auf ihre Brüste, und er spürte erneut sein wachsendes Verlangen. Es fühlte sich an wie eine Schwäche. Als hätte sie seine Gedanken gelesen, drehte sie ihm den Rücken zu und schlüpfte in ihren BH. Dann holte sie tief Luft. »McCabe, ich liebe dich wirklich. Auch wenn ich mich manchmal frage, wieso. Also sollten wir jetzt beide lieber den Mund halten, bevor wir irgendetwas sagen oder tun, was wir hinterher bereuen.«

Sie schnappte sich ihre übrigen Kleider, ging ins Badezimmer und schloss die Tür hinter sich. Er hörte Wasser rauschen. Kyra wusch sich. Die Tür ging auf, und sie kam heraus.

Ihm war klar, dass er das Ganze einfach auf sich beruhen lassen sollte, aber er tat es nicht. »Rede einfach mit mir, okay?« Seine Stimme klang jetzt ruhiger. Nicht mehr so aggressiv. »Du hast einmal gesagt, dass du nicht weißt, ob du jemanden heiraten kannst, der in der Lage ist, einen anderen Menschen zu töten. Ist es das?«

»Das habe ich gesagt. Aber das ist nicht der Grund. Damit habe ich mich arrangiert«, erwiderte sie. »Ich glaube, dass du diese Männer getötet hast, weil du keine andere Wahl hattest. Und ich glaube auch, genau wie du, dass die Welt ohne sie besser dran ist.« Sie ließ den Blick durch das Zimmer schweifen. »Hast du meinen Pullover gesehen?«

»Da drüben auf dem Schaukelstuhl. Unter meinen Sachen.«

»Danke.« Sie wühlte ihn hervor und streifte ihn sich über den Kopf. Anschließend holte sie eine Haarbürste aus ihrer Handtasche und stellte sich vor den langen Spiegel auf der Rückseite der Badezimmertür. Er trat hinter sie und betrachtete sie im Spiegel, während sie anfang, ihre kurzen blonden Locken zu kämmen. »Dir ist doch klar, dass das, was ich mache, nichts Falsches ist«, sagte er. »Es ist ein ehrenwerter Beruf. Eine wichtige Aufgabe. Und ich mache sie gern.«

Sie drehte sich um und streichelte ihm über die Wange. »Das weiß ich. Und ich respektiere das. Ich will dich ja gar nicht daran hindern, der zu sein, der du bist, genauso wenig, wie du mich daran hindern willst, Künstlerin zu sein.«

»Aber dann muss es noch einen anderen Grund geben.«

»Also gut.« Sie seufzte tief. »Da du ganz offensichtlich nicht lockerlassen kannst: Ja, da ist noch etwas anderes. Etwas, das mir Angst macht und das ich scheinbar einfach nicht aus dem Kopf bekomme, so sehr ich es auch versuche.«

»Und was genau ist das?«

Kyra antwortete nicht sofort. Sie stand da, den Blick auf sein Spiegelbild gerichtet. Sekunde um Sekunde verging. Eine ganze Minute. »Bitte«, sagte er, »sag mir einfach, was es ist.«

»Also gut, wenn du es unbedingt wissen willst, Carol Comisky macht mir Angst. Um ehrlich zu sein, jagt sie mir sogar eine Höllenpanik ein. Erinnerst du dich an Carol Comisky?«

Natürlich erinnerte er sich an Carol Comisky. Sie war die Witwe eines Polizisten, der im letzten Jahr ums Leben gekommen war. Er hatte versucht, eine Zeugin vor einem Killer zu beschützen, und dieser hatte ihm die Kehle durchgeschnitten, woraufhin er verblutet war. Derselbe Killer hätte damals um ein Haar auch McCabe umgebracht.

»Ja. Kevins Frau. Seine Witwe. Was ist mit ihr?«

»Weißt du noch, wie sie damals bei der Beerdigung ausgesehen hat?«

Sie wusste, dass McCabe sich daran erinnern konnte. Er erinnerte sich an alles. An jedes Wort, das er jemals gehört oder gelesen hatte. An jedes Bild, das er jemals gesehen hatte. Zumindest diejenigen, die so wichtig waren, dass sie ihm auf den ersten Blick aufgefallen waren. Er besaß ein fotografisches Gedächtnis. Die Szene auf dem Friedhof erwachte in außergewöhnlicher Klarheit vor seinem geistigen Auge zum Leben, bis auf den letzten Grashalm. »Ich sehe da in erster Linie eine trauernde Frau. Sie weint nicht, aber sie hat einen grimmigen, irgendwie entschlossenen Ausdruck im Gesicht. Schwarzer Leinenanzug, schwarze Schuhe, flache Absätze. Dunkle, kurze Haare. Kein Hut. Drei Kinder, alle noch im Kindergartenalter, direkt neben ihr. Daneben stehen Kevins Eltern. Direkt dahinter Shockley und Fortier, in voller Paradeuniform.«

»Sieh genauer hin, McCabe«, sagte sie. »Schau dir ihr Gesicht an. Das

ist kein Grimm. Keine Entschlossenheit. Das ist Wut. Sie hat den Blick genau auf uns gerichtet. Auf dich und mich. Voller Zorn. Auf Kevin, weil er Polizist geworden ist. Auf sich, weil sie ihn geheiratet hat. Auf dich, weil du ihn in dieses Zimmer geschickt hast und wahrscheinlich auch, weil du immer noch am Leben bist und er nicht. Und vielleicht am meisten auf mich, weil ich nicht alleine bin, im Gegensatz zu ihr. Was ich in Carol Comisky sehe, ist eine Frau ungefähr in meinem Alter mit drei kleinen Kindern, die neben einem tiefen Loch im Boden steht und gerade jede Chance, die ihr das Leben einmal geboten hat, in dieses Loch stürzen sieht, zusammen mit ihrem toten Ehemann.«

»Mit ihrem toten Ehemann, dem Polizisten?«

»Ganz genau. Mit ihrem toten Ehemann, dem Polizisten. Und weißt du, was sie außerdem denkt? Sie denkt, wenn ihr Mann doch bloß Buchhalter geworden wäre oder Vertreter oder Schlepperkapitän – ganz egal, was, bloß kein Polizist –, dann stünde sie jetzt nicht hier an seinem Grab und müsste diese drei Kinder nicht alleine großziehen. Und daran können weder die blumigen Reden von Chief Shockley noch die Salutschüsse noch die Dudelsackpfeifer, die in ihren dämlichen Schottenröcken auf und ab marschieren und ›Amazing Grace‹ dudeln, irgendetwas ändern.«

»Vielleicht findet sie ja wieder einen Mann.«

»Ja, vielleicht, aber die Chancen stehen nicht allzu gut. Und selbst wenn ... darum geht es mir doch gar nicht.«

»Sondern?«

»Mir ist klar, dass du, auch wenn wir heiraten, aller Wahrscheinlichkeit nicht umgebracht wirst. Das passiert nur den wenigsten Polizisten, und außerdem wirst du ja nicht müde zu betonen, dass wir uns hier in Portland, Maine, befinden und nicht in New York oder Baltimore oder Detroit. Das Problem ist aber, McCabe, dass ich selbst dann, wenn du ein reifes Alter erreichen solltest, in den nächsten fünfzehn, zwanzig Jahren Nacht für Nacht hier liegen muss, während du unterwegs bist und irgendwelche Irren verfolgst. Und ich werde mir die ganze Zeit Sorgen machen, dass du vielleicht nie wieder nach Hause kommst, dass ich dich nie wieder sehe. Vielleicht ist das ungerecht. Vielleicht auch feige. Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass ich mir das im Augenblick einfach nicht zumuten möchte.«

»Kyra, sollen wir uns etwa trennen, nur weil du dir Sorgen um etwas machst, was so gut wie sicher niemals passieren wird?«

»Nein, das sage ich ja gar nicht.« Kyra legte ihm die Hände auf die Schultern und blickte ihm in die Augen. »Ich liebe dich viel zu sehr, um auch nur daran zu denken, dich aufzugeben. Ich sage nur, dass ich bei der Vorstellung, dass wir heiraten und vielleicht sogar Kinder haben könnten, jedes Mal Carol Comisky vor Augen habe, zusammen mit der Frau von Tommy und all den anderen, die allein zurückgeblieben sind.« McCabes Bruder Tommy, Polizist im Rauschgiftdezernat, Tommy, der Drogenfahnder. Er war vor fünf Jahren von einem Drogendealer erschossen worden. »Ich weiß, dass das nicht dein Problem ist, sondern meins«, sagte Kyra. »Vielleicht komme ich eines Tages darüber hinweg, und dann können wir den nächsten Schritt wagen. Aber jetzt im Moment bin ich einfach nicht bereit dazu. Ich geb dir Bescheid, wenn es so weit ist.«

»Kyra«, sagte er. »Menschen sterben eben. Lastwagenfahrer kommen bei Unfällen ums Leben. Cowboys werden vom Pferd geworfen. Und Gott weiß wie viele ruhige Büroangestellte sterben tagtäglich an Herzinfarkten oder Krebs. Wenn Casey den Führerschein macht – und bis dahin sind es keine zwei Jahre mehr –, dann werde ich genau wie jedes andere Elternteil auf der Welt nachts wach liegen und mich davor fürchten, dass das Telefon klingelt und mir irgendjemand erzählt, dass sie einen furchterlichen Unfall hatte und tot oder verkrüppelt ist. Aber das heißt nicht, dass ich ihr den Führerschein oder das Fahren verbieten werde. Und es heißt auch nicht, dass ich sie lieber gar nicht erst in meinem Leben gehabt hätte. Wir können doch unser gemeinsames Leben nicht einfach aufgeben, bloß weil uns irgendetwas Schreckliches zustoßen könnte.«

»Ich weiß. Du hast recht«, sagte sie. »Aber bitte setz mich nicht unter Druck. Das ist etwas, womit ich selbst zurechtkommen muss, und das werde ich auch. Es wird jedenfalls nicht der Grund sein, warum ich dich nicht heirate. Wenn du verstehst, was ich meine.«

»Nein, eigentlich nicht.« Er hakte nicht noch einmal nach, aber jetzt wusste er gar nicht mehr, was er eigentlich fühlte. Irgendetwas zwischen Wut über die Zurückweisung und Angst, dass er sie tatsächlich verlieren könnte.

Kyra nickte, ging dann zum Flurschrank, griff nach einer Fleece-Weste und streifte sie über ihren Pullover. Dann folgte der knallrote Daunenparka von L.L.Bean. Sie ging zur Wohnungstür, blieb aber noch einmal stehen. »Denk daran, heute ist der Erste Freitag, und ich stelle vier Bilder im North Space aus.«

»Der Anlass für unsere kleine Feier.«

»Ja. Und ich bin sehr froh darüber, dass wir das getan haben. Ich bin sehr glücklich, dass ich dich habe. Und es tut mir leid, wenn ich dich unglücklich mache. Aber das geht vorbei.«

Von seinem Ausguck am Fenster aus starrte McCabe auf die unter ihm liegende Bucht und fragte sich, ob er sich tatsächlich zu einem Abend voller Smalltalk mit der Künstlerszene von Portland würde aufraffen können. An den »Ersten Freitagen« hatten die meisten der rund vierzig Kunstgalerien in Portland bis spät in die Nacht geöffnet, viele im Rahmen einer Vernissage mit neuen Werken. Die Galerie North Space war die erfolgreichste und etablierteste von allen. Kyra war stolz darauf, dass Gloria Kelwin, die Besitzerin, von ihrer Arbeit so angetan war. Und bestimmt wäre sie fürchterlich enttäuscht, wenn er sich gar nicht sehen ließe.

Andererseits ... er konnte auch einfach hierbleiben und auf alles andere scheißen. Casey war bis Sonntagabend weg, also konnte er, wenn er wollte, das ganze Wochenende hier sitzen und trinken. Er musste nicht mal einen Fuß vor die Tür setzen, um sich Nachschub zu besorgen. In der Vorratskammer standen noch drei frische Flaschen Macallen und warteten nur auf ihn. Mehr war nicht nötig, um seine persönliche Version von *Das verlorene Wochenende* nachzustellen. Impressionen des von Ray Milland gespielten und an seiner Krankheit zerbrochenen Alkoholikers aus dem Billy-Wilder-Klassiker von 1945 erschienen vor seinem geistigen Auge. Noch so ein Überbleibsel aus McCabes anderem Leben, damals, vor zwanzig Jahren, als er noch ein junger Mochtegern-Regisseur an der Filmakademie der New York University gewesen war. Ob Kyra ihn wohl heiraten würde, wenn er nicht bei der Polizei, sondern im Filmgeschäft gelandet wäre? Wahrscheinlich schon. Die Künstlerin und der Filmemacher. Das passte sehr viel besser als die Künstlerin und der Bulle. Bloß, dass er sie dann niemals kennengelernt hätte. Es wäre ein ganz anderes Leben gewesen.

Er blickte auf die Lichter eines Riesentankers, der gerade dabei war, 80 Millionen Liter Nordsee-Rohöl in den Hafen von Portland zu manövrieren. Ein paar Schlepper zogen und bugsiierten den mächtigen blauen Rumpf zum Hochseeterminal in South Portland, wo das Öl in entsprechende Tanks gepumpt und anschließend durch eine Pipeline zu den Raffinerien nach Quebec weitergeschickt werden würde. Während er zusah, dachte er über die Männer nach, die auf Riesenschiffen wie diesem arbeiteten. Einsame Männer, so nahm er an. Hart. Gewöhnt an ein Leben ohne die tröstliche Gegenwart einer Frau. Ob sie ihn wohl für verweichlicht halten würden? Oder für weinerlich? Weil er hier herumjammerte wegen einer Frau, die bereit war, ihm alles zu geben – aber nur bis zu einem bestimmten Punkt? Vermutlich schon, aber das war ihm eigentlich herzlich egal.

Er rappelte sich auf, nippte noch einmal an seinem mehr als halb vollen Glas und ging dann in die Küche, um den Rest in die Spüle zu schütten. Was für eine Verschwendung eines großartigen Single Malts. Aber er zeigte bereits Wirkung, und ihm war klar, dass es hier nicht darum ging, sich sinnlos zu betrinken. Er wusch das Waterford-Glas aus, das letzte von insgesamt vieren, die seine Schwester Fran, mittlerweile seit zwanzig Jahren Nonne, ihm und Sandy damals zur Hochzeit geschenkt hatte. Was für eine Ironie. Schwester Fran, Tochter eines Trunkenboldes und Braut Christi, schenkt ihrem kleinen Bruder ein paar Whiskeygläser zur Hochzeit mit einem Flittchen. Einem wunderschönen Flittchen, aber eben trotzdem einem Flittchen. Nach dem Scheitern der Ehe hatte Sandy zwei Gläser in ihr neues Leben als Ehefrau eines reichen Investmentbankers mitgenommen. Das dritte war beim Umzug nach Portland kaputtgegangen. Das hier war das letzte, und er hütete es wie einen Schatz. Er trocknete es sorgfältig ab und stellte es zurück in das oberste Regal, sodass ihm nichts zustoßen konnte.

McCabe blickte auf seine Armbanduhr. Fast schon sechs. Wenn er es rechtzeitig zu Kyras Vernissage schaffen wollte, dann musste er sich langsam, aber sicher auf den Weg machen. Er rief Casey auf dem Handy an und vergewisserte sich, dass sie gut in Sunday River angekommen war. Dann stellte er sich kurz unter die Dusche. Bevor er in seine Kleider schlüpfte, schaltete er den kleinen Fernseher in der Zimmerecke ein, um sich den Wetterbericht anzusehen. Minus zehn Grad, gefühlte

Temperatur minus fünfzehn. Über Nacht noch einmal deutlich kälter, dazu heftige Schneefälle nach Mitternacht. Mein Gott. Wann ließ diese gottverdammte, brutale Kälte eigentlich endlich mal nach? Den ganzen Winter ging das jetzt schon so. Er war sogar gezwungen gewesen, seinen inneren New Yorker zu überwinden und sich beim L.L.Bean-Outlet in der Congress Street Thermounterwäsche zu kaufen. Er fand eine lange Unterhose, die noch in der Originalverpackung steckte, packte sie aus und zog sie an, obwohl er die Dinger hasste. Aber er musste zugeben, dass sie die Kälte etwas erträglicher machten. Sein kleiner Schrank war vollgestopft mit den wenigen Sachen, die er zum Anziehen besaß, sowie Kartons mit all dem Zeug, das er bei seinem Umzug vor vier Jahren hierher mitgebracht und immer noch nicht ausgepackt hatte. Er griff nach einer braunen Kordhose und streifte sie über die lange Unterhose. Dazu ein dunkelbrauner Pullover mit Rundkragen. Anschließend sein Sportsakko aus brauner, samtweicher Wolle.

Ein Geschenk von Kyra, das sie kurz vor Weihnachten in einer Edelboutique am Copley Place in Boston erstanden hatte. »Irgendjemand muss dafür sorgen, dass du dich anständig anziehst, McCabe«, hatte sie damals gesagt. »Allem Anschein nach bist du selbst dazu ja nicht in der Lage.«

Er dachte gern an jenes Wochenende zurück. Casey war ebenfalls weg gewesen, bei ihrer Mutter in New York. Sandy hatte erst im letzten Jahr, nach drei Jahren totaler Funkstille, wieder Kontakt mit Casey aufgenommen. Und das war das erste Mal gewesen, dass Casey bei ihrer Mutter übernachtet und Peter Ingram, Sandys neuen Mann, kennengelernt hatte. Der Gedanke daran hatte ihn unruhig gemacht. Nervös. Er hatte eine Ablenkung nötig gehabt. Da ergab es sich, dass eine Studienfreundin von Kyra einen Urlaub plante und Kyra die Schlüssel zu ihrer Wohnung in Cambridge anbot. Also hatten sie sich davongestohlen, nur sie beide, und einen romantischen Kurztrip unternommen. Geplant war, gut zu essen und vielleicht ein Celtics-Spiel mitzunehmen – die Knicks waren zu einem Auswärtsspiel in der Stadt, und Kyras Freundin hatte als Art Director in einer der aufstrebenden und angesagten jungen Werbeagenturen von Boston Zugriff auf Dauerkarten. Am Sonntag wollten sie dann eine Hockney-Ausstellung im Museum of Fine Arts besuchen. Letztendlich war es dann aber beim guten Essen

geblieben. Das Celtics-Spiel ließen sie ebenso ausfallen wie den Hockney und verbrachten das Wochenende abwechselnd im Restaurant und im Bett. Wahrscheinlich hatten sie beide sich das insgeheim von Anfang an so vorgestellt.

Er schnallte seine Dienstwaffe um, eine schwere Smith & Wesson 4506.

Das Portland Police Department stellte gerade auf die Glock 17 um.

Leichter. Exakter. Aus McCabes Sicht eindeutig die bessere Wahl.

Allerdings hatte er noch nicht gewechselt. Er zog den Pullover über die

Pistole und überlegte, was er am besten darüber tragen sollte. Entweder

eine gefütterte Army-Jacke. Die war warm, würde aber über dem

Sportsakko komplett lächerlich aussehen. Oder den alten schwarzen

Kaschmirmantel, den er aus New York mitgebracht hatte. Nicht warm

genug bei diesen Temperaturen, aber eine Alternative gab es nicht. Sollte

es nächstes Jahr wieder so kalt werden, dann würde er ihn vielleicht

durch einen fleecegefüllten Parka ersetzen. Vielleicht auch nicht.

Eigentlich war ihm Erwachsenenkleidung lieber.

Als er auf die Straße trat, schlug ihm eiskalte Luft entgegen. Trotzdem

wollte er die rund eineinhalb Kilometer bis zur North Space Gallery in

der Free Street zu Fuß gehen. Es sollte ja nicht vor Mitternacht anfangen

zu schneien, und die Vorstellung, betrunken in eine Verkehrskontrolle zu

geraten, war alles andere als verlockend. Mit einem Taxi wollte er sich

jetzt auch nicht herumärgern. Zumal ein bisschen frische Luft vielleicht

genau das Richtige war, um seinen Schwips zu kurieren. Schließlich

wollte er bei Kyras Vernissage nicht wie der letzte Idiot dastehen. Auch

wenn er vielleicht einer war. Und wenn er schnell genug ging, kam er

möglicherweise sogar ohne Erfrierungen davon.

Von der Bucht wehte ein gleichmäßiger Wind herein. *Stärke fünf bis*

sechs auf der Beaufort-Skala. McCabe spielte mit diesen Worten. Er

hatte keine Ahnung, was die Beaufort-Skala war, aber es hörte sich gut

an. Das waren genau die Worte, mit denen David Niven eine Schwadron

Spitfires in die Schlacht mit den hässlichen Deutschen geschickt hätte.

Manchmal fragte sich McCabe, ob sein Innenleben vielleicht zu viel

Ähnlichkeit mit dem Geheimleben von Walter Mitty aufwies, jener von

James Thurber geschaffenen Romanfigur, die mit Hilfe von Tagträumen

immer wieder aus den Unannehmlichkeiten der Realität zu fliehen

versucht. War er darum Polizist geworden? Um seine geheimen

Fantasien auszuleben?

McCabe wandte sich nach rechts und ging die Prom entlang, wobei er den Mantel noch ein wenig fester um seinen Körper zog. Er stammte noch aus seiner ersten Zeit bei der New Yorker Polizei, und man sah und fühlte ihm sein Alter an. Zerschlissene Ellbogen. Ausgefranzte Aufschläge. Vielleicht würde Kyra ja noch einmal in Boston mit ihm einkaufen gehen. Er bog nach rechts in die Vesper Street ein. Der Wind kam jetzt von hinten, und das fühlte sich besser an. Ein paar Leute mit Hunden kamen ihm entgegen. Wer sie waren, ob Mann oder Frau, blieb unter dicken Kapuzenparkas und Stiefeln verborgen. Ein idealer Abend für Straßenräuber. *Wie sah der Räuber denn aus, Madam? Na ja, Herr Wachtmeister, er hatte einen dicken Parka an, mit so einer Fellkapuze.* Lauter Nanuks, entsprungen aus Robert J. Flahertys bahnbrechendem Dokumentarfilm von 1922. Perfekt ausgerüstet, um sich durch die Tundra zu schlagen. Das Buch über den britischen Entdecker Shackleton und seine *Endurance*-Expedition fiel ihm ein. Der hatte mitsamt seinem Schiff einen ganzen Winter im antarktischen Eis verbracht und zum Schutz vor der Kälte lediglich einen gefütterten Burberry-Mantel getragen. Steife Oberlippe? Aber auf jeden Fall. Und nicht etwa deshalb, weil Shackleton Brite war. Die Lippe war einfach nur steifgefroren. Er bog nach links in die Congress Street und ging in westlicher Richtung den Munjoy Hill hinunter. Trotz der seit einem Jahrzehnt in Gang befindlichen Restaurations- und Aufwertungsbemühungen hatte sich das Viertel am Munjoy Hill die Atmosphäre einer Arbeitersiedlung bewahrt. Eher kleine Holzhäuschen, viele noch aus der Zeit um 1900. Die meisten in Eigentumswohnungen aufgeteilt. Heute Abend waren die Häuser alle fest verrammelt, die Vorhänge zugezogen. Er ging weiter und begegnete einigen Paaren auf dem Weg in eine der Kneipen oder eines der Restaurants, die hier wie Pilze aus dem Boden schossen – The Front Room, der Blue Spoon, die Bar Lola ... und natürlich auch sein zweites Zuhause, das Tallulah's. Allesamt voll mit Gästen, schließlich war es Freitagabend. Und vor jedem standen ein paar unerschrockene Mittzwanziger, die verzweifelt genug waren, der Kälte zu trotzen, nur um ihre Tagesration Nikotin zu inhalieren. Seine Gedanken wanderten zurück zu Kyra. Zu dem Streit, wenn es denn einer gewesen war. Warum war er überhaupt so scharf darauf, noch

einmal zu heiraten? Seine Ehe mit Sandy war eine einzige Katastrophe gewesen. Abgesehen davon natürlich, dass Casey dabei herausgekommen war – ohne Frage das Beste, was ihm je passiert war. Schon sehr verwunderlich, dass der Körper dieser selbstsüchtigen Zicke so ein wunderbares Kind hervorgebracht hatte. »Nie wieder«, das war das Einzige gewesen, was sie nach den neunstündigen Wehen gesagt hatte. Wollte ihre neugeborene Tochter nicht einmal auf den Arm nehmen. Stillen? Nie im Leben!

Also warum wollte er sich dieses ganze Eheding noch einmal antun? Nun, zum einen war Kyra nicht Sandy. Sie waren ungefähr so unterschiedlich, wie zwei hinreißende, verführerische Frauen bloß sein konnten. Aber warum konnte er dann nicht einfach seine Beziehung mit der hinreißenden, verführerischen Kyra genießen und die Option Ehe einfach streichen? Das war eine Frage, die jeder Therapeut ihm stellen würde. Er musste sich eine Antwort darauf einfallen lassen.

Als McCabe die Washington Avenue überquerte, machte die Kälte ihm allmählich zu schaffen. Seine Ohren und Zehen waren dabei taub zu werden, und, betrunken oder nicht, er fing an zu bereuen, dass er sich zu Fuß auf den Weg gemacht hatte. Natürlich wurde er nach und nach wieder nüchtern, aber nicht schnell genug. Er kam an einem neuen Laden vorbei, dem Frost Line Café, tagsüber eine Kaffeebar und abends ein Kabarett-Club mit offener Bühne. Er blieb stehen und versuchte einen Blick hineinzuworfen, aber die Fenster waren von innen vollkommen beschlagen.

Er trat ein und arbeitete sich durch die lärmende Menge bis zur Theke. Dort bestellte er bei einer massigen, mit Piercings übersäten jungen Frau eine kleine Tasse Kaffee. Die Bedienung trug so viel Make-up, dass sie aussah, als wäre sie direkt von den Dreharbeiten zu Ernst Lubitschs *Carmen* hierhergeflüchtet. War sie vermutlich auch. Konnte bloß ihre Kastagnetten nicht finden. Nur ihr hundertprozentiger Maine-Akzent wollte so gar nicht zu der ganzen Aufmachung passen. Sie drückte ihm einen Tonkrug in die Hand, der auch als Suppenterrine durchgegangen wäre, und deutete auf eine Reihe Thermoskannen am anderen Ende der Theke. Sagte, dass er sich selbst bedienen solle. Er schenkte sich ein und fügte dem starken Gebräu einen kräftigen Schuss Milch hinzu. Wahrscheinlich konnte er die Kalorien gut gebrauchen, schließlich hatte

er schon eine ganze Weile nichts mehr gegessen.

Am anderen Ende der Kneipe grölte gerade eine Sängerin ihre Version des Dixie-Chicks-Songs »Not Ready to Make Nice« ins Mikrofon. Das Publikum schien allerdings eher daran interessiert, sich zu unterhalten als ihr zuzuhören. Natalie Maines hatte nichts zu befürchten. McCabe ließ den Blick durch den Raum schweifen, auf der Suche nach einem Platz, wo er sich mitsamt seiner Mega-Tasse unterbringen konnte, da spürte er, wie sein Handy vibrierte. Aber bis er es unter seinen drei Kleidungsschichten endlich hervorgezerzt hatte, war die Leitung schon wieder tot. Maggie hatte versucht, ihn zu erreichen. McCabe verspürte die Versuchung, nicht zurückzurufen. Der Anruf hatte mit Sicherheit nichts Gutes zu bedeuten, und er musste jetzt unbedingt zu Kyra. Doch noch während er überlegte, wusste er, dass er das nicht machen konnte. Wenn irgendetwas passiert war, dann musste er wissen, was. Er ging zur Herrentoilette. Aller Wahrscheinlichkeit nach könnte er dort Maggies Stimme hören, in der Wärme bleiben und hätte gleichzeitig ein wenig Privatsphäre. Er verriegelte die Tür hinter sich. Die Stimme des Möchtegern-Dixie-Chicks wurde leiser. Er wählte Maggies Nummer.

»Wo steckst du, McCabe?«

»Auf einer Männertoilette in der Congress Street.«

»Gut. Was immer du da vorhast, könntest du, sobald du fertig bist, so nett sein und deinen Arsch hier runter zum Fish Pier bewegen? Zum äußersten Ende, ganz am Wasser. Sieht so aus, als gäbe es da ein kleines Problem.«

Großartiges Timing. »Was denn für ein Problem?«, wollte er wissen.

»Eins von der mörderischen Sorte«, erwiderte Maggie.

Maggie – Detective Sergeant Margaret Savage – war McCabes Nummer zwei im Dezernat für Personendelikte beim Portland Police Department. Vor vier Jahren hatte Chief Shockley sich der Entscheidung der Gewerkschaften widersetzt und McCabe aus New York nach Portland geholt. Seither arbeiteten Maggie und er zusammen. Zwar gab es im Haus eine lange Tradition, die besagte, dass die leitenden Ermittler die Ermittlungen leiteten, während die Detectives die ganze Arbeit machten, aber McCabe erledigte die Drecksarbeit gerne selbst – besonders, wenn es sich um einen Mord handelte. Und am liebsten arbeitete er mit Maggie zusammen.

»Gibt's noch irgendwas, was ich wissen müsste?«

»Viel weiß ich selbst noch nicht. Ein Streifenbeamter hat die Leiche bei einer Routinekontrolle entdeckt. Wir haben sie noch nicht identifiziert. Eine junge Weiße. Im Kofferraum eines Autos, möglicherweise ihres eigenen, das illegal auf dem Pier abgestellt war. Sie ist tot, nackt und steinhart gefroren.«

Letzteres war nicht weiter verwunderlich, wenn sie schon eine Weile in dem Kofferraum gelegen hatte. Aber leider bedeutete eine gefrorene Leiche auch, dass keinerlei Verwesung stattgefunden hatte. Ohne Verwesung keine genaue Bestimmung des Todeszeitpunktes. Ohne Todeszeitpunkt keine Möglichkeit, Alibis zu überprüfen. Jemand klopfte an die Toilettentür. »Bin gleich so weit«, rief McCabe dem

Anklopfenden zu. Er kehrte der Tür den Rücken und drehte die Wasserhähne auf, um seine Worte zu übertönen. »Sonst noch was?«

»Bloß, dass das Auto ein nagelneues BMW-Cabrio ist. Zugelassen auf eine Elaine Elizabeth Goff aus Portland. Ein Typ, der bei einer Seeversicherung auf dem Kai arbeitet, hat den Wagen zwar schon gestern Morgen im Parkverbot stehen sehen, hat sich aber erst heute bei uns gemeldet, vor einer Stunde ungefähr.«

»Hast du Fortier schon angerufen?«

»Ja. Hab ihm erzählt, was ich dir gerade auch erzählt hab. Er hat gesagt, er gibt Shockley Bescheid.« Bei Tötungsdelikten wollte Chief Shockley immer auf dem neusten Stand der Ermittlungen sein. In Portland passierten nicht viele Morde, und wenn, dann wollte er den Pressevertretern gegenüber auf keinen Fall einen uninformierten Eindruck machen. Schon gar nicht der Pressevertreterin gegenüber, mit der er ins Bett ging.

Es klopfte erneut. »Bloß noch eine Minute, verdammt noch mal«, brüllte McCabe in Richtung Tür. Dann sagte er ins Handy: »Okay, Mag, bin gleich da.« Er beendete das Gespräch und verließ die Toilette. Der Anklopfer warf McCabe einen Blick zu, der wohl vernichtend wirken sollte. McCabe lächelte zuckersüß zurück. »Bitte sehr.« Er schlängelte sich durch die Menschenmenge und zur Tür hinaus. Als er auf der Straße stand, rief er Kyra an.

»Sag nichts«, meinte sie. »Ich kann's mir denken. Du kommst nicht.« Sie klang eher enttäuscht als wütend.

»Du hast recht, ich komme nicht, aber es ist nicht, was du denkst. Ich war gerade auf dem Weg in die Galerie, da hat Maggie angerufen. Auf einem der Anleger ist eine Leiche entdeckt worden.«

»Ermordet?«

»Sieht ganz danach aus.«

»Das tut mir leid«, sagte sie.

»Mir auch. Alles tut mir leid. Ich will, dass du das weißt. Und ich will, dass du weißt, dass ich gerne dort bei dir wäre. Sind viele Leute da?«

»Sehr viele, vor allem, wenn man das Wetter bedenkt.«

»Gibt es schon eine Reaktion von den *anderen* bedeutenden Künstlern von Maine?«

»Ehrlich gesagt, Marta Einhorn hat ausgesprochen liebenswürdig reagiert. Die anderen haben nicht viel gesagt. Oh, und Joe Kleinerman vom *Press Herald* ...«

»Der Kunstkritiker?«

»Ja, genau. Er will einen Artikel über meine Arbeit schreiben.«

McCabe sah einen Streifenwagen auf der Congress Street nach Osten fahren. Er stellte sich mitten auf die Straße und winkte ihn zu sich. »Das ist toll. Hör zu, ich muss jetzt los. Ich liebe dich. Das sollst du auch noch wissen.«

»Ja. Ich dich auch.«

McCabe legte auf. Am Steuer des Wagens saß ein junger, asiatisch aussehender Streifenbeamter. McCabe beugte sich in den Wagen und zeigte ihm seine Dienstmarke, nur für den Fall, dass der Mann ihn nicht erkannte. Das war aber nicht nötig. Durch den Fall Lucas Kane im letzten Jahr war McCabe eine kleine Berühmtheit geworden, nicht nur in Polizeikreisen, sondern so ziemlich überall in der Stadt. Sogar in New York war der ein oder andere Artikel über ihn erschienen. »Hallo, Sergeant. Was kann ich für Sie tun?«

Auf dem Namensschild des Polizisten stand T. Ly. Vermutlich der kürzeste Nachname in der Geschichte des Departments. Wahrscheinlich Kambodschaner, dachte McCabe. In Portland lebten einige Kambodschaner, überwiegend Flüchtlinge, die in den Neunzigerjahren hierhergekommen waren.

»Ly wie Lee?«, sagte McCabe in fragendem Ton. »Ist das die richtige Aussprache?«

Der Mann nickte. »So ungefähr.«

»Können Sie mich zum Fish Pier bringen? Schnell?«

McCabe quetschte sich auf den Beifahrersitz. Der Bordcomputer des Streifenwagens ließ ihm nicht viel Platz. Ly schaltete Sirene und Warnlicht ein, machte mitten auf der Congress Street eine 180-Grad-Wende und raste los. Keine zwei Minuten später erreichten sie den Fish Pier, einen weitläufigen Gebäudekomplex nahe der Commercial Street, direkt am Wasser. Hier waren verschiedene Firmen angesiedelt, die alle irgendwie mit der Fischindustrie zu tun hatten, besonders mit der Not leidenden Grundfischerei. Ein Streifenwagen versperrte ihnen den Weg. Ly stellte die Sirene ab und ließ das Fenster herunter. Der Wind heulte noch lauter als zuvor. Ein Polizist beugte sich zu ihnen herunter. »Hallo, Sergeant. Fahren Sie ganz bis ans Ende des Anlegers.« Er deutete in die Richtung. »Neben dem Schiffswartungsgebäude stehen schon ein Haufen Streifenwagen. Die können Sie gar nicht verfehlen.« Ly folgte dem sich windenden Weg bis zum Ende des Piers. Zur Linken registrierte McCabe die rechteckige Silhouette des Portland Fish Exchange. Noch vor ein paar Jahren wäre das Gebäude um diese Uhrzeit hell erleuchtet und voller Menschen gewesen. Aber heute war es dunkel und leer. Früher war die Halle ein blühender Umschlagplatz gewesen, in dem die Fischer aus Portland sowie etlichen anderen Häfen von Maine ihren Fang zum Kauf anboten, doch mittlerweile herrschten harte Zeiten für die Fischbörse. Die Regierung hatte mit dem Ziel, die Fischbestände zu vergrößern, strenge Fangquoten erlassen und die Fischfangtage auf ein absolutes Minimum reduziert. Die Fangzahlen sowie die Einnahmen waren kontinuierlich gesunken. Und irgendwo hatte McCabe gelesen, dass die mächtige Anti-Hummerfischer-Lobby zu allem Überfluss auch noch durchgesetzt hatte, dass die Fischer die wenigen Hummer, die sich in ihre Netze verirrten, nicht mehr wie bisher frei verkaufen durften. Sie mussten sie ins Meer zurückwerfen. Oder aber nach Hause schmuggeln, um sie im Freundeskreis zu verspeisen.

Angesichts der ständig schrumpfenden Fischmenge fanden die Fischauktionen nicht mehr, wie einst, täglich um die Mittagszeit statt, sondern nur noch in unregelmäßigen Abständen. Die halbe Zeit fielen sie ganz ins Wasser. Einige der alteingesessenen Fischerfamilien waren im

Begriff, aus dem Geschäft gedrängt zu werden. Andere waren die Küste hinabgezogen, nach Gloucester, wo der Verkauf von verirrt Hummern noch erlaubt war. Und die wenigen, die dageblieben waren, waren nicht besonders zufrieden mit ihrer Existenz.

Am Ende des Anlegers, neben dem Schiffswartungsgebäude, sah McCabe ein ganzes Rudel Streifenwagen des Portland Police Department stehen, alle mit blinkenden Warnlichtern. Dahinter begrenzte gelbes Absperrband den Fundort der Leiche. Ly hielt neben den anderen Fahrzeugen an. Ein halbes Dutzend Polizisten mit Atemwolken vor den Mündern stampfte mit den Füßen, rieb sich die Hände oder verschaffte sich sonst irgendwie Bewegung, um nicht völlig auszukühlen. Zwei hatten sich vor dem Absperrband aufgebaut und sorgten dafür, dass kein Unbefugter den Tatort betreten konnte. Die anderen leisteten ihnen Gesellschaft. Ein Notarztwagen fuhr gerade wieder weg. Bei einer Leiche gab es für die Sanitäter nichts zu tun. »Hey.« Maggie Savage begrüßte McCabe, als er aus dem Auto stieg. Sie steckte in einem dunkelblauen Gore-Tex-Parka, die Hände in den Taschen, hatte eine Wollmütze tief über beide Ohren gezogen und ihre Dienstmarke an ihrer Kleidung befestigt.

»Selber hey. Was haben wir denn?« McCabe borgte sich Lys Taschenlampe, und sie näherten sich einem bronzefarbenen BMW-Cabrio am Ende des Anlegers. Die Schnauze des Wagens zeigte in Richtung Stadt. Die Fahrertür sowie der Kofferraumdeckel standen weit offen. Der Leiter der Kriminaltechnik, Bill Jacobi, und einer seiner Mitarbeiter waren schon fleißig dabei, zu fotografieren und abzumessen, Skizzen anzufertigen und sich Notizen zu machen. Der Wagen war leicht schräg geparkt, elegant flankiert von zwei Betonpfeilern, die vom Ende des Anlegers in den Fore River ragten, den kurzen Mündungsarm, der das äußerste Ende des Hafens von Portland markierte. Die Hinterräder befanden sich nur einen knappen Meter von der Kante entfernt, sodass die Kriminaltechniker gerade noch um das Heck des Wagens herumgehen konnten, ohne ins Wasser zu fallen. In den blitzblank polierten Kotflügeln spiegelten sich die Lichter aus den umstehenden Gebäuden sowie von der etwas weiter entfernten Casco Bay Bridge. Der Wagen hätte auch im Vorführraum eines Autohändlers stehen können. Wie eine Anzeige in irgendeinem Hochglanzmagazin schien das

verdammt Ding förmlich zu schreien: *Hey, schau mich an! Bin ich nicht sexy?* McCabe kam das nicht wie Zufall vor. Der Wagen war absichtlich so platziert worden. Irgendjemand hatte gewollt, dass er auffiel.

Während sie dastanden und sich das Szenario betrachteten, streckte Maggie ihm eine Packung Tic-Tacs entgegen. »Da. Du solltest, glaube ich, ein paar von den Dingen lutschen, bevor du jemand anderen anhauchst.«

»So schlimm?«

»Nicht für jemanden, der einen guten Single Malt zu schätzen weiß. Aber ich könnte mir vorstellen, dass Jacobi das vielleicht nicht unbedingt mitkriegen soll. Oder die Streifenbeamten. Hast du schon ordentlich gefeiert?«

»Das ein oder andere Glas hatte ich wohl schon.« Er beließ es dabei und steckte sich zwei weiße Pastillen in den Mund. Wenn er ehrlich war, ihm war ein kleines bisschen schlecht. Und er hätte wohl auch seine Schwierigkeiten gehabt, auf der sprichwörtlichen geraden Linie zu laufen. Er gab ihr die Schachtel zurück. »Gibt es irgendwas Neues?«, wollte er dann wissen, nicht ohne sich zu fragen, ob seine Aussprache womöglich ein bisschen undeutlich war.

»Nur das, was ich schon am Telefon gesagt habe. Eine weibliche Leiche im Kofferraum«, sagte Maggie. »Steinhart gefroren.«

McCabe zitterte. »Ich kann mir vorstellen, wie sie sich fühlt.«

»Sie wurde da so reingequetscht, ich habe keine Ahnung, wie wir sie rauskriegen sollen. Zumindest, solange sie nicht aufgetaut ist.«

»Wer hat eigentlich die Meldung gemacht?«

»Ein gewisser Doug Hester, um kurz nach sechs.«

Also ungefähr um die Zeit, als er beschlossen hatte, zu Kyras Ausstellung zu gehen.

»Hester arbeitet in einem Büro da drüben«, fuhr Maggie fort. »Das da im ersten Stock, wo das Licht brennt. Er betreibt eine Seeversicherung, als Ein-Mann-Betrieb. Er kann das Auto von seinem Schreibtisch aus sehen. Es steht seit mindestens gestern Morgen um halb acht dort im absoluten Halteverbot. Da ist er nämlich zur Arbeit gekommen.«

Sechsenddreißig Stunden. »Und warum hat er dann so lang gebraucht, um es zu melden?«

»Er war ja bei Weitem nicht der Einzige. Mindestens fünfzig Leute

müssen den Wagen da stehen gesehen haben, und trotzdem hat sich geschlagene zwei Tage lang niemand gemeldet, weder bei uns noch beim Abschleppdienst. Ich habe Hester gefragt, wieso nicht. Er hat gesagt, dass man sich hier nur ungern in die Angelegenheiten anderer Leute einmischt.«

McCabe nickte. Das kam ihm bekannt vor. Man will nicht in irgendetwas verwickelt werden. Man ist zu höflich. Zu ängstlich. Zu bequem. Ein Riesenproblem, nicht nur für ihn, sondern für seine Kollegen überall im Land. Das machte ihm schwer zu schaffen, aber er hatte keine Ahnung, was man dagegen unternehmen konnte.

»Er hat gesagt, dass das Auto ihn nicht weiter gestört hat«, fuhr Maggie fort. »Und sonst anscheinend auch niemanden. Also hat er sich, Zitat, ›um sein' eig'n' Kram gekümmert«, Zitatende. Außerdem sei es nicht ungewöhnlich, dass die Frau eines Kutterkapitäns ihrem Mann ein Auto dalässt, damit er nach der Rückkehr schneller zu Hause ist.«

»Und warum hat er dann doch noch bei uns angerufen?«

»Er hat sich überlegt, dass vermutlich keine der Fischerfamilien, die er kennt, ein nagelneues BMW-Cabrio fährt, schon gar nicht jetzt, wo das Geschäft so dermaßen im Keller ist. Und selbst wenn, dann würden sie es bestimmt nicht zwei Tage lang auf dem Anleger stehen lassen. Also hat er sich irgendwann entschlossen, mal hinzugehen und sich den Wagen ein bisschen genauer anzuschauen. Da sieht er dann, dass der Zündschlüssel steckt. Und dass die Fahrertür nicht abgeschlossen ist.«

»Und jetzt haben wir überall seine Fingerabdrücke?«

»Wahrscheinlich. Obwohl er behauptet, dass er nur die Tür angefasst hat. Na ja, jedenfalls ist er dann endlich misstrauisch geworden und hat uns angerufen.«

»Okay, als Hester am Mittwochabend von der Arbeit nach Hause gefahren ist, war der Wagen noch nicht da, erst am nächsten Morgen. Also hat während dieser zwölf Stunden irgendjemand – vermutlich der Killer, aber möglicherweise auch das Opfer – das Auto hierhergebracht und es an der auffälligsten Stelle auf dem ganzen Anleger abgestellt.«

»Sieht ganz danach aus.«

»Warum?«

»Das wissen wir nicht.«

»Hat Hester den Kofferraum aufgemacht?«, erkundigte sich McCabe.

»Nein. Das war der Beamte, der nach Hesters Anruf als Erster hier war. Joe Vodnick. Er hat den Kofferraum geöffnet und die Leiche entdeckt. Das ist jetzt etwas über eine Stunde her.«

»Gab es einen hinreichenden Verdacht, der es rechtfertigte, den Kofferraum zu öffnen?«

»Ich fürchte, das ließe sich in Frage stellen.«

McCabe überlegte. Falls das Auto dem Opfer gehörte, dann war das Öffnen des Kofferraums nicht weiter schlimm. Elaine Goff, oder wer immer es sein mochte, würde sich nicht über eine widerrechtliche Durchsuchung beschweren. Schließlich war sie tot und steckte in diesem Kofferraum. Andererseits, wenn es sich bei der Toten nicht um Goff handelte oder wenn Goff die Tat begangen hatte oder irgendwie in Verbindung zum Täter stand, dann bestand die Gefahr, dass die Ermittlungen, schon bevor sie begonnen hatten, juristisch hinfällig waren. »Welcher ist denn Vodnick?«

»Der Große da drüben, auf der rechten Seite.«

Vodnick war wirklich groß. Fast zwei Meter. Gebaut wie ein Football-Profi. Wog vermutlich an die 120 Kilo. Er alberte gerade mit ein paar seiner Kollegen herum.

»Hast du ihn gefragt, ob es einen hinreichenden Verdacht gab?«

»Er hat gesagt, der Wagen wäre ihm verdächtig vorgekommen.«

»Verdächtig vorgekommen? Na toll. Geht's vielleicht eine Spur konkreter?«

»Nein. Er hat bloß gesagt, dass da eben dieser teure Wagen stand, seit zwei Tagen geparkt an einer Stelle, wo er absolut nichts verloren hatte. Nicht abgeschlossen. Schlüssel im Zündschloss. Er hat sich bei der Zentrale erkundigt, aber das Auto war nicht als gestohlen gemeldet. Also hat er sich mal den Kofferraum angeschaut. Hör zu, Mike, ich weiß nicht, was ein Richter dazu sagen würde, aber wenn es anders gelaufen wäre, hätten wir sie höchstwahrscheinlich gar nicht entdeckt. Gut möglich, dass sie so lange auf irgendeinem Abschleppplatz herumgestanden hätte, bis sie aufgetaut und jemandem der Gestank aufgefallen wäre. Ich finde, er hat alles richtig gemacht.«

»Immer vorausgesetzt, dass nicht so ein aalglatter Verteidiger daherkommt und den ganzen Fall wegen eines Formfehlers einfach abbügelt. Ich nehme an, dass auch Vodnick Fingerabdrücke auf dem

Wagen hinterlassen hat?«

»Nur am Türgriff und am Öffner für den Kofferraumdeckel, der sich links vom Lenkrad unter dem Armaturenbrett befindet. Angeblich hat er aufgepasst, um eventuelle andere Abdrücke nicht zu verschmieren.«

Für eine lange Minute stand McCabe schweigend da, atmete die kalte, feuchte, nach Algen und fauligem Fisch riechende Luft ein, ließ den Blick über die Szenerie gleiten, brannte jede Einzelheit auf die Festplatte in seinem Kopf. Ein nagelneuer BMW, unverschlossen, mit steckendem Zündschlüssel, seit zwei Tagen hier abgestellt. Ein Wunder, dass niemand versucht hatte, ihn zu stehlen. In New York wäre der Wagen im Handumdrehen verschwunden gewesen. Vielleicht hatte der Täter das sogar gewollt. Dass irgendein ahnungsloser Jugendlicher damit eine Spritztour unternahm. Überall seine Fingerabdrücke hinterließ. Dann geschnappt und des Mordes beschuldigt wurde, ohne dass jemand seinen Beteuerungen glaubte. Kein schlechter Plan. Hätte funktionieren können. Nur dass das hier Maine war und kein Mensch auf den Gedanken gekommen war, ihn zu stehlen.

An jeder Seite des Anlegers waren ein halbes Dutzend Kutter festgemacht, jeweils zwei auf gleicher Höhe nebeneinander. Allesamt relativ große, professionelle Fischerboote. Ein paar der Namen waren zu erkennen. *The Emma Anne*. *The Katie James*. *The Old Jolly*. Sie wirkten düster und leer, und kein einziges Boot sah besonders fröhlich aus. Ob eines davon in der Nacht, als der Wagen auf dem Pier abgestellt wurde, auch hier gelegen hatte? Ob vielleicht irgendjemand etwas gesehen hatte? Wahrscheinlich nicht. Hier war vermutlich ein ständiges Kommen und Gehen von Booten, die Eis und Diesel an Bord nahmen. Fische zum Verkauf entluden. Aber trotzdem, das musste überprüft werden.

»Wer kümmert sich eigentlich hier im Hafen um die Boote?«, erkundigte er sich bei Maggie.

»Was meinst du damit?«

»Wer ist für die Versorgung zuständig? Mit Diesel. Wasser. Eis. Solchen Sachen.«

»Das weiß ich sogar zufällig. Eine Firma namens Vessel Services. Gleich da drüben. Ich kenne jemanden, der da arbeitet.«

»Die haben doch bestimmt ein Verzeichnis mit den Booten, die von Mittwochnachmittag bis Donnerstagvormittag hier gelegen haben,

oder?«

»Wahrscheinlich. Aber falls du auf Augenzeugen hoffst: Warum sollte irgendjemand freiwillig eine eiskalte Nacht an Bord eines Fischkutters zugebracht haben?«

»Möglich wär's.«

»Ein Boot aus einer anderen Stadt vielleicht. Aber eines aus Portland? Das glaube ich kaum. Die Leute sind so oft auf See, die nutzen doch jede Gelegenheit, Zeit mit ihren Frauen oder Freundinnen, oder wen sie sonst so auftreiben können, zuzubringen. Vor allem bei so einem Wetter.«

»Kannst du deinen Bekannten bei Vessel Services bitte trotzdem fragen? Vielleicht haben wir ja Glück.«

Maggie versprach es. McCabe ließ seine Gedanken wieder um das Bild kreisen, das sich ihm bot. Der BMW stand mit dem Heck dicht an der Kante des Anlegers. Warum? Hatte der Täter vorgehabt, die Leiche ins Wasser zu werfen? Und wenn ja, warum hatte er es nicht getan?

Vielleicht war sie ja bereits im Kofferraum festgefroren gewesen, und er hatte sie nicht mehr herausbekommen. Vielleicht war er von einem Passanten oder jemandem auf einem der Schiffe gestört worden. Ein weiterer möglicher Zeuge.

»Wissen wir schon etwas über diese Goff?«, wollte er wissen.

»Nicht viel. Ihr voller Name lautet Elaine Elizabeth Goff.

Rechtsanwältin bei Palmer Milliken. Neunundzwanzig Jahre alt. Single. Wohnt ...«, Maggie unterbrach sich, »... vielleicht auch *wohnte* in der Brackett Street 342 hier in Portland. Das Auto ist neu. Tag der Erstzulassung war der erste Dezember.«

»Und wir gehen davon aus, dass das im Kofferraum Elaine ist?«

»Ja, davon gehen wir aus. Offiziell ist sie aber immer noch eine nicht identifizierte Leiche.«

»Hast du schon versucht, sie zu erreichen?«

»Sie steht nicht im Telefonbuch. Hat wahrscheinlich nur ein Handy. Auf ihrem Anschluss bei Palmer Milliken habe ich's auch schon probiert, aber nur die Mailbox erreicht. Jetzt warte ich auf einen Anruf von der Zentrale, die gerade versuchen, ihre Handynummer rauszukriegen. Und ich habe Tom Tasco gebeten, ihren Vermieter ausfindig zu machen.«

Tasco war einer der dienstältesten Detectives im Dezernat.

McCabe sog die kalte Luft noch einmal tief ein. So langsam wurde er

etwas klarer im Kopf, aber schlecht war ihm immer noch. »Kennen wir eigentlich die Todesursache?«

»Rein äußerlich ist nichts zu erkennen.«

»Keine offensichtlichen Wunden oder Verletzungen?«

»Ein paar Stellen, die wie Hämatome aussehen, mehr nicht.« Maggie machte eine kurze Pause. »Wirken nicht so, als könnten sie ihren Tod verursacht haben. Aber sie liegt auf der Seite, die Knie dicht an den Körper gezogen, sodass man nicht allzu viel von ihr erkennen kann.«

»Könnte auch eine Verletzung auf der anderen Körperseite sein.«

»Könnte sein. Außerdem bedecken ihre Haare ihr Gesicht, sodass man davon gar nichts sieht.«

»Ist Terri schon unterwegs?« Damit war Terri Mirabito gemeint, Gerichtsmedizinerin am Pathologischen Institut in Augusta, etwas über eine Stunde von Portland entfernt. Doch da Terri in Portland wohnte, war sie immer die erste Wahl, wenn irgendwo in der Stadt nachts eine Leiche auftauchte. Für McCabe war sie sowieso die erste Wahl. Ihren Chef, den Leiter des Gerichtsmedizinischen Instituts, konnte er nicht ausstehen. Donald A. Fry wurde hinter seinem Rücken nur »The Donald« genannt – in Anlehnung an den berühmt-berüchtigten Donald Trump. Er war ein aufgeblasener Besserwisser, der keine Gelegenheit ausließ, McCabe und seinen Detectives unter die Nase zu reiben, wie dämlich sie waren und wie klug und clever er selbst. *Aber Mac, ich bitte Sie, es ist doch wirklich offensichtlich, was hier passiert ist, oder etwa nicht?* Nein, Donald, ist es nicht. Außerdem hatte er die Angewohnheit, McCabe »Mac« zu nennen. McCabe hasste diesen Spitznamen. Selbst wenn Fry recht hatte, für McCabe lag er einfach immer daneben.

Maggie nickte. »Ja. Ich hab sie auf dem Handy erreicht. Sie wollte gerade los und sich einen tollen Abend mit irgendeinem Typen machen, auf den sie wohl scharf ist.« McCabe grinste. Die Vorstellung, dass die kleine, lebhaft Pathologin auf jemanden »scharf« war, gefiel ihm.

»Wo wollten sie denn hin?«

»In die Oper. Das Kirov-Ensemble aus St. Petersburg gastiert im Merrill-Auditorium. Sie war gerade beim Einparken, als ich sie erwisch habe. Die Tickets waren echt schwer zu kriegen. Sie hat sich also nicht gerade gefreut, von mir zu hören. Wie auch immer, sie hat gesagt, sie würde nur eben ihrem Bekannten Bescheid geben und dann nach Hause

fahren und ihre Sachen holen.« Maggie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. »Müsste eigentlich jeden Moment hier sein.«

»Also gut. Dann schauen wir uns die Sache mal an«, sagte er. Trotz Maggies Bemerkung über seinen alkoholgeschwängerten Atem fühlte er sich nüchtern, hatte endlich wieder einen klaren Kopf. Er duckte sich unter dem Absperrband hindurch. »Kommst du mit?«

»Klar komme ich mit.«

Er näherte sich dem BMW, wobei er genau darauf achtete, wohin er seine Schritte setzte. Mit Officer Lys Taschenlampe leuchtete er die Betonfläche vor seinen Füßen ab, erst links, dann rechts, und hielt Ausschau nach irgendwelchen Auffälligkeiten. Nichts. Nicht einmal Reifenspuren waren auf den schmutzigen Flecken Eis und Schnee zu sehen. Zu kalt. Zu hart. Er gelangte beim Wagen an. Warf einen Blick durch die offen stehende Fahrertür. Ließ den Strahl der Taschenlampe durch den Innenraum gleiten. Alles ganz sauber und neu. Er sah den Zündschlüssel im Schloss stecken. Am Schlüsselring waren keine Haus- oder Büroschlüssel befestigt. Nur eine Mitgliedsmarke aus Plastik für *Planet Fitness*, ein Fitnesscenter drüben am Marginal Way. Er kannte es. Kyra war dort auch Mitglied. Vielleicht waren die beiden einander sogar einmal begegnet? McCabe ging in die Knie. Er ließ das Licht der Taschenlampe über den Boden wandern und leuchtete unter die Sitze. Unter dem Fahrersitz lugte die Ecke einer kleinen Plastiktüte hervor. Er zog sie heraus. Feines weißes Pulver. Möglicherweise Koks. Jacobi konnte es untersuchen lassen, um ganz sicher zu sein, aber es deutete alles darauf hin, dass entweder die unbekannte Tote oder aber der Mörder drogenabhängig war. Oder vielleicht Dealer? Er zeigte Maggie seinen Fund. Sie schüttelte den Kopf und signalisierte damit, dass das Tütchen bislang offenbar noch niemandem aufgefallen war. So oder so, jetzt war jedenfalls ein hinreichender Verdacht gegeben. Sie mussten bloß noch Vodnick instruieren, was er gesehen hatte.

McCabe spielte verschiedene Szenarien durch. Erstens: Goff kommt hierher, um sich mit jemandem zu treffen. Mit ihrem Dealer vielleicht. Er gibt ihr das Koks. Sie versteckt das Tütchen unter dem Sitz. Dann kommt es zu einer Meinungsverschiedenheit. Er wird sauer, bringt sie um und verschwindet. Möglich. Aber falls es so war, wieso war die Leiche dann nackt? Vielleicht wollte der Dealer sich ja mit Sex bezahlen

lassen? Aber sie sagt Nein. Er vergewaltigt sie. Gerät in Panik und bringt sie um. Danach haut er ab, entweder mit einem zweiten Auto oder mit einem Boot. Auch möglich, aber irgendwie sehr weit hergeholt. Warum hätte er das Auto dann so gut sichtbar abgestellt? Vielleicht hatte er es nach der Tat bis an die Kante gefahren, um ihre Leiche ins Wasser zu werfen? Aber warum hatte er seinen Plan dann nicht in die Tat umgesetzt? In diesem Fall wäre sie ja noch nicht gefroren gewesen. Er hätte sie doch ohne Mühe ins Hafenbecken werfen und davonfahren können. Stattdessen steckt er sie in den Kofferraum und lässt sie einfach stehen? Nein. Das passte nicht zusammen. Viel wahrscheinlicher war es, dass jemand den Wagen mit der Leiche im Kofferraum hierhergefahren hatte. Jemand, der wollte, dass der Wagen bemerkt wird. Dass die Leiche gefunden wird.

Schließlich schaltete McCabe die Taschenlampe aus und erhob sich. Er holte tief Luft und ging zum Kofferraum, machte sich für die ersten Sekunden mit dem Mordopfer bereit. Der Bulle und die Leiche. Eine einzigartige und seltsam intime Verbindung. Nur sie beide. Für McCabe machte es dabei keinen Unterschied, wer das Opfer war. Ein Gangster oder ein unschuldiges Kind. Für ihn geschah in diesem Augenblick der Intimität jedes Mal das Gleiche: Er ließ das, was für andere Polizisten nichts weiter war als ein Job, zu einer Verpflichtung werden. Zu einem heiligen Versprechen: den Täter zu finden und zu bestrafen, für Gerechtigkeit zu sorgen, das Gleichgewicht von Gut und Böse wiederherzustellen. Auch wenn Gott im Himmel ebenfalls eines Tages an die Reihe kommen würde – im Moment, davon war McCabe überzeugt, hieß es: Die Rache ist mein. Ich bin zuerst dran.

Aus der Düsternis des geöffneten Kofferraums schimmerte ihn bläulich weiß und mit wächserner Haut die tiefgefrorene weibliche Leiche an. Sie lag auf der Seite. Das Kinn auf der Brust. Knie und Arme angezogen. Wie ein Taucher, der sich über die Reling fallen lässt. Und doch kam die Tote ihm selbst in dieser Stellung irgendwie vertraut vor.

Er knipste die Taschenlampe an und sah sich unvermittelt einem Körper gegenüber, den er besser kannte als seinen eigenen. Sandy. Seine Exfrau, die treulose Schlampe. Die nicht nur ihrer gescheiterten Ehe, sondern auch ihrem einzigen Kind, ohne mit der Wimper zu zucken, den Rücken gekehrt hatte. Wie oft hatte er sich im Stillen ihren Tod gewünscht? Und

jetzt, irgendwie, war es so gekommen. Sie war tot. Tiefgefroren. Eingequetscht in einem Kofferraum. Was, zum Teufel, machte sie hier? Das ergab doch keinen Sinn.

Er ließ den Lichtstrahl über die dichten Locken gleiten, die ihr Gesicht bedeckten. Ihr Haar war länger, als er es in Erinnerung hatte, aber er hatte sie ja auch eine ganze Weile nicht gesehen. Er wusste, dass er sie vor Terris Eintreffen eigentlich nicht berühren durfte, nicht einmal ihre Haare. Tja, Pech gehabt. Jacobi hatte seine Fotos ja schon gemacht, und darum würde er sich durch nichts in der Welt davon abhalten lassen nachzuschauen. Er tastete seine Taschen nach dem Plastikkugelschreiber ab, der dort irgendwo sein musste. Er hielt ihn an einem Ende fest und schob das andere unter ihre Haare, wobei er sich für einen kurzen Moment die Frage stellte, ob diese vielleicht auch, wie ihre Arme und Beine, steifgefroren waren. Sie waren es nicht. Er hob die Haare vom Gesicht, ging in die Hocke und leuchtete in den Kofferraum. Das wenige, was er sah, reichte ihm. Der Schwung ihrer Oberlippe. Die Wölbung ihrer Nase. Und das Schlimmste: ein lebloses blaues Auge, das ihn anstarrte. Noch im Tod verhöhnte sie ihn.

»McCabe, alles in Ordnung?«

Maggies Stimme. Er gab keine Antwort. Hob einfach nur den linken Arm und scheuchte sie weg. Sein Verstand sagte ihm, dass diese Leiche unmöglich Sandy sein konnte. Aber wenn nicht Sandy, wer oder was war es dann? Eine Art Wahnvorstellung? Ausgelöst wodurch? Zu viel Schnaps? Zu viel Gefühl? Vielleicht drehte er ja durch. Im Traum hatte er sie oft genug tot gesehen. In manchen Träumen hatte er sie sogar selbst getötet. Aber immer mit einer Pistole. Niemals auf diese Weise. Nie ohne sichtbare Spuren. Und nie hatte er sie im Kofferraum eines Autos erfrieren lassen. Nicht einmal in einem BMW. Obwohl natürlich klar war, dass man Sandy eher in einem BMW als in einem Ford finden würde.

Er überlegte erneut, ob er sich bei Richard Wolfe, dem Psychiater, einen Termin geben lassen sollte. Vielleicht war es an der Zeit. Zum ersten Mal hatte er Wolfe vor einem guten Jahr aufgesucht, gleich nach den Vorkommnissen um Lucas Kane und im Anschluss an Caseys erste Begegnung mit ihrer Mutter nach über drei Jahren. Kyra hatte ihn damals dazu gedrängt. Er hatte immerzu gezittert und konnte nachts nicht mehr

schlafen, und wenn doch, dann wurde sein Schlaf durch heftige Alpträume gestört, die meist von Sandy handelten und nur selten nicht. Kyra befürchtete, dass er drauf und dran war, einen Nervenzusammenbruch zu erleiden. Wolfe jedoch erklärte ihm, dass es sich lediglich um die Nachwirkungen einer extremen Stressphase in Kombination mit seinen Ängsten bezüglich des Wiedersehens von Casey und Sandy handelte. Er verschrieb ihm Xanax-Tabletten, die auch zu helfen schienen, und obwohl Wolfe ihm empfahl, die Therapie fortzusetzen, entweder bei ihm oder bei jemand anderem, beschloss McCabe, es dabei zu belassen. Mehr wollte er gar nicht wissen.

»McCabe. Alles in Ordnung?«

»Ja. Bestens.«

»Du siehst aber nicht bestens aus.« Maggie stand direkt hinter ihm. Nur eine schnelle Bewegung, und sie wäre ins Wasser gefallen. Erneut spürte er ihre Hand an seiner Schulter. »Kannst du mit mir reden?« Sie sprach mit ihrer sanften Stimme. Die so effektiv war bei Verhören. Die bösen Buben fielen reihenweise darauf herein. »McCabe?«

Er gab keine Antwort. Stattdessen untersuchte er die Leiche noch einmal ganz genau, ließ den Strahl der Lampe zum Abschluss ihr Bein entlanggleiten, suchte nach dem kleinen Muttermal auf der Außenseite ihres Knies. Es war nicht da. Zumindest konnte er es nicht sehen.

Nein, das war nicht Sandy. Jetzt war er sich sicher. Es war nur eine Frau, die ihr ähnlich sah. Zum Beweis und auch, um die leise Stimme des Zweifels in seinem Kopf ruhigzustellen, zog er sein Handy hervor und wählte ihre Nummer in New York. Es klingelte. Einmal. Zweimal. Viermal. *Hallo. Sie haben den Anschluss der Ingrams gewählt. Sandy und Peter. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht, wir rufen so bald wie möglich zurück.*

»Sandy, ich bin's, McCabe. Ruf mich an, sobald du kannst. Es ist wichtig.« Dann – es fiel ihm gerade noch ein – setzte er hinzu: »Ach so, es hat nichts mit Casey zu tun. Ihr geht's gut.« Er drückte die Auflegetaste, rief dann in ihrem Haus in East Hampton und danach auf ihrem Handy an. Immer das Gleiche. Er hinterließ jedes Mal eine Nachricht.

Nein, sagte er sich erneut. Das ist nicht Sandy. Sandy ist gesund und munter in New York unterwegs. Es war Freitagabend, da gingen sie und

ihr Krösus von Ehemann wahrscheinlich ins Theater. *Wir bitten alle Anwesenden im Saal, ihre Mobiltelefone für die Dauer der Vorstellung auszuschalten. Recht herzlichen Dank.* Vielleicht lagen sie auch zu Hause vor dem offenen Kamin in ihrer Wohnung in der West End Avenue und gingen nicht ans Telefon, weil sie gerade anderweitig beschäftigt waren. Er stellte sich Sandy beim Sex mit Ingram vor. Ohne Vorwarnung veränderte sich das Bild, und es war nicht mehr Ingram, der da umhüllt von Sandys vertrautem Duft und dem Gefühl ihres nackten Körpers auf dem Boden vor dem Feuer lag. Es war McCabe, der wieder und wieder in sie stieß, übermannt von wildem, wogendem Verlangen. Es versetzte ihm einen Schock, als er merkte, wie sehr er sie immer noch begehrte. Und gleichermaßen schockiert war er darüber, wie sehr er sie hasste. Ein Gedanke schoss ihm durch den Kopf: Vielleicht war das Bedürfnis, Sandys Geist ein für alle Mal zu vertreiben, der wahre Grund dafür, warum er Kyra zu einer Heirat drängte, zu der sie noch nicht bereit war. Damit musste er sich unbedingt auseinandersetzen. Dieses Problem musste er angehen. Er liebte Kyra viel zu sehr, als dass er sie zu so etwas hätte benutzen wollen. Vielleicht sollten sie sich für eine Weile nicht mehr sehen. Zumindest so lange, bis er den Exorzismus vollzogen hatte. Was wohl ein Therapeut wie Wolfe dazu sagen würde? Ob er überhaupt mit Wolfe darüber reden könnte? Vielleicht würde er es tun. Aber ganz bestimmt würde er mit niemand anderem darüber reden. So plötzlich, wie es angefangen hatte, war es auch wieder vorbei. Sogar die leise Stimme in seinem Kopf hatte akzeptiert, dass es sich bei der Frau im Kofferraum nicht um Sandy handelte. Sie war eine Doppelgängerin und hörte höchstwahrscheinlich auf den Namen Elaine Elizabeth Goff. Ja, die Ähnlichkeit war in der Tat verblüffend, aber mehr als eine Ähnlichkeit war es auch nicht. Maggie stand immer noch hinter ihm, eine Hand auf seiner Schulter. »Alles in Ordnung«, sagte er.

»Ich frage dich gar nicht erst.«

Einmal mehr richtete McCabe die Lampe auf die Leiche im Kofferraum. Dieses Mal suchte er nicht nach Muttermalen, sondern nach Indizien. Nach etwas, das ihm verraten konnte, wer diese Frau ermordet hatte. Wie es geschehen war. Er bemerkte rötliche Verfärbungen an dem Handgelenk und dem Knöchel, auf denen sie nicht lag. Das deutete darauf hin, dass sie vor ihrem Tod gefesselt worden war. Er sah die

blauen Flecken an Beinen, Pobacken und Armen, von denen Maggie gesprochen hatte. Unter Umständen war sie geschlagen worden. Aber vielleicht handelte es sich auch nur um eine Folgeerscheinung der Erfrierungen. Im Gesicht hatte er keine Prellungen festgestellt, und nirgendwo war eine Spur von Blut zu sehen, weder auf ihrem Körper noch im Kofferraum.

»Wieso tauchen eure Leichen eigentlich immer ausgerechnet freitagabends auf? Habt ihr noch nie was von Dienstag gehört?« Maggie und McCabe hoben die Köpfe, als sie Terri Mirabitos Stimme hörten. Die stellvertretende Leiterin der bundesstaatlichen Gerichtsmedizin stand vor dem Wagen und hielt einen kleinen schwarzen Koffer in der Hand. Sie sah aus wie eine Bilderbuchärztin auf Hausbesuch. Trotz des schweren Schaffellmantels und der dazu passenden Mütze, die sie tief über ihre dunklen Locken gezogen hatte, sah McCabe sofort, dass Terri sich schick gemacht hatte. Er hatte sie, soweit er sich erinnern konnte, noch nie zuvor mit Lippenstift oder Mascara gesehen, von hohen Absätzen ganz zu schweigen. Sie sah gut aus. Die beiden Kriminalpolizisten machten Platz, um ihr einen Blick in den Kofferraum zu ermöglichen.

»Hmmm. Steinhart gefroren«, sagte sie. »Das habe ich ja schon gehört. Das wird noch interessant werden.«

»Gibt es irgendeinen raffinierten Trick, um den Todeszeitpunkt festzustellen?«

»Nein. Wenn eine Leiche gleich nach dem Tod tiefgefroren wird, dann bleibt sie frisch. Als wäre der Tod erst vor fünf Minuten eingetreten. Wie bei einem Tiefkühlhühnchen.«

»Und wenn die Verwesung schon eingesetzt hat?«

»Dann hätte die Kälte den Prozess unterbrochen. Dann könnten wir zwar die Zeit zwischen dem Eintreten des Todes und dem Gefrieren abschätzen, aber den genauen Todeszeitpunkt? Keine Chance.«

»Dann könnte sie also unter Umständen schon seit Wochen tot sein?«

»Sicher. Vorausgesetzt, die Leiche ist in dieser Position im Kofferraum eingefroren, wovon ich im Augenblick ausgehe.«

»Da haben wir ja wirklich Pech.«

»Na ja, ja und nein«, meinte Terri und streifte ein Paar Latexhandschuhe über. »Die Kälte hält auch alle möglichen Spuren und Indizien in und an der Leiche frisch. Gift, falls das der Grund für ihren Tod sein sollte.

Drogen. Alkohol. Ihre letzte Mahlzeit. Sperma, falls der Mörder welches hinterlassen hat.« Sie leuchtete mit einer kleinen, extrem hellen Taschenlampe in den Kofferraum und begann mit der Untersuchung der

Leiche.

»Sie ist doch tot, oder?«, sagte Maggie. »Das wird jetzt nicht so was nach dem Motto: ›Gefrorene Leiche wiederauferstanden – hüpfte vom Obduktionstisch zurück ins Leben‹?«

Terri hob belustigt den Blick. »Du meinst, wie eine Story aus irgendeinem Boulevardmagazin?«

»Ja, genau.«

»Tut mir leid, Mag. Die Dame hier hüpfte ganz sicher nirgendwo mehr hin. Die ist tot.«

»Hast du schon eine Ahnung, woran sie gestorben sein könnte?«, erkundigte sich McCabe.

»Ja.« Terri hatte sich weit in den Kofferraum hineingebeugt. Mit einer Hand hob sie die Haare der unidentifizierten Toten an, während sie ihr mit der anderen auf den Nacken leuchtete. »Sieht ganz so aus, als hätte der Killer genau gewusst, was er tut. Hier. Schau dir das mal an.«

McCabe quetschte sich neben Terri. Sie deutete mit ihrem behandschuhten Finger auf eine Wunde in der kleinen Einbuchtung im Nacken der unbekannten Toten. Genau an der Stelle, wo Kopf und Hals ineinander übergehen. Eine kleine Wunde, gerade mal einen Zentimeter lang. »Daran ist sie gestorben?«, fragte er.

»Ja. Es sieht so aus, als hätte der Mörder eine schmale Klinge, vielleicht auch einen Eispickel in ihre Schädelbasis getrieben, direkt über dem Atlas, dem ersten Halswirbel. Die Spitze ist vermutlich durch das Foramen magnum in den Hirnstamm vorgedrungen.«

»Das Foramen was?«

»Das Foramen magnum. Das ist eine kleine Öffnung an der Schädelbasis, ein Durchlass für das Rückenmark, das dann in den Hirnstamm übergeht. Wenn der Täter die richtige Stelle trifft, dann trennt er das Rückenmark vom Gehirn ab. Herzfunktion und Atmung brechen sofort zusammen. Das Opfer fällt tot zu Boden.«

»Einfach so?«

»Einfach so.«

»Sieht nicht so aus, als hätte sie stark geblutet.

»Er hat keine Hauptschlagader verletzt.«

»Der Tod ist sofort eingetreten?«, erkundigte sich Maggie.

»Ja. Es funktioniert wie ein Bolzenschuss ins Genick, bei dem das

Rückenmark zerstört wird. Das ist eine der wenigen Verletzungen, die buchstäblich den unmittelbaren Tod zur Folge haben. Das Opfer sackt in sich zusammen wie eine Marionette.«

»Und wenn man die falsche Stelle trifft?«

»In diesem Fall ist das Ergebnis eine stark blutende und unter Umständen nicht tödliche Wunde.«

»Dann besitzt der Täter also anatomische Kenntnisse.«

»Ja. Wenn es nicht einfach nur Glück gewesen ist, dann weiß er zumindest über die Auswirkung einer solchen Verletzung Bescheid. Allerdings, wenn das Opfer bewegungsunfähig gemacht wurde, und darauf deutet doch einiges hin, dann ist es ziemlich einfach, das Messer genau an der richtigen Stelle einzustechen.«

»Und du bist sicher, dass das die Todesursache war?«

»So sicher wie eben möglich ohne Obduktion, und die kann ich erst durchführen, wenn sie aufgetaut ist. Das dauert noch mindestens drei bis vier Tage. Wahrscheinlich eher eine Woche.«

»Eine Woche? Meine Güte. Geht das nicht schneller?«, schaltete sich Maggie ein. »Wie wär's, wenn wir sie in eine Wanne legen und unter fließendem Wasser auftauen? Das hat meine Mutter mit den Tiefkühlhühnchen immer so gemacht.«

»Bedauerlicherweise ist sie aber kein Hühnchen. Wenn wir sie zu schnell auftauen, beschädigen wir das Gewebe. Sie fängt dann außen schon an zu verwesen, während die inneren Organe noch gefroren sind. Etliche Untersuchungen sind dann gar nicht mehr möglich. Außerdem spült das Wasser unter Umständen Indizien weg, die sich am oder im Körper befinden. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als zu warten.«

»Eine Woche?«

»Bis sie vollständig aufgetaut ist, ja. Wir legen sie im Labor ins Kühlfach, und bei konstanten 3,3 Grad Celsius dauert es ungefähr eine Woche. Dadurch wird der Verwesungsprozess so weit wie möglich minimiert, und wir erfahren mehr über die genaue Todesursache und den Täter. Das ein oder andere können wir aber mit Sicherheit schon deutlich feststellen.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Nun ja, die Körperoberfläche kann ich praktisch sofort untersuchen, und ihre Fingernägel kann ich auch abschneiden. Es könnte ja sein, dass

sie ihren Angreifer gekratzt hat. Falls irgendwo Haare oder Speichel oder Hautzellen kleben, die nicht von ihr stammen, dann finden wir sie. Und in ungefähr einem Tag müssten ihre Gliedmaßen zumindest so beweglich sein, dass ich einen Abstrich machen und nach Spermaspuren suchen kann.« Selbst bei der Aufzählung dieser eher gruseligen Einzelheiten klang Terris Stimme fröhlich. Sie war einer der Menschen, die ihre Arbeit liebten. *Den Geheimnissen der Toten auf der Spur*, so hätte man es wahrscheinlich in einer dieser Wissenschaftsshows im Fernsehen formuliert. McCabe fand es ziemlich merkwürdig, dass man auf dem Gebiet der Kriminalpathologie Spaß und Befriedigung empfinden konnte, aber vermutlich war das genau der Grund, weshalb Terri so gut war.

Sie wandte sich wieder ihrer Aufgabe zu, ging in die Knie, richtete den Strahl ihrer Lampe auf das Gesicht der Unbekannten und rief dann laut: »McCabe?«

»Ja?«

»Sie hat da was im Mund.«

»Was denn?« McCabe schob sich erneut neben Terri und schaute auf die Stelle, die sie anleuchtete. Lippen und Zähne der Unbekannten waren leicht geöffnet. Hinter den Zähnen konnte er schwach etwas Weißes erkennen. Das war ihm vorhin entgangen.

»Sieht aus wie Papier«, meinte Terri.

»Ein Knebel?«, überlegte Maggie.

»Ich glaube nicht«, erwiderte McCabe. »Dann wäre es doch eher zusammengeballt. Es sieht aber gefaltet aus. Vielleicht ein Zettel? Womöglich hat der Mörder uns eine Art Botschaft hinterlassen. Kannst du es rausziehen?«

»Ich weiß nicht. Ihr Kiefer ist festgefroren. Da sind höchstens ein paar Millimeter Platz. Ich werd mal versuchen, es mit einer Pinzette irgendwie rauszufummeln.«

»Aber müsste das Papier nicht auch gefroren sein?«, wollte Maggie wissen.

»Dazu müsste der Mund sehr feucht gewesen sein, als der Zettel eingesteckt wurde, aber vielleicht war er das auch. Durch Speichel oder, falls die Verwesung bereits eingesetzt hatte, durch Leichenflüssigkeit.« Terri wühlte in ihrer Tasche herum und holte ein Instrument hervor, das

wie eine sehr feine Pinzette mit winzigen, stumpfen Zinken an den Enden aussah. Sie schob die Enden zwischen die leicht geöffneten Lippen der Unbekannten, bekam das Papier zu fassen und zog vorsichtig daran. Es rührte sich nicht von der Stelle. »Festgefroren. Mal sehen, ob ich es irgendwie freibekomme.«

Drei, vier Minuten lang zog und drückte sie vorsichtig daran herum, erst in die eine, dann in die andere Richtung. Endlich ließ das Papierstückchen sich bewegen. »Ich glaube, jetzt ist es frei. Mal sehen, ob ich es rausziehen kann, ohne dass es reißt.«

Während sie den gefrorenen Kiefer der unbekannten Toten mit der linken Hand festhielt, manövrierte sie den Zettel mit äußerster Vorsicht zwischen den Zähnen hindurch. Schließlich hatte sie es geschafft.

»Kannst du ihn auseinanderfalten?«, wollte McCabe wissen. »Lass uns mal sehen, was draufsteht. Falls überhaupt etwas draufsteht.«

»Wir müssen ihn zuerst ein bisschen erwärmen«, sagte Terri.

Zwischen den Enden ihrer Pinzette klemmte ein mehrmals gefalteter Zettel, wie von einem Notizblock. Das Papier war ganz farblos, vermutlich durch die Flüssigkeit im Mund.

»Hier, Doc, legen Sie's da rein.« Bill Jacobi streckte ihr eine kleine Edelstahlschale entgegen. »Wir wärmen es im Transporter auf. Dann können wir's uns vielleicht gleich ein bisschen genauer anschauen.«

Terri ließ das zusammengefaltete Blatt Papier in die Schale fallen. Dann gingen sie gemeinsam zum Transporter der Spurensicherung. Es dauerte nur eine Minute, dann hatte Bill Jacobi das Papier so weit erwärmt, dass es sich auseinanderfalten ließ. Er strich es auf einem Tablett glatt und fotografierte es von vorne und von hinten mit einer Digitalkamera.

McCabe betrachtete den Zettel. Es stand so gut wie nichts drauf, abgesehen von einem Wort und zwei Zahlen in der Mitte.

Amos 9,10

»Aus der Bibel?«, sagte Maggie fragend.

»Ja«, antwortete McCabe. »Leider. Ich fürchte fast, das bedeutet nichts Gutes.«

Maggie musterte ihn aufmerksam. »Wieso? Was steht denn da? Wer ist Amos?«

»Das ist einer der kleinen Propheten des Alten Testaments. Das Buch Amos. Kapitel neun, Vers zehn.« McCabe machte die Augen zu und

versetzte sich zurück in den Religionsunterricht in der sechsten Klasse in St. Barnabas. Als er, Michael, elf Jahre alt, der seltsame Vogel, allein und peinlich berührt vor der ganzen Klasse stand. Und neben ihm stand Schwester Mary Joseph, milde auf ihn herablächelnd, und pries die Gabe des fotografischen Gedächtnisses, die Gott ihrem jungen Schüler mitgegeben hatte. Um diese Gabe zu demonstrieren, ließ sie ihn Passage für Passage aus irgendwelchen obskuren Büchern der Bibel aufsagen. Ihre persönliche Version von Trivial Pursuit. Ob es ihr gelingen würde, ihn sprachlos zu machen? Nein. Nicht einmal mit dem Buch Amos. Siebenundzwanzig Jahre später, hier auf dem kalten, dunklen Portland Fish Pier, konnte McCabe noch jedes einzelne Wort wiedergeben. »Es sieht so aus, als hätte da jemand unser Opfer bestraft, weil sie eine Sünderin war.«

»Was steht denn da?«, wollte Maggie erneut wissen.

»*Alle Sünder in meinem Volk sollen durchs Schwert sterben, die da sagen: Es wird das Unglück nicht so nahe sein noch uns begegnen.* Das ist das große Thema des Propheten Amos. Dass Gott die Israeliten für ihre Sünden bestrafen will.«

»Was denn für Sünden.«

»Das Übliche. Gier, Korruption, Unterdrückung der Armen.«

»Da ist von *allen* Sündern die Rede – es könnten also noch weitere folgen?«

»Na ja, vielleicht war sie ja die einzige Sünderin, die er bestrafen wollte, aber ich würde mich eher nicht darauf verlassen.«

Jacobi starrte McCabe an. »Das Buch Amos? Kapitel neun? Vers zehn? Dass du ein ziemlich gutes Gedächtnis hast, war mir ja klar, aber wie, zum Teufel, kannst du denn so was wissen?«

»Vertrau ihm, Bill. Er weiß es«, meinte Maggie.

»Kennst du die ganze Bibel auswendig?«

»Nein. Nur die Stellen, die wir in der Schule gelernt haben.« Er gab Terri den Zettel zurück.

Sie warf einen Blick darauf und meinte achselzuckend: »Ich frage mich, für welche Sünden er sie bestraft hat.«

»Die Sünden des Fleisches, nehme ich an. Das ist ein weit verbreitetes Syndrom bei solchen Irren, angefangen bei Jack the Ripper bis hin zu diesem Robert Picton, den sie erst kürzlich in Vancouver geschnappt

haben.«

»Aber diese Typen hatten es auf Prostituierte abgesehen«, entgegnete Maggie. »Elaine Goff war aber Rechtsanwältin. Und ja, McCabe«, sie blickte ihm direkt in die Augen, »da gibt es einen Unterschied.«

Er zuckte lächelnd die Schultern.

»Bill, ich möchte, dass die Leiche so schnell wie möglich nach Augusta gebracht wird«, sagte Terri zu Jacobi. »Was meinen Sie, wie lange werden Sie brauchen, bis Sie sie aus dem Kofferraum rausgeschält haben?«

»Wenn wir hier fertig sind, schleppen wir den BMW in die 109. Wahrscheinlich müssen wir den Wagen im Endeffekt um sie herum aufschneiden. Das wird ein paar Stunden dauern.«

»Aber Sie können sie heute Abend noch nach Augusta schaffen?«

»Ja, ich denke schon.«

»Okay, dann rufe ich mal José Guerrera an, damit er zur Stelle ist, um sie in Empfang zu nehmen.« Guerrera war Terris Laborassistent.

Joe Vodnick wirkte aus der Nähe noch gewaltiger als aus der Ferne.

»Sie heißen Joe, stimmt's?«

»Ja, Sir, Sergeant.«

McCabe musterte ihn von oben bis unten. Oder eher von unten nach oben. »Haben Sie mal Football gespielt?«

Vodnick grinste. »Ja, genau. Ist schon ein paar Jahre her. Bei den University of Maine Black Bears und als Defensive End in der Landesauswahl. Zweimal. 2001 und 2002.«

»Ich glaube, ich hab Sie mal spielen sehen. Sie hatten ein paar ziemlich gute Züge drauf.« Das war geflunkert. McCabe hatte in seinem ganzen Leben nur ein Spiel der University of Maine gesehen, und das war etliche Jahre nach Vodnicks Abschluss gewesen. Aber der Hüne schien sich über das Kompliment zu freuen, und nichts anderes hatte McCabe schließlich bezweckt.

»Ja. Für meine Größe war ich ganz schön schnell.«

McCabe lächelte Vodnick an, legte ihm den Arm um die massive Schulter und lenkte ihn von den restlichen Polizisten weg auf die andere Seite des Anlegers. »Joe, wir müssen uns miteinander unterhalten«, sagte er mit leiser, freundlicher Stimme. »Erzählen Sie mir mal, wie das heute Abend genau abgelaufen ist.«

»Genau so, wie ich's Detective Savage erzählt habe. Ich war gerade im Old Port auf Streife. War nicht viel los. Zumindest nicht auf der Straße. Viel zu kalt dafür. Jedenfalls, plötzlich kriege ich einen Funkspruch. Die Zentrale sagt, ich soll mir mal einen Wagen ansehen, der am Ende des Fish Pier im Halteverbot steht.« Auch der Rest von Vodnicks Schilderung entsprach ziemlich genau dem, was Maggie bereits berichtet hatte.

Als er fertig war, nickte McCabe nachdenklich mit dem Kopf. »Wieso haben Sie den Kofferraum aufgemacht?«

»Wieso?«

»Ja, genau. Wieso. Sie wissen schon. Hinreichender Verdacht?«

Vodnick meinte achselzuckend: »Das Auto war nicht abgeschlossen. Die Schlüssel steckten. Ist mir einfach seltsam vorgekommen, dass jemand ein Vierzig-Riesen-Auto einfach so rumstehen lässt. Zuerst hab ich gedacht, dass jemand den Wagen für eine Spritztour geklaut und dann einfach hier abgestellt hat, aber dann hab ich nachgesehen, und das war's nicht.«

»Aber Sie haben doch *bestimmt* den kleinen Plastikbeutel mit dem weißen Pulver unter dem Fahrersitz bemerkt, hab ich recht?«

Vodnick zögerte. »Weißes Pulver?« Er schüttelte den Kopf.

McCabes Blick bohrte sich in die Augen seines groß gewachsenen Gegenübers.

»Sie erinnern sich doch sicher, Joe. Der kleine Plastikbeutel mit dem weißen Pulver, der jetzt bei den anderen Indizien im Transporter liegt. Das war doch der Anlass, weshalb Sie den Kofferraum überhaupt aufgemacht haben, hab ich recht?«

Vodnick zögerte erneut. Doch dann, als die Erkenntnis ihm langsam dämmerte, nickte er bedächtig und sagte: »Dieser kleine Plastikbeutel. Unter dem Fahrersitz? Der meiner Einschätzung nach unter Umständen eine illegale Substanz enthielt?«

McCabe nickte ebenfalls. »Ganz genau der. Was haben Sie denn gemacht, nachdem Sie ihn entdeckt hatten?«

»Naja, ich hab gedacht, ich mach lieber mal den Kofferraum auf, falls da noch mehr illegale Substanzen drin sind.«

»Und? Haben Sie etwas gefunden?«

»Nein. Nur die weibliche Leiche.«

»Und bisher haben Sie mit niemandem darüber gesprochen?«

»Nur mit Detective Savage.«

»Mit Ihren Kumpels da drüben nicht?«

»Nein. Mit niemandem sonst.«

In Vodnicks Antwort lag eine solch kindliche Ernsthaftigkeit, dass McCabe der Versuchung widerstehen musste, den Arm auszustrecken und dem hünenhaften Polizeibeamten über den Kopf zu streicheln. Stattdessen entschied er sich für einen männlichen Schlag auf die Schulter. »Prima. Gut so. Wo ist Hester jetzt?«

»Sitzt in seinem Büro und wärmt sich den Hintern.« Vodnick deutete auf ein paar hell erleuchtete Fenster im ersten Stock des Gebäudes, das am dichtesten an der Kante des Anlegers stand. »Ich hab gesagt, er soll dableiben, bis Sie mit ihm geredet haben.«

»Was weiß er schon?«

»Von der Leiche hab ich ihm nichts gesagt, aber er müsste schon taub, blind und dämlich sein, wenn er nicht irgendwas mitbekommen hätte.«

»Also gut, dann sage ich ihm jetzt, dass wir uns in der 109 mit ihm unterhalten wollen. Anschließend bringen Sie ihn in die Stadt, nehmen seine Fingerabdrücke und setzen ihn in eines der Verhörzimmer im dritten Stock. Alles klar?«

»Alles klar.«

McCabe klopfte ihm noch einmal auf die Schulter, drehte sich um und ging auf das betreffende Gebäude zu. Maggie schloss sich ihm an. »Alles geregelt?«, erkundigte sie sich.

»Alles geregelt.«

»Gut.«

Ein kleines Schild bezeichnete die dreigeschossige Aluminiumkiste als THE MARINE TRADE CENTER, 2 PORTLAND FISH PIER. Sie nahmen die Treppe in den ersten Stock und entdeckten eine Tür mit der Aufschrift HESTER ASSOCIATES, MARINE AND GENERAL INSURANCE auf der Milchglasscheibe. Dahinter verbarg sich ein Ein-Zimmer-Büro. Keine dreißig Quadratmeter groß. Doug Hester saß an seinem Schreibtisch, nippte an einer Tasse Kaffee und beobachtete, was sich draußen abspielte. Er machte keinen besonders fröhlichen Eindruck. Wahrscheinlich hätte er seinen Freitagabend sehr viel lieber irgendwo anders verbracht. Das war schon in Ordnung so. McCabe

nämlich auch. Hester war ein dicklicher, kleiner Kerl, vielleicht eins achtundsechzig groß. McCabe schätzte ihn auf Mitte fünfzig. Die rötlich braunen Haare hatte er in dem vergeblichen Versuch, seine Teilglatze zu verbergen, quer über den Schädel gekämmt.

»Mr. Hester?«, sagte Maggie. Hester sah her. »Ich bin Detective Margaret Savage. Das hier ist Detective Sergeant Michael McCabe. Wir führen die Ermittlungen durch und möchten Sie bitten, uns zur Polizeizentrale zu begleiten, damit wir Ihre Aussagen zu diesem Zwischenfall noch einmal gemeinsam durchgehen können.«

»Ist das denn wirklich nötig? Ich hab doch schon dem anderen Polizisten, diesem großen, alles gesagt, was ich weiß. Und das ist ja nicht mal besonders viel. Heute hat meine Schwägerin Geburtstag. Wir haben ein Dutzend Leute zu uns eingeladen. Wahrscheinlich sind die mittlerweile schon alle da.«

»Das tut mir leid«, sagte McCabe, »aber Ihre Schwägerin wird bestimmt Verständnis haben. Im Kofferraum des Wagens wurde eine tote Frau gefunden.«

»Eine Leiche?«

»Ja.«

Hester wurde blass. »Mein Gott. Die Vorstellung, dass da seit zwei Tagen eine Leiche gelegen hat. Wie ist sie denn in den Kofferraum gekommen?«

»Genau das versuchen wir herauszufinden.«

»Mein Gott, warum, zur Hölle, stellt denn jemand ein Auto mit einer Leiche auf dem Anleger ab?«

»Das wissen wir nicht. Aber wie Detective Savage bereits gesagt hat, möchten wir Sie bitten, uns in die Middle Street zu begleiten und uns alles zu sagen, was Sie wissen.«

Hester schüttelte den Kopf. Er konnte es offenbar einfach nicht fassen.

»Ich weiß nicht, was ich dazu noch sagen könnte.«

»Wenn wir das Ganze noch einmal durchgehen, dann fallen Ihnen vielleicht Sachen ein, die Sie im Gespräch mit Officer Vodnick noch nicht für wichtig gehalten haben. Oder die Ihnen gar nicht bewusst waren.« Maggie schenkte ihm ihr süßestes Lächeln. »Und da Sie das Auto angefasst haben, müssen wir sowieso Ihre Fingerabdrücke nehmen. Es sei denn, Sie hätten Handschuhe getragen.«

»Nein, hab ich nicht. Ich bin ja bloß nach unten gelaufen, um mir den Wagen mal anzuschauen. Ich hatte nicht mal einen Mantel an.«

»Also gut. Officer Vodnick bringt Sie in die Stadt. Es dürfte nicht allzu lange dauern.«

»Kann ich nicht meinen eigenen Wagen nehmen?«

»Uns wäre es lieber, wenn Sie mit ihm fahren.«

»Na gut«, meinte Hester nervös. »Aber dann müssen Sie meiner Frau erklären, wieso ich nicht zur Geburtstagsparty ihrer Schwester kommen kann. Die wird ganz schön sauer sein.«

Ein Mord ist in Portland eine ziemlich große Nachricht, und große Nachrichten verbreiten sich rasch. Als McCabe und Maggie zur Hintertür des Marine Trade Center hinausschlüpften, hatte sich vor dem Haupteingang bereits eine Gruppe Journalisten und Fotografen versammelt. Die beiden Detectives schlichen an der Seite des Gebäudes entlang und suchten hinter zwei Übertragungswagen mit den Logos der Lokalsender von NBC und Fox Deckung. Eigentlich hatten sie vorgehabt, sich unerkant bis zu Maggies Wagen zu pirschen und einfach wegzufahren. Das klappte allerdings nicht. Luke McGuire, der Polizeireporter des *Press Herald*, entdeckte sie zuerst. »Hey, McCabe«, rief er. McCabe blieb stehen. Verloren. Die Reportermeute stürmte los, Fragen prasselten auf ihn ein, Mikrofone wurden ihm unter die Nase gehalten. Er drehte sich zu ihnen um. Der Umgang mit den Medien war noch nie McCabes Stärke gewesen. Um genau zu sein, hatte Chief Shockley ihn bereits mehrfach verwarnt, weil er immer wieder Journalisten angeblafft hatte, und ihm angedroht, ihn zur Teilnahme an einem Fortbildungskurs mit dem Titel »Effektiver Umgang mit den Medien« zu verdonnern. Oder, wie Maggie gesagt hatte: »Lächeln 1.0.« »Hey, McCabe«, wiederholte McGuire, »wer ist die Tote? Wie heißt sie?«

McCabe gab sein Bestes und versuchte, ein ernstes und zugleich freundliches Gesicht aufzusetzen.

»Tut mir leid, Luke, ich fürchte, wir haben sie noch nicht identifiziert. Bis es so weit ist, wird sie als unbekannte Tote geführt.«

Jetzt riefen zwei oder drei Journalisten durcheinander. »Wie wurde sie umgebracht? War es Mord? Was macht die Leiche hier am Fish Pier?« McCabe hob die Hand, um für Ruhe zu sorgen. »Meine Damen und Herren, bitte. Das gerichtsmedizinische Institut hat noch keine offizielle Stellungnahme zur Todesursache bekannt gegeben. Wir sagen Ihnen Bescheid, sobald es so weit ist. Um Ihre zweite Frage zu beantworten: Die Umstände, die zum Tod dieser Frau geführt haben, sind im Augenblick Gegenstand der Ermittlungen.«

»Stimmt es, dass die Leiche komplett gefroren ist? Dass sie in den

Kofferraum dieses Autos da drüben gepackt wurde?« Die Frage kam von Josie Tenant, einer Fernsehreporterin in Diensten des dem NBC-Netzwerk angeschlossenen News Center 6.

Sie war ohne Frage die aggressivste im Kreis der Lokalreporter. Darüber hinaus ging das Gerücht, dass sie auch Tom Shockleys aktuelle Spielgefährtin war. Und die Häufigkeit, mit der sie speziell bei aufsehenerregenden Fällen vertrauliches Material in die Finger bekam, ließ vermuten, dass es mehr war als nur ein Gerücht.

»Nun, die Leiche war mindestens zwei Tage lang Temperaturen weit unterhalb des Gefrierpunktes ausgesetzt. Die Schlussfolgerungen überlasse ich Ihnen. Ich fürchte, mehr kann ich Ihnen im Moment nicht anbieten. Detective Savage und ich haben sehr viel Arbeit vor uns. Ich möchte Sie alle bitten, Abstand zu halten und die Absperrungen zu respektieren. Die Beamten sind angewiesen, niemanden in die abgesperrte Zone zu lassen, bis sie polizeilich freigegeben wird. Danke.« Ohne weitere Fragen erreichten sie Maggies Wagen. McCabe hörte, wie Josie Tenant im Hintergrund ihren Live-Bericht begann. »Wir melden uns mit einem brandaktuellen Bericht vom Fish Pier in Portland. Heute Abend wurde im Kofferraum eines Autos, das am äußersten Ende des Anlegers widerrechtlich geparkt war, die Leiche einer nicht identifizierten Frau entdeckt. Nach Angaben anonymer Kreise aus dem unmittelbaren Umfeld der Ermittlungen könnte es sich bei dem Opfer, das auf Ende zwanzig, Anfang dreißig geschätzt wird, um die in Portland lebende Rechtsanwältin Elaine E. Goff handeln. Die Identität des Leichnams steht jedoch noch nicht zweifelsfrei fest. Die am Tatort ermittelnden Kriminalbeamten teilten News Center 6 mit, die Leiche habe so lange in diesem Kofferraum gelegen, dass sie angesichts des Rekordtemperaturtiefs steinhart gefroren ist ...«

»Gottverdammte noch mal!« McCabe ließ die Faust mit voller Wucht auf das Armaturenbrett von Maggies Auto krachen. »Dieser beschissene Drecksack. Kann sich einfach nicht zusammenreißen. Muss er seinem Betthäschen also unbedingt eine kleine Belohnung zuschanzen!« McCabe zog sein Handy hervor und drückte die Kurzwahltaste mit Shockleys Durchwahl in der Polizeizentrale. Er ging ran, als Maggie gerade anfuhr. »Hallo, Mike. Wie läuft es denn da unten am Anleger?« Seine Stimme hallte ein wenig, als hätte er den Lautsprecher

eingeschaltet. »Ach übrigens, Bill Fortier hat mich gerade mit den neuesten Informationen versorgt.« Damit war zumindest eine Frage geklärt.

»Bei allem gebührenden Respekt, Chief, aber bei uns würde es wesentlich besser laufen, wenn Sie sich gegenüber Ihren speziellen Freundinnen von der Presse ein bisschen zurückhalten würden.« In seiner Stimme schwang mehr als nur eine Prise Sarkasmus mit.

»Zumindest so lange, bis wir die Identität des Opfers festgestellt und vielleicht sogar noch ihre Angehörigen verständigt haben.«

»McCabe, das ist eine ungeheuerliche Unterstellung. Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden.« McCabe hörte, wie Shockley Fortier bat, zu gehen und die Tür zuzumachen. Dann schaltete der Polizeichef den Lautsprecher aus und sagte mit leiser, drohender Stimme: »McCabe, wenn Sie Ihren Arbeitsplatz behalten wollen, ja, wenn Sie überhaupt in Portland bleiben wollen, dann sollten Sie Ihre selbstgerechte Empörung schleunigst besser zu beherrschen lernen.« Und dann, als sei es ihm nachträglich noch eingefallen: »Und außerdem sollten Sie lernen, sich an die Fakten zu halten.«

»Wenn ich mich irre, dann möchte ich mich hiermit in aller Form entschuldigen. Aber vielleicht sehen Sie mal nach, was auf News Center 6 gerade läuft.«

Es folgte eine kurze Stille, während Shockley den Fernseher in seinem Büro einschaltete. Dann vernahm McCabe im Hintergrund etwas, das sich nach Josie Tenants Live-Bericht anhörte. Shockley war wieder am Apparat. »Das ist wirklich sehr bedauerlich«, sagte er. »Josie müsste es eigentlich besser wissen.« Seine Stimme hörte sich angespannt und verärgert an. Dann legte er auf. Falls McCabe sich nicht gerade um seinen Job gebracht hatte, dann, so dachte er, hatte er wenigstens Tenants direkten Draht zu den Ermittlungen unterbrochen.

Maggie bog vom Fish Pier nach rechts in die Commercial Street und fuhr nach Osten, in Richtung Old Port. McCabe ließ sich gegen die Kopfstütze sinken und machte die Augen zu. Die Fenster waren geschlossen, und die Heizung blies warme Luft in den Innenraum, der allmählich anfang, intensiv nach fettigen Chicken McNuggets zu riechen. McCabe tastete mit dem Fuß herum und stieß gegen den leeren Pappbehälter. Er hob ihn auf und warf einen Blick hinein. Ein paar

wenige kalte Hühnchenstücke lagen noch darin. »Hast du was dagegen, wenn wir das da kurz entsorgen? Mir wird schlecht.«

»Tut mir leid. Mein Abendessen«, erwiderte Maggie, eine unverbesserliche Konsumentin aller Arten von Fast Food. Aber aus irgendeinem Grund schien ihr das nicht das Geringste anhaben zu können. Ihr hoch aufgeschossener, schlanker Körper setzte praktisch kein Fett an. Sie hielt neben einem Mülleimer am Straßenrand an, und McCabe warf die Pappschachtel hinein. Anschließend ließ er das Fenster noch ein bisschen offen, um den Gestank zu vertreiben.

»Alles okay?«, sagte sie. »Du fängst jetzt nicht an zu kotzen oder irgend so was?«

McCabe saß zurückgelehnt auf dem Beifahrersitz, starrte zum offenen Fenster hinaus und sog die kalte Luft ein. »Nein«, sagte er. »Alles in Ordnung.«

Sie bog nach links in die Market Street ein. Eiseskälte hin oder her, es war Freitagabend, und die Bars und Kneipen im Old Port brummt. Jugendliche, bewaffnet mit ihren Ausweisen – gefälschten oder echten –, hasteten von einer lärmumtosten Türöffnung zur nächsten.

»Weißt du, es ist schon seltsam«, sagte sie. »Ich hab dich im Lauf der letzten Jahre schon, na, sagen wir, bei einem Dutzend Mordopfern erlebt. Manche hatten Stichwunden, andere Schusswunden, wieder andere keine Arme, Beine oder sonstige Körperteile mehr. Manche waren schon aufgebläht und grün angelaufen. Und fast alle erheblich blutiger als unsere Eiszapfen-Lady hier. Aber noch nie habe ich dich so blass werden sehen wie vorhin. Kannst du dich noch an den Song ›A Whiter Shade of Pale‹ erinnern? Weißer als weiß – genau so hast du ausgesehen.«

»A Whiter Shade of Pale«, 1967. Procul Harum. Sechs Wochen am Stück die Nummer eins der britischen Charts. In den USA nur auf Platz fünf. Manchmal wünschte McCabe sich eine Taste, mit der er den ganzen Müll, der in seinem Kopf herumschwirrte, einfach löschen konnte. »Okay. Was willst du damit sagen?«

»Ich hab dich eben einfach noch nie so reagieren sehen. Und ich frage mich natürlich, was der Grund ist.«

»Du hast doch gesagt, du würdest mich nicht danach fragen.«

»Ich hab's mir anders überlegt.«

»Zu viel Alkohol auf leeren Magen. Nichts weiter.«

»Ach, komm schon, McCabe. Das glaubst du doch selbst nicht.«

»Es war der Whiskey«, sagte er mit Bestimmtheit.

»Blödsinn. Das war nicht der Whiskey. Das war die Leiche. Du sahst aus, als hättest du einen Geist gesehen. Als würdest du sie kennen oder irgend so was. Und dann hast du Sandy angerufen – was sollte das denn?«

Er starrte Maggie an, und sie erwiderte seinen Blick. Er musste ihr wohl irgendetwas sagen. Abgesehen von Kyra und Casey war sie hier in Portland diejenige, die ihm am nächsten stand. Schließlich zuckte er mit den Schultern. »Nein, ich kenne sie nicht. Aber ich hab's kurz gedacht. Sie sieht aus wie meine Exfrau.«

»Sandy?«

»Genau die. Caseys Mutter. Die wundervolle Frau, die uns sitzen gelassen und es nicht einen Tag bereut hat. Ich habe diese Leiche da im Kofferraum liegen sehen, und, bumm, mit einem Mal war das nicht mehr irgendeine Unbekannte oder Elaine Goff oder sonst jemand. Ich habe Sandy gesehen. Tot. Nackt. Und zu Stein gefroren. Ich hatte das Gefühl, als sei es wirklich sie.«

»Merkwürdig.«

»Ja. Merkwürdig.« Den Rest behielt er für sich, weil er nicht wusste, wie er es ausdrücken sollte, und außerdem ging es sie wahrscheinlich sowieso nichts an. Sein Handy klingelte. Er warf einen Blick auf das Display. Sandy. Er steckte das Handy zurück in seine Tasche und überließ Sandy der Mailbox. Er wollte jetzt nicht mit ihr reden. Er merkte, dass er schwitzte, und drehte die Heizung herunter.

Keine Minute später manövrierte Maggie den großen Ford durch die schmale Gasse, die zur Polizeigarage führte, und parkte ihn in der Nähe der Hintertür in einer Lücke zwischen zwei schwarz-weiß lackierten Streifenwagen. Ohne zu sprechen, betraten sie das Gebäude und fuhren mit dem Fahrstuhl in den dritten Stock. Bis auf Tom Tasco, der gerade telefonierte, und Brian Cleary, der die Füße auf seinen Schreibtisch gelegt hatte und genüsslich ein Stück Pizza verzehrte, war das Büro unbesetzt. Cleary, der die Uniform erst vor Kurzem gegen Zivilkleidung getauscht hatte, war noch neu im Dezernat. Tasco hingegen war ein erfahrener Detective, der schon seit über achtzehn Jahren für das Portland Police Department tätig war. McCabe fand, dass er der Richtige war, um Cleary einzuarbeiten und mit allem vertraut zu machen. Tascos bisherigen Partner, Eddie Fraser, hatte er dem gelegentlich etwas schwierigen Carl Sturgis zugeteilt.

Als McCabe und Maggie näher kamen, hob Cleary den Blick. »Wenn ihr auch was zu essen wollt, hinten im Konferenzraum ist noch mehr davon«, sagte er.

Da erst merkte McCabe, wie ausgehungert er war. Bis auf einen Bagel zum Frühstück hatte er den ganzen Tag noch nichts gegessen. »Okay, dann machen wir unsere Besprechung dort.« Er signalisierte Tasco, dass er nachkommen solle, sobald er das Telefonat beendet hatte. Auf dem großen Konferenztisch standen ein paar warme Colas und einige offene Pizzaschachteln. Ein Detective namens John Hughes aus dem Dezernat für Eigentumsdelikte nahm sich gerade ein Stück. »Wem schulde ich hierfür was?«

»Geht alles auf Shockley«, erwiderte Cleary.

»Das ist aber das erste Mal«, meinte Hughes. »Er muss euch wirklich gern haben.« Hughes nahm sein Pizzastück in die Hand und verließ den Raum. Tasco kam dazu.

»Ist Shockley noch da?«, wollte McCabe wissen.

»Nein, ist gerade gegangen. Fortier auch«, sagte Cleary.

»Gibt's sonst irgendetwas Neues?«

»Du meinst, abgesehen von deiner tiefgefrorenen Leiche?«

»Ja, genau. Abgesehen davon.«

»Ein paar Arschlöcher haben beschlossen, das neue Jahr damit einzuläuten, einen Obdachlosen zu Brei zu schlagen, drüben in der Preble Street.«

»Nur zum Spaß?«

»Sieht ganz so aus. Vielleicht hat das Ganze auch einen rassistischen Hintergrund. Das Opfer war schwarz und hatte absolut nichts Wertvolles bei sich. Bill und Will sind an der Sache dran.« Seit McCabe die beiden Detectives Bill Bacon und Will Messing vor drei Jahren zu einem Team gemacht hatte, waren sie allgemein nur noch unter ihren sich reimenden Vornamen bekannt.

»Kennen wir die Täter?«

»Noch nicht. Das Opfer liegt auf der Intensivstation im Cumberland Medical Center. Vielleicht kommt er durch, vielleicht auch nicht.« Detective Carl Sturgis streckte den Kopf zur Tür herein. »Ist das eine private Feier, oder darf hier jeder mitmachen?«

»Komm rein, Carl«, sagte McCabe. »Wo hast du denn Eddie gelassen?«

»Bei einer Schultheateraufführung. *Peter Pan*. Seine Tochter spielt die oberste Fee.«

»Tinker Bell?« Maggie lächelte.

»Ja, genau. Tinker Bell. Dürfte mittlerweile vorbei sein«, sagte Sturgis mit einem Blick auf seine Armbanduhr. Er nahm sich ein Stück Pizza und eine Cola und setzte sich hin.

McCabe gab Maggie ein Zeichen. Sie nickte und klappte ihr Handy auf.

»Hallo, Eddie, hier ist Maggie.« Pause. »Tut mir leid, dass ich dich zu Hause anrufe, aber wenn das Theaterstück jetzt zu Ende ist, könnten wir dich heute Abend noch in der Zentrale gebrauchen.« Pause. »Ja, genau. Ein Mord. Stell dich auf eine lange Nacht ein.« Pause. »Nein. Du kannst ruhig noch warten, bis der Star des Abends im Bett ist. Bis dahin schaffen wir es auch so. Ich hoffe, das Publikum war begeistert.«

»Übrigens, so ein uniformierter Kollege in Übergröße, Joe Vodnick, hat gerade einen Zeugen im kleinen Verhörzimmer abgeliefert«, sagte Sturgis. »Einen gewissen Hester?«

»Der kann ruhig noch einen Augenblick warten«, meinte McCabe. Tasco kam herein und verteilte einige Farbfotos. Jeder bekam drei Aufnahmen, die alle ein und dieselbe Frau zeigten. »Elaine Goff?«,

erkundigte sich Maggie.

»Ja«, meinte Tasco. »Elaine Elizabeth Goff, Rechtsanwältin und, wie ihr alle wisst, Besitzerin eines nagelneuen BMW 325i Cabrio. Ich nehme an, das ist eure Leiche?«

McCabe legte die drei Bilder eines nach dem anderen vor sich auf den Tisch. Die Ähnlichkeit mit Sandy war sogar noch verblüffender als bei der toten, gefrorenen Frau im Kofferraum. »Ja«, sagte er dann, »das ist sie. Wo hast du denn die Fotos her?«

»Von Google Bilder. Wirklich verblüffend, was man da alles findet.«

McCabe sah sich die Bilder der Reihe nach an. Das erste war ein Bewerbungsfoto, schwarz-weiß. Eine gestellte, sehr förmliche Aufnahme im Stil von Fabian Bachrach. Das zweite musste aus irgendeinem Urlaubs-Blog stammen. Es zeigte Goff in einem knappen Bikini an einem Swimmingpool. Palmen im Hintergrund. Sie blickte direkt in die Kamera und nippte an einem Cocktail, der nach Piña Colada aussah. Auf diesem Bild sah sie Sandy am ähnlichsten. Sehr viel ähnlicher jedenfalls als als Tote im Kofferraum eines BMW. Und das lag nicht nur an der Umgebung oder an dem Bikini. Es war ihre Ausstrahlung. Dieselbe Mischung aus Lächeln und Grinsen, die er tausende Male gesehen hatte. Die besagte: *Mach dir keine Hoffnungen, Arschloch, für einen Typen wie dich bin ich einfach ein paar Nummern zu scharf.* Er hatte das Gefühl, als wüsste er bereits jetzt alles, was man über Elaine Elizabeth Goff wissen konnte. Obwohl die beiden nicht identisch waren. Obwohl es Unterschiede geben musste. Er musste sich vor diesem Gefühl in Acht nehmen.

Auf dem letzten Bild trug Goff ein trägerloses schwarzes Abendkleid. Es musste bei einem festlichen Anlass entstanden sein. Sah aus wie die Art von Fotos, die Pressefotografen auf schicken Spendengalas schossen. Der *Press Herald* war voll mit solchem Kram. Sie war nicht allein auf dem Bild, sondern in Gesellschaft einer anderen jungen Frau, einer attraktiven, sommersprossigen Blondine, sowie dreier Männer in Abendgarderobe. Zwei davon hatten graue Haare und waren schätzungsweise Mitte fünfzig. Der dritte, der rechts neben Elaine Goff stand, war vielleicht zehn Jahre jünger. Seine intensiven, dunkelblauen Augen waren direkt auf das Objektiv der Kamera gerichtet. Schmales Gesicht, krumme Nase und halblange dunkle Haare. Er war vielleicht

nicht unbedingt attraktiv, aber in seinem Blick lag etwas Besonderes, eine gewisse Anziehungskraft. Star-Qualität. Charisma. Wie man es auch nennen mochte, jedenfalls war es selbst im direkten Vergleich mit einer Schönheit wie Elaine Goff durchaus denkbar, dass der Blick des Betrachters zuerst bei ihm hängen blieb – und auch am längsten bei ihm verweilte.

»Wer ist denn der Typ mit den dunkelblauen Augen?«, erkundigte sich McCabe.

»Das ist John Kelly«, erwiderte Tasco. »Er leitet das Sanctuary House, eine kleine, gemeinnützige Einrichtung. Ein Heim für minderjährige Ausreißer am Longfellow Square. Klingt nicht wie einer, der in Abendgarderobe rumläuft. Das muss also auf irgendeiner Spendengala für seine Einrichtung gewesen sein.«

»Wer sind die Frau und die beiden anderen Männer neben Goff?«

»Weiß ich noch nicht«, meinte Tasco. »Das müssen wir noch rauskriegen.«

McCabe steckte die Bilder in die Brusttasche seines Jacketts.

Tasco reichte jedem einen weiteren Ausdruck. »Elaine Goffs Porträt auf der Webseite von Palmer Milliken.«

Elaine E. Goff

Angestellte Rechtsanwältin

Durchwahl: 207/555-1041

egoff@palmermilliken.com

Elaine Goff ist seit dem Jahr 2000 als Rechtsanwältin in der Abteilung für Firmenfusionen und Übernahmen bei Palmer Milliken tätig. Zuvor absolvierte sie ihr Rechtsreferendariat am United States District Court unter Richter Edward Mellman.

Ausbildung

Nach ihrem Bachelor of Arts am Colby College (1997) besuchte Elaine Goff die Cornell University School of Law, wo sie im Jahr 2000 ihren Dokortitel mit magna cum laude verliehen bekam. Sie war Mitglied im Redaktionsteam des Cornell Law Review und bekleidete in ihrem Abschlussjahr den Posten der Herausgeberin.

Zulassung

Elaine Goff ist zur Ausübung einer anwaltlichen Tätigkeit im Staate Maine zugelassen.

»Ist das eine gut aussehende Frau, Mannomann. Die reinste Verschwendung, kann ich da nur sagen.« Das war Brian Cleary. Er starrte immer noch auf Elaine Goff im Bikini. »Sie sieht aus wie diese Schauspielerin. Wisst Ihr? Wie heißt sie noch? Die die Frau von diesem Mathegenie gespielt hat in *A Beautiful Mind*.«

»Jennifer Connelly«, sagte McCabe.

»Genau. Jennifer Connelly. So sieht sie aus.« Cleary schüttelte bewundernd den Kopf. »Mann, ich weiß gar nicht, wieso sich so eine heiße Braut überhaupt den Stress macht, an die Uni zu gehen. Sie hätte doch auch Model werden können oder Schauspielerin, einfach alles.«

»Heiß? Mann, Brian, da hab ich aber was anderes gehört. Ich hab gehört, dass die Braut eiskalt sein soll.« Sturgis lachte schallend über seinen eigenen Witz.

»Zur Hölle noch mal«, sagte Maggie. »Brian, tu uns allen den Gefallen und hör auf, wie ein Pubertierender auf dieses Foto zu sabbern. Die Frau ist tot. Und, Carl, spar dir die dummen Sprüche, verstanden? Das ist nicht witzig.«

»Oh. Ja. Gott. Okay ... 'tschuldigung, Mag«, stammelte Cleary, und sein normalerweise schon rotes Gesicht wurde noch eine Spur röter.

Sturgis starrte sie einfach nur wütend an. Es passte ihm nicht, dass er von einer Frau zurechtgewiesen wurde. Schon gar nicht von einer Frau, die jünger war und weniger Dienstjahre auf dem Buckel hatte als er und die trotzdem seine Vorgesetzte war.

McCabe mischte sich wieder ein. »Okay, das reicht«, sagte er. »Machen wir uns wieder an die Arbeit. Maggie, kannst du mit Hester reden? Der sitzt jetzt schon lange genug da und dreht Däumchen. Wenn wir noch länger warten, dann geht er uns womöglich stiften.« Falls Hester etwas zu verbergen hatte, dann würde Maggie am ehesten dahinterkommen. Wenn es darum ging, zurückhaltenden Zeugen Informationen zu entlocken, kannte McCabe niemanden, der besser war als sie. Er hatte erlebt, wie sie von einem Augenblick zum nächsten von mitleidig auf knallhart, von freundlich auf drohend umschalten konnte, und das alles, ohne die Zeugen wütend zu machen oder sie zum Verstummen zu bringen. Die meisten wussten gar nicht, wie ihnen geschah. »In der Zwischenzeit erzähle ich den anderen, was wir auf dem Anleger gesehen haben.«

Maggie nickte, sammelte ihre Papiere ein und ging hinaus. Im Lauf der folgenden fünfzehn Minuten legte McCabe den anderen alle Ermittlungsergebnisse dar, einschließlich des gefrorenen Zettels, den Terri aus Goffs Mund gezogen hatte, sowie ihrer Vermutung bezüglich der Todesursache.

»Sie war also sofort hinüber, was? Also, wenn mir jemand ein Messer in den Hals rammen würde, dann wär bei mir aber auch sofort Schluss mit lustig«, sagte Sturgis und fing schon wieder an, über seine eigenen dummen Sprüche zu kichern.

McCabe warf ihm einen warnenden Blick zu. »Mensch, Carl, wie gesagt: Lass die Witzeleien. Da ist eine Frau ermordet worden, und falls du oder sonst jemand hier im Raum das witzig findet, dann steht ihr wieder in Uniform auf der Straße, noch bevor ihr mit Lachen fertig seid, das könnt ihr mir glauben.«

Sturgis nuschelte eine Entschuldigung vor sich hin. McCabe wandte sich an Tasco. »Tommy, hast du mittlerweile Goffs Vermieter ausfindig gemacht?«

»Ja. Der Typ heißt Andrew Barker. Wohnt im gleichen Haus wie sie, im Erdgeschoss. Es ist ein Apartmenthaus mit sechs Wohnungen in der Brackett Street. Nummer 342. Barker meinte, dass Elaine Goffs Apartment direkt über seinem läge, im ersten Stock. Und dass er sie schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen habe. Er dachte, sie sei im Urlaub. Ich habe gefragt, ob der Briefkasten nicht überquillt. Er meinte, nein.«

»Hast du beim Postamt nachgefragt?«

»Ja. Mit denen war ich gerade am Telefonieren, als du mit Maggie zurückgekommen bist. Goff hatte einen Lagerauftrag erteilt, beginnend am Samstag, dem 24. Dezember. Ab kommenden Montag sollte ihre Post wieder normal zugestellt werden.«

»Noch was?«

»Ja. Ich habe Barker erklärt, dass wir in einem mutmaßlichen Mordfall ermitteln und ein paar Techniker vorbeischicken würden, die sich ihre Wohnung ansehen sollen. Darüber klang er irgendwie ziemlich aufgeregt. Wie auch immer, er hat zugesichert, dass er da sein würde, um unsere Leute reinzulassen. Außerdem hoffe er, dass Lainie nichts zugestoßen sei. So hat er sie genannt, Lainie. Ich habe ihm gesagt, dass

wir noch nichts Genaueres wüssten.«

»Früher oder später wird er es erfahren«, sagte McCabe. »Zumindest, wenn er den Fernseher einschaltet. Haben wir wegen ihres Handys schon irgendwas erreicht?«

»Ja«, meinte Brian Cleary. »Da habe ich mich drum gekümmert. Sie ist bei Verizon.« Er warf einen Blick in sein Notizbuch und las vor.

»555-4390 ist ihre Nummer. Ich habe mir eine einstweilige Verfügung besorgt und eine Liste mit allen abgehenden und ankommenden Anrufen der letzten drei Monate angefordert. Außerdem Zugriff auf ihre Mailbox, sodass wir die Nachrichten der letzten dreißig Tage abhören können. Ich habe gesagt, dass es dringend ist. Der Zuständige dort meinte, dass sie am Morgen alles beisammen hätten. Außerdem wollte er, dass ich ihm die richterliche Anordnung zufaxe. Das habe ich gemacht.«

»Gut.«

»Und dann noch was.« Cleary saß vornübergebeugt auf seinem Stuhl und klopfte nervös mit dem Fuß auf den Boden. McCabe sah in dem jungen Detective ein äußerst vielversprechendes Talent, ein Ebenbild der irischen Polizisten aus der Generation von McCabes Vater. Schlau und aggressiv und von einer gewissen arroganten Dreistigkeit, bei der McCabe sich an den Schauspieler Jimmy Cagney in seinen jungen Jahren erinnert fühlte. *Ich hab's geschafft, Ma! Jetzt bin ich ganz oben!* Er hatte sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit Cagney. Nicht besonders groß, knapp eins fünfundsiebzig vielleicht, mit rötlich-blonden Haaren und einem Gesicht voller Sommersprossen. Als Jugendlicher hatte Cleary sich gern mal geprügelt, so lange, bis sein alter Herr dem ein Ende gemacht hatte. Er hatte zu Brian gesagt, wenn es ihm schon so viel Spaß machte, andere zusammenzuschlagen, dann sollte er das doch lieber im Boxring anstatt auf dem Schulhof erledigen. Und so war er ein ganz ordentlicher Weltergewichtler geworden. Hatte im Portland Boxing Club etliche Kämpfe gewonnen. Hatte sogar kurz mit dem Gedanken gespielt, Profi zu werden, aber nur kurz. Stattdessen war er zur Polizei gegangen.

»Ich habe auf der Webseite von Palmer Milliken auch die Personalchefin gefunden, eine gewisse Beth Kotterman. Hab sie zu Hause angerufen und sie gefragt, ob vielleicht irgendjemand bei PM über Goffs Urlaubspläne informiert war. Sie hat gesagt, ja, und zwar sie selbst.

Anscheinend müssen alle Mitarbeiter eine Urlaubsadresse im Büro hinterlassen, für Notfälle.«

»Juristische Notfälle?«, erkundigte sich McCabe.

Cleary zuckte mit den Schultern. »Ich nehm's an. Sie hat gefragt, wieso wir das wissen wollten. Ich habe ihr erzählt, dass wir Goffs Auto auf dem Anleger entdeckt haben und befürchten, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte. Sie hat alles stehen und liegen lassen und ist sofort ins Büro gefahren, um in ihren Unterlagen nachzusehen. Sie muss ganz in der Nähe wohnen, jedenfalls hat sie mich ein paar Minuten später zurückgerufen. Goff hatte zwei Wochen Urlaub geplant und sollte am kommenden Montag wieder zur Arbeit erscheinen. Ihr letzter Arbeitstag war Freitag, der 23. Dezember.«

»Vor zwei Wochen.«

»Ja, genau. Darum hat sie auch niemand vermisst. Vom Vierundzwanzigsten an hatte sie ein Zimmer im Bacuba Spa & Resort auf Aruba gebucht. Bacuba auf Aruba.«

»Für sich allein?«

»Ich nehme es an. Zumindest war es kein Doppelzimmer. Ich habe dort angerufen, und die hatten sie als Einzelreisende abgespeichert.«

»Dem Namen nach ist das ein ziemlich teurer Club, oder?«

»Oh ja. Zwölfhundert Dollar pro Nacht. Nachdem sie nicht aufgetaucht ist, haben sie eine Stornogebühr in Höhe von zwei Übernachtungen von ihrer Kreditkarte abgebucht. Abgesehen davon ist die Karte seit dem Zweiundzwanzigsten nicht benutzt worden. Die letzte Abbuchung betrug sechzehn Dollar und zweiundfünfzig Cent und erfolgte durch das Jan Mee Restaurant in der St. John Street.«

»Ist Kotterman noch im Büro?«

»Sie hat gesagt, sie werde wieder nach Hause fahren, aber wir könnten sie jederzeit anrufen, falls wir noch etwas bräuchten.«

»Hast du ihre Nummer da?«, fragte McCabe.

Cleary kritzelte sie auf ein Blatt Papier. McCabe warf einen Blick darauf und knüllte den Zettel anschließend zusammen. »Okay«, sagte er dann.

»Für uns ist das ein Geschenk des Himmels. Jetzt haben wir wieder die Möglichkeit, Alibis zu überprüfen. Wer immer sie umgebracht haben mag, er muss sich zwischen dem Zeitpunkt, als sie das Büro verließ, und dem Abflug ihrer Maschine nach Aruba an sie herangemacht haben.

Weißt du schon, wann sie abreisen wollte?«

Cleary schüttelte den Kopf.

McCabe wandte sich an Sturgis. »Carl, du kriegst bitte raus, von wo sie abfliegen wollte, mit welcher Maschine und ob sie noch eingeecheckt hat.«

»Du glaubst, dass er sie am Flughafen entführt hat?«, fragte Tasco.

McCabe zuckte mit den Schultern. »Das sollten wir versuchen rauszukriegen.«

Sturgis rührte sich nicht vom Fleck. Wahrscheinlich, weil er als langjähriger Detective keine Lust auf primitiven Schreibtischkram hatte. Tja, Pech gehabt. Die Arbeit eines Detectives, ob nun langjährig oder nicht, bestand eben größtenteils aus primitivem Schreibtischkram.

»Und zwar jetzt, Carl«, sagte McCabe.

Sturgis nickte schließlich, stand auf und verließ den Raum. Auf dem Weg zur Tür hinaus begegnete er Maggie, ging jedoch ohne ein Wort an ihr vorbei.

»Was ist denn mit dem los?«, wollte sie wissen.

»Frag nicht.«

»Okay.« Maggie setzte sich zu den anderen an den Tisch. »Hester weiß absolut nichts.«

»Da bist du dir sicher?«

»Völlig sicher. Ich habe gebohrt, gezerrt, gebettelt. Er weiß wirklich nicht mehr als das, was er Vodnick auf dem Anleger erzählt hat.«

McCabe brachte Maggie auf den neuesten Stand. Anschließend saß er eine Minute lang stumm an seinem Platz und überlegte, wie die Ermittlungen jetzt weitergehen sollten.

Tasco brach das Schweigen. »Also gut. Und was machen wir jetzt?«

»Du gehst in die Brackett Street«, sagte McCabe. »Zusammen mit Brian. Und nehmt so viele Leute mit wie irgend möglich. Auch Fraser, wenn er hier auftaucht, und Bill und Will, sobald sie mit diesem Überfall fertig sind. Teilt euch in Zweierteams auf. Sorgt dafür, dass alle das Foto aus dem Palmer-Milliken-Lebenslauf dabei haben, und klappert die Nachbarschaft ab. Ihr wisst ja, wie's läuft. Zuerst die anderen Mieter in ihrem Haus, dann die Nachbarhäuser in der Brackett Street und dann die übrige Umgebung. Wenn es sein muss, weckt ihr die Leute eben auf. Denkt auch an die kleinen Geschäfte, in denen sie unter Umständen

Kundin war. Reinigungen. Kioske. Ganz egal. Es ist ja noch gar nicht so spät. Der ein oder andere hat vielleicht sogar noch geöffnet.«

Maggie sah sich noch einmal die Fotos an. »Eines ist jedenfalls klar: Die Männer müssen scharenweise hinter Elaine Goff her gewesen sein.

Wenn sie einen festen Freund hatte, dann sollten wir ihm unbedingt auf den Zahn fühlen. Vielleicht war das Ganze ja einfach bloß ein Beziehungstreit, der aus dem Ruder gelaufen ist.«

»Passt aber nicht zum Vorgehen des Täters«, erwiderte McCabe.

»Wütende Liebhaber wählen in der Regel eine etwas direktere Herangehensweise als ordentliche kleine Löcher im Nacken. Und Bibelzitate hinterlassen sie auch keine. Trotzdem hast du recht, das müssen wir überprüfen. Tom, sieh zu, ob du von irgendwelchen Nachbarn Namen oder Beschreibungen zu aktuellen oder ehemaligen Sexualpartnern bekommen kannst.«

»Vielleicht war es jemand, dem sie erst kürzlich den Laufpass gegeben hat«, meinte Cleary. »Jemand, der das vielleicht nicht so gut verkraftet hat und sich rächen wollte. Wir überprüfen auch noch, ob jemand anders als Goff am Steuer des BMW gesehen worden ist. Der Wagen ist ja sehr auffällig. Den vergisst man nicht so leicht.«

Tascos Bluthundgesicht mit den Hängebacken wirkte noch sorgenvoller als sonst. »Du weißt aber schon, dass wir das heute Abend nicht mehr alles schaffen können?«

Vielleicht sollte ich ihn in Zukunft Deputy Dawg nennen, wie diese alte Zeichentrückfigur, dachte McCabe. »Das verstehe ich«, sagte er. »Fangt einfach mal an und macht so lange weiter, bis irgendein konkreter Anhaltspunkt auftaucht. Und schickt ein paar Streifenbeamte los, damit die unten am Fish Pier die Anwohner befragen.«

»Okay, ich setze mal ein Team darauf an«, meinte Tasco, »aber du darfst nicht vergessen, dass das eine reine Bürogegend ist. Da ist um diese Zeit niemand mehr. Und als der Kerl die Leiche dort abgestellt hat, war wahrscheinlich auch kein Mensch in der Nähe. Könnte sein, dass das ganze Wochenende über keiner mehr auftaucht.«

»Wir warten aber nicht bis Montag ab«, entgegnete McCabe. »Das Ganze hat sich mitten in der Stadt abgespielt. Gut möglich, dass irgendjemand in der Nähe war und etwas gesehen hat. Vielleicht sogar jemand mit einer Kamera. Jemand, der Nachtschicht hatte. Ist die

Fischbörse nicht rund um die Uhr besetzt?«

»Das war einmal«, schaltete sich Cleary ein. »Die Fischerei ist auch nicht mehr das, was sie mal war.«

»Na ja, solange niemand von euch eine bessere Idee hat, probieren wir es mal so. Ich bitte Fortier, euch genügend Leute zum Klinkenputzen zur Verfügung zu stellen.«

»Soll ich auch bei der Befragung der Nachbarn mitmachen?«, wollte Maggie wissen.

»Nein. Du gehst runter und siehst nach, wie weit Jacobi mittlerweile ist. Sobald er die Leiche aus dem BMW herausgetrennt und auf den Weg nach Augusta geschickt hat, gehst du mit den Kriminaltechnikern in die Wohnung des Opfers.«

»Und was machst du in der Zwischenzeit?«

»Ich rede mit Beth Kotterman und versuche herauszufinden, wer Goffs nächste Angehörige sind. Vielleicht erfahre ich auch, mit welchen Kollegen sie enger befreundet war.« McCabe erhob sich und griff nach dem kleinen Stapel Ausdrucke, der vor ihm lag. »Hat sonst noch jemand etwas?« Er blickte seine Mitarbeiter der Reihe nach an. Niemand sagte etwas. »Also gut, dann hätten wir's. Ruft mich auf dem Handy an, sobald ihr auf irgendetwas stößt, das von Bedeutung sein könnte. Ansonsten treffen wir uns morgen früh um zehn Uhr wieder hier. Und denkt an die Botschaft auf dem Zettel: *Alle Sünder in meinem Volk sollen durchs Schwert sterben.* ›Alle Sünder‹ klingt eindeutig nach mehr als einem Opfer. Falls dem so ist, dann sucht er vielleicht gerade jetzt schon nach einer neuen Spielgefährtin. Wir müssen ihn finden, bevor er sie findet.«

McCabes Schritte hallten durch das Halbdunkel des Marmorfoyers im Monument Square Nummer zehn. Er näherte sich dem runden Tresen des Wachpersonals. Ein junger Mann mit Hornbrille und blauem Blazer sah ihm entgegen. Oberhalb der Brusttasche des Blazers waren in goldenen Lettern die Worte METCO SECURITY aufgestickt. Neben dem Tresen stand eine grauhaarige Frau, die Hände in den Taschen ihres offenen Wollmantels vergraben. Unter dem Mantel trug sie eine ausgewaschene Blue Jeans und ein blaues Sweatshirt der University of Maine – ganz offensichtlich hatte sie für ihren spätabendlichen Abstecher ins Büro einfach schnell irgendetwas angezogen. McCabe schätzte sie auf Anfang fünfzig. Sie machte einen nervösen Eindruck.

»Ms. Kotterman?«, sagte er in fragendem Ton.

»Ja, ich bin Beth Kotterman. Und Sie müssen Sergeant McCabe sein.«

»Richtig. Es tut mir leid, dass wir Sie schon wieder stören müssen an Ihrem Freitagabend.«

»Das macht nichts. Nicht in solch einer Situation. Wissen Sie denn schon mehr über ...«, sie suchte nach den richtigen Worten, »... über das, was passiert ist?«

»Ich würde das lieber in Ihrem Büro besprechen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Selbstverständlich. Kommen Sie mit.«

»Äh ... Entschuldigung, Sir«, sagte der Wachmann. »Würden Sie sich vielleicht erst noch hier eintragen?«

»Er gehört zu mir, Randall. Der Herr ist von der Polizei.«

»Tut mir leid, Ms. Kottermann, aber Polizei hin oder her, er muss sich eintragen«, erwiderte der Wachmann. »In den Vorschriften steht, dass sich alle eintragen müssen. ›Mit Ausnahme der Polizei‹ steht da nicht.« Der Wachmann lächelte. Er hatte wahrscheinlich noch nicht oft Gelegenheit gehabt, einen Polizeibeamten zu schikanieren, und genoss diesen Augenblick sichtlich.

»Kein Problem«, meinte McCabe und erwiderte das Lächeln. »Möchten Sie meinen Ausweis sehen?«

Der Wachmann zuckte die Schultern. »Wenn's geht.«

McCabe klappte seine Dienstmarke auf und legte sie auf den Tresen, griff nach dem Stift und dem Klemmbrett, kritzelte seinen Namen in die erste freie Zeile und fügte gleich noch die Zeit hinzu: 22.32 Uhr. Es war der letzte Eintrag in einer langen Liste mit Namen. Bis auf den von Beth Kotterman kam ihm keiner bekannt vor.

Der Wachmann warf einen Blick auf McCabes Marke und reichte sie ihm anschließend zurück. »Danke.«

»War mir ein Vergnügen. Müssen Besucher sich eigentlich auch wieder austragen?«

»Jeder, der nicht hier arbeitet, ja. Wer sich einträgt, muss sich auch wieder austragen.«

»Und was ist mit denen, die hier arbeiten?«

»Die müssen sich erst nach 18.00 Uhr ein- oder austragen.«

»Und zeigen die Ihnen auch immer ihren Ausweis?«

»Nein. Laut Vorschriften ist das nicht erforderlich.«

Dämliche Vorschriften, dachte McCabe. Dann konnte man sich ja mit jedem x-beliebigen Namen eintragen. »Ms. Kotterman, würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich Randall noch ein paar Fragen stelle?«

Kotterman schüttelte den Kopf. Ganz offensichtlich hätte sie die Angelegenheit am liebsten so schnell wie möglich hinter sich gebracht, aber sie sagte: »Kein Problem. Ich erwarte Sie in meinem Büro. Wenn Sie hier fertig sind, lassen Sie mich einfach anrufen. Dann hole ich Sie ab.«

Der Wachmann musterte McCabe. »Worüber wollen Sie denn mit mir reden?«

»Ich möchte Ihnen lediglich ein paar Fragen stellen.«

»Die muss ich aber nicht beantworten.«

»Nein, ich schätze nicht, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass meine Freunde bei METCO SECURITY Ihnen sehr verbunden wären, wenn Sie es täten. Also, wie war doch gleich Ihr Nachname?«

»Jackson. Randall Jackson.«

»Also gut, Randall«, sagte McCabe, »mal sehen, ob ich die Vorschriften auch kapiert habe. Sie sagen also, dass alle Besucher sich ein- und auch wieder austragen müssen. Aber für die, die hier arbeiten, gilt das erst nach 18.00 Uhr. Ist das so richtig?«

»Ja, genau. Das ist richtig.«

»Und woher wissen Sie, wer wer ist?«
»Wie meinen Sie das?«
»Kennen Sie denn alle, die hier im Gebäude arbeiten?«
»Die meisten schon. Zumindest vom Sehen. Die, die ich nicht kenne, tragen sich entweder ein oder zeigen mir ihren Hausausweis.«
»Und da schlüpft keiner durch die Maschen, ohne sich einzutragen?«
Der Wachmann blickte McCabe einen Moment lang aufmerksam an.
»Nicht, wenn ich Dienst habe.«
»Und wenn jemand anders Dienst hat?«
»Dazu kann ich nichts sagen.«
»Ist dieser Tresen hier immer besetzt?«
»Ja, sieben Tage die Woche, vierundzwanzig Stunden am Tag.«
»Arbeiten Sie alleine, oder haben Sie noch einen Partner?«
»Tagsüber sind wir zu zweit. Nachts bin ich alleine.«
»Was machen Sie, wenn Sie mal aufs Klo müssen?«
»Unten im Keller gibt es einen Pausenraum. Mit Toilette.«
»Dann könnte sich also jemand unbemerkt reinschleichen, während Sie gerade beim Pinkeln sind?«
»Nein. Die Tür, durch die Sie gerade reingekommen sind – die schließe ich ab, wenn ich nach unten muss.«
»Und es gibt keinen anderen Eingang?«
»Nachts nicht. Die Hintertür lässt sich nur von innen öffnen, und die Garage ist immer zu. Das Tor geht nur mit einer Schlüsselkarte auf, und die haben nur die Rechtsanwälte.«
Ziemlich gängige Maßnahmen zur Gebäudesicherung. Nicht schlecht, aber auch nicht so gut, dass man jemanden, der entschlossen oder clever genug war, am heimlichen Betreten hindern konnte. »Arbeiten Sie nur hier, oder werden Sie von METCO immer wieder an unterschiedlichen Stellen eingesetzt?«
»Normalerweise hier, gelegentlich auch in anderen Häusern. METCO betreut ja die meisten größeren Gebäude hier in der Stadt.«
»Waren Sie am Abend des 23. Dezember auch hier?«
»Warum wollen Sie das denn wissen?«
»Gerade eben habe ich Sie gefragt, ob hier auch mal jemand, ohne sich einzutragen, hineinschlüpfen könnte, und Sie haben gesagt: ›Nicht, wenn ich Dienst habe.‹ Und jetzt frage ich mich, ob Sie vielleicht am Abend

des Dreiundzwanzigsten Dienst hatten.«

»Am Dreiundzwanzigsten?«

»Ja. Am Dreiundzwanzigsten.«

Der Wachmann starrte McCabe an. Nach längerem Schweigen sagte er:

»Also am Freitag vor Weihnachten?«

»Ganz genau.«

»Ja, da war ich hier. Ich habe eine Doppelschicht gemacht. Hab mit einem Kollegen getauscht, damit ich Weihnachten freimachen kann. Um vier Uhr nachmittags hab ich angefangen und war bis acht Uhr morgens da.«

»Ganz schön lange.«

»Ja, ich wollte eben an Weihnachten zu Hause bei meinen Kindern sein.«

Aha, er hatte also Kinder. Machte ihn das irgendwie vertrauenswürdiger? Nicht automatisch. »Ist Ihnen an diesem Tag irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen, irgendetwas, das Ihnen im Gedächtnis hängen geblieben ist? Überlegen Sie mal.«

Randall überlegte. Eine Minute lang sagte er gar nichts. Dann nickte er, als hätte er den Tag noch einmal Revue passieren lassen. »Das einzig Ungewöhnliche war, dass die Leute wegen der Feiertage alle früher als sonst nach Hause gegangen sind. Ich glaube, viele sind nach der Mittagspause gar nicht mehr wiedergekommen. Um fünf war es eigentlich schon fast leer, bis auf die Chefs. Die sind alle gemeinsam gegangen, so gegen sechs, halb sieben. Die meisten schienen ziemlich gut aufgelegt zu sein und haben mir was zu Weihnachten zugesteckt. Soweit ich mich erinnere, haben sich nur ganz wenige später noch ausgetragen. Normalerweise arbeiten hier viele bis spät in die Nacht.«

»Und wer waren die Nachzügler an dem Abend?«

»Die erste war eine von den jüngeren Anwältinnen, Miss Goff. Verdammt hübsche Frau. Die hab ich sogar mehrfach gesehen.«

»Wann denn?«

»Das erste Mal so gegen acht. Das weiß ich noch, weil sie nicht mal einen Mantel angehabt hat, und draußen war es echt a...« Jackson unterbrach sich.

»Arschkalt?«, fragte McCabe.

»Ganz genau. Arschkalt. Sie hat sich aber gar nicht erst ausgetragen.

Hatte einen Federal-Express-Umschlag in der Hand und wollte gleich wieder da sein.«

»Und, war sie's?«

»Ja. Zwei Minuten später. Mit einem Hotdog von dem Stand draußen auf dem Platz. Muss wohl ziemlichen Hunger gehabt haben.«

»Und das zweite Mal?«

»Ungefähr eine Stunde später ist sie dann endgültig gegangen, gegen neun. Ist fuchsteufelswild zur Tür rausgestürmt. Sie muss über irgendwas furchtbar wütend gewesen sein. Auch da hat sie sich nicht ausgetragen. Ich hab ihr noch hinterhergerufen. Aber sie hat mir bloß den Finger gezeigt.« Bei der Erinnerung musste Randall lächeln.

»Mannomann, war die sauer.«

»Was haben Sie gemacht?«

»Gar nichts. Ich kenn sie ja. Kein Problem. Sie ist durch die Tür verschwunden, die in die Privatgarage der Anwälte führt.«

»Die da?« McCabe deutete auf eine unbeschriftete graue Stahltür neben dem Haupteingang.

»Ja, genau.«

»Haben Sie sie seither noch einmal gesehen?«

Randall schüttelte den Kopf. »Nein, glaub nicht.«

»Sie meinten, dass sich noch jemand erst später ausgetragen hat?«

»Ja. So ungefähr zehn Minuten nach ihr ist Mr. Ogden runtergekommen. Henry Ogden. Das ist einer der Seniorpartner von Palmer Milliken.«

»War er auch wütend?«

Randall schüttelte achselzuckend den Kopf. »Nein. Der wirkte soweit ganz normal. Sah aus wie immer eigentlich. Wie ein reicher Weißer eben. Hat mir einen Umschlag in die Hand gedrückt. Eine Weihnachtskarte mit einem Hunderter. Letztes Jahr waren es bloß fünfzig. Hat gesagt, ich soll meinen Kindern was Hübsches kaufen.«

»Und hat nach Henry Ogden noch jemand das Gebäude verlassen?«

»Nein.«

»Sie meinten vorhin, Sie hätten eine Doppelschicht gemacht, Randall. Könnte es sein, dass Sie vielleicht kurz weggenickt sind und irgendjemanden verpasst haben?«

Jacksons Haltung wurde starr. »Nein. Auf keinen Fall.«

»Sicher?«

»Absolut. Die Einzigen, die nach Ogden noch gegangen sind, waren die Leute von der Putzkolonie. Die kommen immer so gegen sechs und sind normalerweise spätestens um ein Uhr nachts wieder draußen.«

»Wie viele Personen?«

»Ein halbes Dutzend, mal mehr, mal weniger.«

»Müssen die sich auch ein- und austragen?«

Randall schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Und sind es immer die gleichen Leute?«

»Kann man so nicht sagen. Die werden von der Firma immer wieder durchgemischt. Besonders um die Feiertage.«

»Sind die Reinigungskräfte bei METCO angestellt?«

»Nein, METCO ist nur für die Sicherheit zuständig. Die Reinigung macht eine andere Firma. Wenn Sie wissen wollen, wer, dann müssen Sie sich bei der Gebäudeverwaltung erkundigen.«

»Haben Sie die Unterlagen mit den Ein- und Austragungen vom Dreiundzwanzigsten noch?«

»Nicht hier. Bei METCO vielleicht. Ich weiß gar nicht, wie lange die aufbewahrt werden.«

»Ist da um diese Uhrzeit noch jemand?«

»Nein. Das Büro macht erst am Montag um acht wieder auf. Aber wir haben eine Telefonnummer für Notfälle hier. Wollen Sie die haben?«

»Ja.«

Jackson zog eine Schublade auf und nahm eine Visitenkarte heraus, die er McCabe überreichte. Darauf stand der Name Scott Ginsberg. McCabe kannte Ginsberg. Er war vor zwei Jahren aus der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit im Portland Police Department ausgeschieden. Vielleicht gab es ja doch ein Leben nach der Polizei. Seine Handynummer lautete 555-1799.

McCabe deutete auf eine Reihe kleiner Monitore hinter dem Tresen.

»Was ist denn mit diesen Bildern da? Werden die gerade aufgezeichnet, oder sind das nur Liveaufnahmen?«

»Die werden aufgezeichnet.«

»Auf Band?«

»Nein. Digital.«

Das machte Sinn. Digital bedeutete, dass es keinen vernünftigen Grund gab, nicht aufzuzeichnen. Die Bilder konnten direkt auf einen Computer

in der METCO-Zentrale übertragen werden. So stellte sich weder das Problem der Aufbewahrung noch das der Kosten für die Videobänder. Und es sprach nichts dagegen, die Bilder mehr oder weniger bis in alle Ewigkeit zu behalten. McCabe rief Eddie Fraser an, gratulierte ihm zu Tinker Bells überschwänglichen Kritiken, gab ihm Scott Ginsbergs Handynummer und bat ihn, mit der Durchsicht der Videos zu beginnen. So schnell wie möglich. Bis jetzt hatten sie lediglich die Leiche und den Zettel. Sie brauchten unbedingt mehr Material. Zum Beispiel den Namen eines direkten Angehörigen.

McCabe gab Jackson seine Karte und sagte ihm, er solle sich melden, falls ihm noch irgendetwas einfiele. Dann bat er ihn, Beth Kotterman anzurufen.

Sie verließen den Fahrstuhl im vierten Stock. »Mein Büro ist am Ende des Korridors auf der rechten Seite«, sagte Kotterman. Sie ging voraus, und McCabe folgte ihr. Der schwach beleuchtete Flur war leer und kalt. Kotterman las seine Gedanken. »Die Temperatur wird um sieben Uhr automatisch auf zehn Grad heruntergefahren, es sei denn, irgendjemand wünscht ausdrücklich, dass die Heizung an bleibt.«

»Und heute schiebt hier keiner eine Nachtschicht?«

»Ein paar von den Rechtsanwälten ganz bestimmt.«

»Aber auf dieser Etage sitzen keine Anwälte?«

»Nein. Der vierte Stock ist fast ausschließlich von der Verwaltung belegt. Personalwesen. Buchhaltung. Büroorganisation. All so was. Wir halten uns eher an die regulären Arbeitszeiten.« Sie schloss ihr Büro auf und knipste das Licht an.

Als Leiterin der Personalabteilung besaß Beth Kotterman ein Eckbüro. Es enthielt die Art moderne Einrichtung, die typisch war für Büros mittlerer Angestellter. Weit entfernt vermutlich von dem, was die Teilhaber bekamen, aber tausend Mal besser als alles in der 109. Ms. Kottermann hatte außerdem an vielen Stellen persönliche Akzente gesetzt, sodass das Büro alles andere als langweilig oder durchschnittlich wirkte. Ein kleiner Urwald aus Zimmerpflanzen, darunter ein raumhoher Ficus, dominierte die eine Ecke. An der einen Wand hingen zahlreiche Familienfotos und ein großes, mit Wachsmalkreide gemaltes Bild mit der Überschrift *Oma Bethby*. Bethby trug ein leuchtend grünes Kleid und eine riesige Brille und hatte übergroße Füße. Das Porträt war eingerahmt

und hatte einen Ehrenplatz bekommen. Die Signatur lautete BECKY. Kotterman ließ den Mantel an. Sie setzte sich auf ihren Sessel und deutete auf einen Stuhl mit gerader Rückenlehne, der vor ihrem Schreibtisch stand. Der Stuhl für Personalgespräche, nahm McCabe an.

»Wie alt ist Becky?«, erkundigte er sich.

Kotterman wurde ein wenig lockerer. »Sieben. Als ich für das Porträt Modell gesessen habe, da war sie vier. Wie sicher sind Sie, dass die Tote, die Sie gefunden haben, tatsächlich Lainie Goff ist? Der andere Beamte, Detective Cleary, hat gesagt, dass Sie noch nichts Definitives sagen können.«

»Wir haben ihre Identität mit Hilfe von Fotos vorläufig bestätigt«, erwiderte McCabe. »Wir sind zu neunundneunzig Prozent sicher, dass es sich bei der Toten um Elaine Goff handelt.«

»Nicht zu hundert? Es könnte also immer noch jemand anders sein?«

»Da würde ich mir keine allzu großen Hoffnungen machen. Wir warten noch den Abgleich mit den zahnärztlichen Unterlagen ab, aber ich denke, Sie können davon ausgehen, dass es Ms. Goff ist.«

»Dann muss ich den Leuten in der Kanzlei Bescheid sagen.«

»Tun Sie das. Die meisten wissen wahrscheinlich sowieso schon Bescheid. News Center 6 hat die Meldung vorzeitig veröffentlicht.«

»Das ist sehr bedauerlich.«

»Sehe ich auch so. Wir möchten eigentlich immer erst die Angehörigen informieren, bevor sie es aus den Medien erfahren.«

»Natürlich. Und Sie glauben, dass Lainie – vorausgesetzt, es ist Lainie –, dass sie ermordet wurde?«

»Ja.«

»Merkwürdig.« Kotterman wandte den Blick ab. »Man rechnet einfach nicht damit, dass so etwas in Portland passieren könnte, aber wahrscheinlich ist man mittlerweile nirgendwo mehr sicher. Vielleicht war man es ja noch nie. Haben Sie schon eine Ahnung, wer es getan haben könnte?«

»Nein. Wir stehen mit unseren Ermittlungen noch ganz am Anfang.«

»Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Wie gesagt, als Erstes muss ich ihre nächsten Angehörigen ausfindig machen. Ich hatte gehofft, dass Sie vielleicht einen Namen in Ihren Unterlagen haben.«

»Das müssten wir eigentlich.« Kotterman fuhr ihren Computer hoch und tippte ein paar Befehle ein. »Wir bekommen von allen Mitarbeitern am ersten Arbeitstag einen Kontakt für Notfälle«, sagte sie. »In der Regel ist das ein Familienmitglied.« Sie runzelte die Stirn. »Das hier hilft Ihnen wahrscheinlich nicht unbedingt weiter.«

»Wieso nicht?«

»Nun, die meisten geben einen Angehörigen an. Lainie nicht.«

»Sondern?«

»Eine Frau, eine gewisse Janie Archer. Mit Wohnsitz in New York.«

»Ihre Schwester vielleicht?«

»Lainie hat angegeben, dass es sich um eine Freundin handelt.«

»Lainie und Janie, hm? Können Sie mir ihre Daten geben?«

Sie schrieb eine Adresse und eine Telefonnummer auf einen Post-it-Zettel und gab ihn McCabe. Eine Adresse in der Upper East Side von Manhattan. Vorwahl 212. Er prägte sich die Angaben ein und warf den Zettel weg.

»Diese Angaben sind sechs Jahre alt«, sagte Beth Kotterman.

»Eigentlich sollen sie jährlich auf den neuesten Stand gebracht werden, aber das machen viele nicht. Es könnte sein, dass Lainies Freundin gar nicht mehr da wohnt.«

Das war kein großes Problem. Er konnte Janie Archer auch über eine der beiden Datenbanken ausfindig machen, an die das Portland Police Department angeschlossen war, Accurint oder AutoTrackXP. »Haben Sie vielleicht sonst eine Idee, wo wir einen Hinweis auf ihre nächsten Angehörigen finden könnten?«

»Ja. Ich kann noch woanders nachsehen.« Erneut tippte Kotterman auf der Tastatur herum. »Alle Mitarbeiter bekommen zum Einstieg in die Kanzlei eine befristete Lebensversicherung für die Dauer ihrer Betriebszugehörigkeit. Ich will mal sehen, wen Lainie als Begünstigten eingetragen hat.«

»Wie hoch ist denn die Versicherungssumme?«, wollte McCabe wissen.

»Das eineinhalbfache Jahresgehalt. In Lainies Fall also ungefähr einhundertachtzigtausend Dollar.«

Nicht schlecht, dachte McCabe. Mit Sicherheit genug, um als Motiv für einen Mord herzuhalten. Aber wenn es tatsächlich ums Geld gegangen war, warum dann diese ganze Show auf dem Anleger abziehen? Warum

hatte der Täter keinen Unfall vorgetäuscht? Vielleicht wollte er die Ermittler verwirren. Das kam McCabe allerdings sehr unwahrscheinlich vor. »Wird das Geld auch ausbezahlt, wenn die Mitarbeiterin ermordet worden ist?«

»Da muss ich noch einmal konkret bei der Versicherung nachfragen, aber ich glaube eigentlich schon, ja. Hmmm.« Kotterman blickte über den Rand ihrer Brille hinweg auf den Bildschirm. »Also, das ist ja mal interessant.«

»Was denn?«

»Auch bei der Lebensversicherung ist kein Familienmitglied als Begünstigter eingetragen. Lainies Erstbegünstigter ist nicht einmal eine Person, sondern eine Organisation. Sie heißt Sanctuary House. Mit Sitz in Portland. Ich habe keine Ahnung, was das sein soll.«

»Ich habe schon davon gehört«, erwiderte McCabe. »Aber viel weiß ich auch nicht. Es muss eine kleine soziale Einrichtung sein, eine Art Heim für Kinder und Jugendliche.« So langsam konnte man den Eindruck gewinnen, dass Lainie Goff gar keine Angehörigen hatte. Dass sie eine Waise gewesen war. Welche Verbindung mochte sie wohl zu diesem Sanctuary House haben?

»Tja, da kommt jedenfalls ein großer Batzen Geld auf diese Leute zu.«

»Nach allem, was ich gehört habe, können sie es gut gebrauchen.«

Kotterman sah vom Computer auf und lehnte sich in ihrem Sessel zurück. Sie wirkte müde. »Ich fürchte, das ist alles. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Detective?«

»Haben Sie Lainie gut gekannt?«

»Nein, fast gar nicht. Palmer Milliken hat über dreihundert Mitarbeiter. Ich habe nur ab und zu ein paar Worte mit ihr gewechselt. Für gewöhnlich im Zusammenhang mit irgendwelchen Personalfragen.«

»Wann haben Sie sie das letzte Mal gesehen?«

»Bei unserer Weihnachtsfeier.«

»Wann war das?«

»Am Freitag, 16. Dezember. Im Pemaquid Club. Die meisten Teilhaber sind dort Mitglied, und da hat die Kanzlei einfach den ganzen Club gemietet.« Der Pemaquid Club war einer *der* Treffpunkte für die Reichen und gut Vernetzten von Portland und nur Mitgliedern zugänglich. Die hundert Jahre alte rote Backsteinvilla lag im West End

der Stadt.

»Haben Sie sie auf der Feier gesprochen?«

»Nur im Vorbeigehen. Frohe Weihnachten und einen schönen Urlaub. So in der Art. Lainie hat keine Zeit damit verplempert, mit Leuten wie mir zu plaudern. Sie war hinter dickeren Fischen her.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel den Teilhabern. Besonders den einflussreicheren. Und darunter ganz besonders den männlichen. Sie war, nach allem, was ich gehört habe, eine außerordentlich ehrgeizige Person.«

»Tatsächlich?«, sagte McCabe. »Und von wem haben Sie das gehört?« Kotterman dachte gründlich nach, bevor sie eine Antwort gab. »Nun, es gab Gerüchte. Die Leute reden eben gern.«

»Aha, und hat irgendjemand vielleicht darüber geredet, dass Lainie Goff so etwas wie eine Affäre hatte?«, hakte er nach. »Vielleicht mit einem der Teilhaber? Vielleicht sogar mit mehr als einem?«

»Wissen Sie, Detective, es ist schon spät, und ich bin müde.

Wahrscheinlich habe ich sowieso schon zu viel geredet.«

»Das verstehe ich, Ms. Kotterman, aber ich wüsste es wirklich sehr zu schätzen, wenn Sie mir noch sagen könnten, mit wem Lainie auf dieser Feier gesprochen hat. Beziehungsweise geplaudert, um Ihre Formulierung aufzugreifen. Ist Ihnen da jemand besonders aufgefallen?«

»Ich habe nichts bemerkt.«

McCabe wusste, dass er nicht mehr viel aus ihr herauslocken würde, aber er konnte es ja trotzdem versuchen. Zu verlieren hatte er nichts. »Gerade eben haben Sie gesagt, sie sei hinter dickeren Fischen hergewesen. Ich frage mich, wen Sie damit gemeint haben könnten.«

»Tut mir leid, Detective, aber da habe ich mich wohl einfach versprochen. Ich kannte Lainie ja kaum. Und Sie können sich vorstellen, dass die Nachricht von ihrem Tod mich ziemlich durcheinandergebracht hat. So wird es sicherlich allen in der Kanzlei gehen. Warum belassen wir es nicht einfach dabei?«

»Nur noch einige wenige Fragen.«

»Lieber nicht.«

Ob die Personalchefin ab jetzt jede Aussage verweigern würde? Das Recht dazu hatte sie. »Es ist wirklich wichtig«, sagte er.

Kotterman seufzte. »Also gut. Solange es keine persönlichen Fragen

sind.«

McCabe signalisierte nickend sein Einverständnis. »Okay. Wie lange war Lainie Goff schon in der Kanzlei, und was genau hat sie hier gemacht?«

»Sie ist Rechtsanwältin im Angestelltenverhältnis, und zwar schon länger. Kurz nach ihrem Examen an der Cornell Law School im Jahr 2000 hat sie hier angefangen. Sie war in der Abteilung für Firmenfusionen und Übernahmen tätig.«

»Hatte sie Chancen auf eine Teilhaberschaft?«

»Ich habe keine Ahnung. Normalerweise werde ich in die Pläne der Teilhaber nicht eingeweiht. Ich bin ja eher für die Verwaltung zuständig.«

»Aber sie hat doch bestimmt darauf hingearbeitet, oder?«

»Natürlich. Alle angestellten Anwälte wollen Teilhaber werden. Diejenigen, die nicht irgendwann ein Angebot bekommen, kündigen in der Regel.«

»Wissen Sie vielleicht, mit wem sie hier enger befreundet war? Mit wem sie sich regelmäßig getroffen hat?«

»Wie gesagt, ich habe Lainie kaum gekannt. Ich könnte Ihnen eine Liste mit all denen zusammenstellen, mit denen sie beruflich näher zu tun hatte. Das wäre vielleicht das Einfachste.«

»Okay. Fangen wir damit an.« McCabe sah zu, wie Kotterman sich wieder ihrem Computer zuwandte. Es war offensichtlich, dass die ältere Frau Goff nicht sonderlich mochte. Das war keine große Überraschung. Die Beth Kottermans dieser Welt konnten auch Sandy nicht besonders gut leiden. Wie viel von ihren Andeutungen entsprach also der Wahrheit, und was entsprang einfach nur ihrer Abneigung gegenüber der schönen Diva? Das musste er herausfinden. »Wer war Lainies Vorgesetzter?«

»Der Leiter der Abteilung für Firmenfusionen und Übernahmen. Henry Ogden. Sie war ihm direkt unterstellt.«

Ogden. Aha. Das war der Typ, der zehn Minuten nach Lainie das Gebäude verlassen hatte. Hatte Henry Ogden Lainie an diesem Abend noch gesehen? Hatte er sie als Letzter lebend zu Gesicht bekommen? Das alles waren offene Fragen. Er hatte noch eine Menge zu tun. »Weiß Ogden schon, dass Lainie tot ist?«, erkundigte er sich.

»Von mir nicht. Ich wollte damit warten, bis es wirklich feststeht. Bis zu

dem Gespräch mit Ihnen. Wenn Sie weg sind, rufe ich ihn zu Hause an.«
»Ich muss so schnell wie möglich mit Mr. Ogden sprechen. Können Sie mir seine Festnetznummer und, wenn Sie die haben, auch seine Handynummer geben?«

Sie schrieb beide Telefonnummern auf einen weiteren Post-it-Zettel und gab ihn McCabe.

»Brauchen Sie sonst noch etwas von mir, Detective, bevor ich nach Hause gehe?«

»Ja. Ich würde gern einen Blick in Lainie Goffs Büro werfen.«

»Ich kann Ihnen gerne zeigen, wo ihr Büro sich befindet, aber ich fürchte, Sie dürfen es nicht betreten. Sie bewahrt mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit all ihre Akten darin auf, und das würde uns hinsichtlich des Mandantenschutzes erhebliche Probleme bereiten.«

»Das könnte tatsächlich problematisch werden.«

»Sie können das gerne mit Henry Ogden besprechen, aber ich bin mir sicher, dass Sie von ihm die gleiche Antwort bekommen werden.

Nämlich dass Sie zuerst eine richterliche Anordnung brauchen, um Lainies Büro, ihre Akten und ihren Computer einzusehen. Und selbst dann weiß ich nicht, ob wir Ihnen Einblick in unsere Mandantenakten geben können.«

»Gut. Wir beantragen gleich morgen früh einen Durchsuchungsbefehl. So lange stelle ich einen Streifenbeamten vor die Tür und lasse sie mit einem Vorhängeschloss sichern. Außerdem hängen wir ein ZUTRITT-VERBOTEN-Schild an die Tür. Ich würde es begrüßen, wenn Sie die gesamte Belegschaft von Palmer Milliken darüber informieren würden, dass das Büro von niemandem betreten werden darf.«

*Harts Island, Maine**Freitag, 6. Januar**23.30 Uhr*

Abby Quinn wusste nicht, wie lange sie schon im Wandschrank des leer stehenden Sommerhauses der Castellanos saß, aber es kam ihr sehr lange vor. Der dünne Streifen Tageslicht, der zu Beginn noch unter der geschlossenen Tür hindurchgesickert war, war schon vor Stunden verblasst. Es war ihr viertes Versteck seit Dienstag, das vierte innerhalb von vier Tagen, aber jetzt, wo sie sich entschlossen hatte, die Insel zu verlassen, war klar, dass es auch ihr letztes sein würde. Ihr Plan war einfach. Das Haus der Castellanos stand höchstens hundert Meter vom Fähranleger entfernt. Freitagabends ging das letzte Boot um 23.55 Uhr. Dort war Bobby Howser Schiffsjunge. Sie war mit Bobby zusammen zur Highschool gegangen. Damals waren sie befreundet gewesen. Sie würde, sobald sie sah, wie er die Gangway einziehen wollte, losrennen und genau dann, wenn das Boot ablegte, aufspringen und das Monster hier auf der Insel zurücklassen. Das Monster, das sie in Gedanken TOD nannte.

Abby drückte auf den Beleuchtungsknopf ihrer alten, billigen Digitalarmbanduhr. Noch fünfundzwanzig Minuten. Sie schmiegte sich an die Rückwand des Schrankes und schlang die Arme um die Knie. Sie drückte sie an sich, so fest sie nur konnte, als könnte sie dadurch die Angst aus ihrem Körper pressen, diesen Drang, schreiend hinaus in die Nacht zu rennen.

Zum tausendsten Mal lief der vergangene Dienstag vor Abbys innerem Auge ab. Er hatte eigentlich ganz normal angefangen. Wieder einmal so ein kalter Tag, an dem ihr einfach kein Grund einfiel, warum sie das Bett verlassen sollte. Sie schlief aus, und nachdem sie schließlich aufgewacht war, verbrachte sie den Großteil des Nachmittags unter ihrer schweren Daunendecke, vertieft in den neuesten Stephanie-Plum-Roman, während

die Geräusche ihrer Mutter aus dem Erdgeschoss zu ihr heraufdrangen. Eigentlich ging es ihr zurzeit ziemlich gut, und das war doch mal eine schöne Abwechslung. Sie nahm regelmäßig ihre Medikamente, und sie schienen auch zu wirken. Die Stimmen blieben stumm. Sie lebte wie ein ganz normaler Mensch und kam sich nicht vor wie irgend so eine Irre. Abends arbeitete sie als Kellnerin im Crow's Nest und kam auch da ganz gut klar. Nahm Bestellungen entgegen und brachte nichts durcheinander. Sagte die Tagesangebote auswendig auf. Schrieb Rechnungen. Erkundigte sich nach dem Befinden der Gäste. Antwortete ihnen, dass es ihr prima ginge. Verdiente Geld und sparte und dachte, dass sie vielleicht sogar so etwas wie ein Leben haben könnte.

Sicher, die Medikamente machten sie dick, wie immer, aber dieses Mal hatte sie den Kampf aufgenommen. Kein Bier. Kein Naschkram. Kein Dessert. Und außerdem joggte sie abends, wenn sie im Nest fertig war, meistens noch die Sechs-Kilometer-Runde um die Insel, obwohl es spät war und kalt. Abby fühlte sich durch ihr schwabbelndes Fleisch viel zu unsicher, um tagsüber, im Hellen, auch nur über Joggen nachzudenken. Dann würden die Leute sie sehen und lachen über diese Verrückte, die versuchte, ihren wabbeligen Körper in Form zu bringen. Womöglich wachten sogar die Stimmen wieder auf und fingen an, sie zu verspotten. Nein. Das konnte sie nicht zulassen. Die Nacht bot ihr Deckung, und Deckung war genau das, was sie brauchte. Wenn sie sich an die Diät und ihr Fitnessprogramm hielt, dann konnte sie vielleicht im Frühjahr ein paar Kurse an der University of Southern Maine belegen. Noch ein paar Punkte für ihren Abschluss in Rechnungswesen sammeln. Ja, sagte sie sich. Genau das würde sie tun, wenn sie es schaffte, ihr Programm durchzuziehen und abzunehmen und die beschissenen Stimmen ruhig zu halten.

Ihr Psychiater hatte ihr immer und immer wieder gesagt, dass die Stimmen nicht echt seien.

»Doch«, hatte sie beharrt, »sie sind echt. Ich kann sie hören.«

»Stimmen zu hören ist ein Symptom Ihrer Krankheit, Abby. Ein Symptom, das wir mit Hilfe von Medikamenten in den Griff bekommen können.«

Sie gab darauf keine Antwort. Der Seelenklempner laberte Scheiße. Die Stimmen waren echt.

»Wenn Sie die Stimmen hören«, wollte er wissen, »sind sie dann laut? Oder eher leise?«

»Manchmal leise. Manchmal laut. Manchmal so laut, dass ich gar nichts anderes mehr hören kann.«

»Und wenn sie laut sind, können dann auch andere Leute sie hören? Oder nur Sie?«

»Die anderen hören sie auch. Sie tun nur so, als würden sie sie nicht hören.«

Er überlegte. »Hören Sie sie eigentlich auch manchmal hier in meiner Praxis?«

»Manchmal. Ja.«

»Hören Sie sie jetzt auch?«

Sie lauschte. »Ja.«

»Und was sagen sie?«

Sie lächelte verschlagen. »Sie sagen, dass Sie Scheiße labern.«

Er erwiderte ihr Lächeln. »Manchmal labere ich vielleicht Scheiße«, sagte er, »aber in diesem Fall nicht. Ich kann sie nicht hören, Abby. Ganz ehrlich nicht. Ich mache Ihnen nichts vor.«

Sie nahm es ihm nicht ab. Die Stimmen waren echt. Sie hassten sie. Sie wollten sie umbringen. Aber das sagte sie ihm nicht. Das dachte sie bloß. Allerdings schien er immer zu wissen, was sie gerade dachte. Vielleicht konnte er ja irgendwie ihre Gedanken belauschen.

»In gewisser Hinsicht sind die Stimmen tatsächlich echt, Abby«, sagte er. »Für Sie sind sie echt. Aber sie existieren nur in ihrem Kopf.

Außerhalb nicht. Wir können sie zwar nicht aus ihrem Kopf herausholen, aber wir können sie zähmen. Wir können sie verstummen lassen. Sie daran hindern, sich in Ihr Leben einzumischen. Und genau das möchten Sie doch, oder?«

Sie nickte stumm. Ja, genau das wollte sie. Wenn er doch nur hätte ahnen können, wie verzweifelt sie das wollte. Sie nickte noch einmal, dieses Mal entschlossener.

»Okay. Wenn Sie das möchten, dann müssen Sie jeden Tag Ihre Medikamente nehmen. Sie dürfen sie kein Mal auslassen oder vergessen oder so tun, als bräuchten Sie sie nicht.«

»Aber die Tabletten machen dick.«

»Das lässt sich nicht vollkommen vermeiden, Abby, aber Sie können die

Wirkung erheblich mildern. Essen Sie bewusst. Treiben Sie Sport. In der Highschool waren Sie doch mal eine aktive Sportlerin, nicht wahr?«
Ja, das war sie gewesen. Betonung auf Vergangenheit. *Gewesen*. Vor sieben Jahren. Feldhockey in der Schulauswahl und Lacrosse bei den Portland Highschool Lady Bulldogs. Die bellenden Biester, so hatten die Jungen sie immer genannt.

»Nicht wahr?«, sagte er noch einmal.

Sie nickte.

»Geben Sie mir bitte eine richtige Antwort, Abby. Nicht einfach nur nicken.«

»Ja, ich war eine aktive Sportlerin.«

»Dann trainieren Sie, fordern Sie Ihren Körper, als wollten Sie unbedingt wieder zurück ins Team.«

Sie hörte auf ihn, und gemeinsam entwarfen sie einen Ernährungs- und Trainingsplan. Sie hielt sich daran, und es schien zu funktionieren. Sie fühlte sich normal. Sie war zwar immer noch dick, aber nicht ganz so dick wie zuvor. Sie wurde immer fitter. Aber wenn sie sich nackt vor den Badezimmerspiegel stellte, dann sah sie immer noch so sehr wie ein Klops aus, dass sie es kaum ertragen konnte.

Dienstags war es immer ruhig im Nest. Es waren nur zwei Paare zum Essen da gewesen, und das auch noch ziemlich früh. Um sieben Uhr hatten sie schon wieder bezahlt und waren gegangen. Danach hingen nur noch ein paar Stammkunden an der Theke herum. Säufer, die mal eine Abwechslung von der Bar im Hotel Legion brauchten. Lori war genervt, weil sie den Laden nur wegen ein paar Besoffenen offen lassen musste. Aber was war an einem eiskalten Dienstagabend im Januar schon zu erwarten? Bis auf die Einheimischen, die das ganze Jahr dort lebten, war ja niemand mehr auf der Insel. Die Leute mit den dicken Brieftaschen, die Sommergäste, die hatten schon längst ihre Wasserleitungen leergepumpt, die Fenster verrammelt und waren zurück in ihr richtiges Leben nach Boston oder New York, Dallas oder Atlanta geflogen. Die Zeit bis zum Feierabend verbrachte Abby damit, den Boden zu wischen, Sachen wegzuräumen und mit Travis Garmin herumzualbern, der hinter der Bar stand und sie, wie üblich, anbaggerte. Manchmal war sie ernsthaft versucht, darauf einzugehen. Travis war sicher alles andere als eine Leuchte. Lori hatte mal gesagt: »Wenn Dummheit reich machen

würde, wäre Travis Millionär.« Aber wenigstens sah er gut aus, und es schien ihn auch nicht weiter zu stören, dass sie so dick war. Er merkte nicht mal, wenn sie sich merkwürdig benahm. Strahlte sie immer bloß mit diesem einfältigen Grinsen im Gesicht an.

Um halb neun sagte Lori: »Ach verdammt, was soll's« und machte vorzeitig dicht. Gegen neun waren sie mit dem Aufräumen fertig. Travis fragte, ob sie Lust hätte, zum Strand zu fahren, den Wellen zuzusehen und vielleicht ein bisschen Gras zu rauchen. Sie sagte Nein, weil sie lieber noch laufen wollte. Er drängte nicht weiter. Sagte einfach »okay« und setzte sie vor dem Haus ihrer Mutter hinter Tomkins Cove ab. Sie stieg aus seinem Pick-up und blieb noch eine Weile auf den Stufen der Eingangstreppe stehen. Sie sah zu, wie die Rücklichter des Wagens sich den Hügel hinauf entfernten. Wahrscheinlich zog er seinen Joint jetzt alleine durch. Oder er suchte sich irgendein anderes Inselmädchen, mit dem er ein bisschen rummachen konnte. Abby sog die kalte, frische Luft in ihre Lungen und blickte hinauf zum Mond und den Millionen von Sternen, die in einem breiten Streifen den dunklen Himmel überzogen. Manchmal dachte sie, dass die Stimmen von dorthier kamen. Sie waren Besucher aus einer *weit, weit entfernten Galaxie* und drangen in die Körper der Erdlinge ein, nahmen einen nach dem anderen in Besitz. Früher oder später würden sie alle unter Kontrolle haben. Einmal hatte sie ihrem Seelenklumpner von dieser Theorie erzählt. Da hatte er gleich diesen besorgten Gesichtsausdruck aufgesetzt, woraufhin sie anfang, sich zu fragen, ob er vielleicht selbst einer von den Außerirdischen war. Vielleicht plante er sie zu ermorden, damit sie es nicht den zuständigen Behörden verraten konnte. Also machte sie schnell einen Rückzieher. Tat so, als wäre es nur ein Scherz gewesen. Er lachte nicht. Fragte sie bloß, ob sie ihre Medikamente abgesetzt habe. Danach hatte Abby versucht, der Polizei zu erklären, wie das mit den Außerirdischen war und dass die Menschen von ihnen gesteuert würden. Sie war sich ziemlich sicher, dass auch die ihr nicht geglaubt hatten.

Sie ging ins Haus. Einen Schlüssel brauchte sie nicht. Die Haustür ihrer Mutter war seit zwanzig Jahren nicht mehr abgeschlossen worden. Sie machte sie schnell wieder zu, damit die Wärme drinnenblieb. Wenn man überhaupt von Wärme sprechen konnte. Sie hörte irgendeinen Idioten bei *American Idol* vor sich hin krakeelen. Was für ein Scheiß. Sogar die

Stimmen hörten sich besser an als das da. Sie schaltete den Fernseher aus und warf einen Blick hin zu ihrer Mutter, Gracie, um zu sehen, ob die plötzliche Stille sie aufgeweckt hatte. Was nicht der Fall war. Sie lag auf dem Lehnstuhl, die Gliedmaßen von sich gestreckt, den Kopf im Nacken. Ein feuchtes Rasseln, halb Schnarchen, halb Gurgeln, drang aus ihrem geöffneten Mund. Abby sammelte das halbe Dutzend leerer, rund um den Stuhl verstreuter Bud-Light-Dosen ein und warf sie in den Recycling-Eimer. Sie würde versuchen, daran zu denken, die Dinger morgen auf dem Weg zur Arbeit im Laden abzugeben. Dreißig Cent waren dreißig Cent. Dann warf sie noch ein Holzsplit in den Ofen und überprüfte die Temperatur. Das Ding heizte bereits auf Anschlag, mehr brachte es nicht zustande. Bevor sie nach oben ging, verharrte sie noch einen Augenblick und betrachtete das verlebte Gesicht der Frau, die ihr das Leben geschenkt hatte. Noch keine fünfzig, aber fett und teigig sah sie aus. Wie die schmuddelige, ältere Schwester des Michelin-Männchens. Gracie steckte in einem verdreckten Old-Navy-Sweatshirt, das zwei Nummern zu klein, und einer ausgeleierten Jeans, die zwei Nummern zu groß war. Ihre Zähne waren braun und fleckig, zumindest die, die sie noch hatte. Auch wenn man die abgebrochenen mitzählte, besaß sie nicht einmal annähernd mehr die vollständige Anzahl. Bitte, lieber Gott, dachte Abby, lass mich nicht so enden wie sie.

Sie ging hinauf in ihr Zimmer und legte die schwarze Hose und die weiße Bluse ab, die sie im Nest immer trug. Sie stellte sich auf die Badezimmerwaage. Nicht schlecht. Wieder ein halbes Pfund weniger. Aber im Spiegel sah sie immer noch aus wie eine fette Kuh. Sie hatte noch einen langen Weg vor sich. Ihre Joggingsachen lagen auf dem Stuhl in ihrem Zimmer. Sie zog alles an, Schicht um Schicht, zum Schutz gegen die Kälte. Erst die lange Polypropylen-Unterwäsche über den BH und das Höschen. Dann einen langärmeligen Rollkragenpullover aus Baumwolle. Ein atmungsaktives Hemd. Eine schwarze Gore-Tex-Hose. Eine Fleece-Weste. Thermosocken und die Nike-Laufschuhe. Zum Schluss riss sie eine Plastiktüte auf und holte eine nagelneue Gesichtsmaske aus Neopren hervor. Sie setzte sie auf und schaute in den Spiegel. Ein breites Lächeln trat auf ihr Gesicht. Spider-Man starrte sie an. Bloß, dass dieser Spider-Man nicht rot war, sondern blau. Aber das

war egal, sie würde so oder so jedem, dem sie heute Abend noch begegnete, einen fürchterlichen Schrecken einjagen. Die Vorstellung gefiel ihr. Sie bedachte ihr Spiegelbild mit einem grollenden Knurren. Gracie lag immer noch unten und sah völlig weggetreten aus. »Geh ins Bett«, brüllte Abby ihr ins Ohr. Keine Reaktion. »Sag gute Nacht, Gracie.« Den Spruch hatte ihr Vater immer gebracht. Immer noch keine Reaktion. Ach, scheiß drauf. Abby setzte sich auf einen Küchenstuhl und befestigte die Spikes an ihren Schuhen. Das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte, war, irgendwo auszurutschen und sich etwas zu brechen. Zum Abschluss schlüpfte sie noch in ihre schwarze Gore-Tex-Jacke und schnallte sich die Gürteltasche mit der Mini-Taschenlampe und ihren Medikamenten um. Sie machte ihren Schlüsselring am Gürtel fest. Daran hingen dreizehn Schlüssel. Einer war für die Hintertür des Crow's Nest. Und dann noch einer für jedes der zwölf Sommerhäuser, auf die Abby aufpasste, wenn die Besitzer nicht da waren. Ihre Joggingstrecke führte an allen zwölf vorbei. Leicht erledigte Arbeit. Leicht verdientes Geld. Und, was für Abby noch wichtiger war, es zeigte, dass sehr viele Menschen ihr zu Recht vertrauten, indem sie ihr ihre wertvollen Häuser überließen.

Das Thermometer an dem Baum im Vorgarten zeigte minus elf Grad. Kein Wind. Abby ging davon aus, dass sich das ändern würde, sobald sie am Strand und am offenen Meer war. Kein Problem. Sie war für die Kälte gerüstet. Sie lief los und fiel in einen lockeren Trab. Festgetretener Schnee knirschte unter ihren Füßen. Der Vollmond leuchtete ihr den Weg. Ein Mond wie gemacht für die Kreaturen der Nacht. Verrückte und Werwölfe und schräge Vögel so wie sie. Sie folgte dem knapp einen Kilometer langen unbefestigten Weg, der von ihrem Haus bis zum Strand führte. Die Spikes machten sie zwar ein bisschen langsamer, aber das war schon in Ordnung. Dafür hatte sie ein sicheres Gefühl, wenn es vereiste Anstiege hinaufging.

Sie kam an der Blockhütte der Healys vorbei. Eines von ihren Häusern. Nur eine Rehfährte führte über die gefrorene, unberührte Schneedecke vor dem Haus, und sie lief weiter. Ihre Aufgabe bestand im Grunde genommen hauptsächlich darin, nach Sturmschäden oder Anzeichen für einen Einbruch Ausschau zu halten. Eigentlich passierte fast nie etwas. Einmal hatte sie bei den Morrisseys ein eingeschlagenes Fenster

entdeckt. Laut Polizei ein Einbruch. Es stellte sich heraus, dass irgendwelche Vandalen die Wände mit schmutzigen Bildern vollgesprüht hatten. Männer mit großen Schwänzen und baumelnden Eiern, die sich über nach vorn gebeugte Frauen mit dicken Titten hermachten. Ein paar Sachen waren auch gestohlen worden. Ein Flachbildfernseher, eine Stereoanlage und, nach Angaben von Dan Morrissey, drei Flaschen Kahlúa. Die Bullen fanden das ziemlich seltsam, aber Abby kannte viele Jugendliche hier auf der Insel, die auf das Zeug standen. Wieso auch nicht? Man wurde davon nicht nur besoffen, es schmeckte auch noch süß wie Dessert. Die Bullen hatten die Täter nie erwischt. Hatten einfach ein Protokoll zu dem Vorfall geschrieben, damit die Morrisseys ihrer Versicherung Bescheid sagen konnten. So waren die Bullen doch immer drauf. Untätige Arschlöcher. Ein anderes Mal hatte Abby bei den Callahans Licht in einem der Schlafzimmer gesehen. Sie war reingegangen und hatte Marie Lopat und Annie Carle im Bett der Callahans erwischt, splitterfasernackt und voll bei der Sache. Sie hatte zu ihnen gesagt, dass sie sich anziehen und nach Hause gehen sollten, sonst würde sie ihre Eltern anrufen. Abby hätte nie gedacht, dass Annie und Marie Lesben waren, aber hey, wenn es ihnen Spaß machte ...

Der Wald hörte auf, und Abby schwenkte nach links auf die Seashore Avenue. Ein kalter Nordostwind schlug ihr ins Gesicht, doch dank ihrer Blauer-Blitz-Maske spürte sie ihn kaum. Riesige Brecher krachten auf die Felsen unterhalb der Straße und schleuderten knapp zehn Meter hohe Gischtfontänen in die Luft. Der Vollmond brach sich glitzernd im Wasser. Jetzt waren sogar noch mehr Sterne am Himmel als zuvor. Abby fühlte sich gut. Sie joggte. Sie ließ die Finger vom Bier. Sie nahm ihre Medikamente. Die Stimmen bleiben die meiste Zeit über stumm. Sie fühlte sich sogar langsam wieder wohl als Frau, so wie vor sieben Jahren an der Portland High und die beiden Jahre danach an der University of Southern Maine. Bevor die Stimmen sich in ihrem Kopf eingenistet hatten. Bevor sie versucht hatte, sie durch einen Sprung von den Klippen bei Christmas Cove zum Schweigen zu bringen. Nicht nur einmal, sondern zweimal. Bevor sie zwei Jahre lang in Winter Haven eingesperrt worden war und dann noch mal fast ein Jahr unter lauter Ausreißern und Drogensüchtigen in John Kellys Wohnheim in der Stadt zugebracht

hatte. Jetzt war sie zwar wieder zu Hause, aber sie war nicht frei. Abby wusste aus Erfahrung, dass sie sich keine Unachtsamkeit leisten konnte. Die Stimmen lebten. Medikamente hin oder her, es konnte jederzeit zur Katastrophe kommen.

Auf dem asphaltierten und nahezu ebenen Weg konnte sie ihre Schritte beschleunigen. Die Häuser auf dieser Seite der Insel waren meist neuer und größer und die Besitzer allesamt keine Einheimischen. Die eine Hälfte gehörte reichen Pensionären. Die meisten verzogen sich immer gleich nach Neujahr für vier Monate nach Florida. Die andere Hälfte gehörte noch reicheren Sommergästen, die die meiste Zeit des Jahres an Orten wie New York oder Dallas oder L. A. zubrachten. Ein Ehepaar stammte sogar aus London und hatte sich bei Seal Point direkt am Wasser einen riesigen, protzigen Kasten gebaut. Wahrscheinlich zwei Millionen wert. Mehr Geld, als die meisten Inselbewohner im ganzen Leben verdienten. Und dann waren sie nie länger als vier Wochen im Jahr hier. Während der restlichen achtundvierzig Wochen stand das Haus verlassen und verschlossen da. Sommergäste hatte es auf Harts Island schon immer gegeben, aber noch nie welche, die sich ein solches Leben leisten konnten. Die Insel veränderte sich, und das fand Abby traurig. So, wie es hier während ihrer Kindheit gewesen war, hatte es ihr besser gefallen. Sie wünschte, die Londoner würden einfach wieder zurück nach London gehen und ihre dicke, fette Villa mitnehmen. Oder sie raus aufs Meer treiben lassen. Ja, sie bezahlten sie dafür, dass sie darauf aufpasste, und ja, sie nahm das Geld gern. Aber trotzdem wäre es ihr lieber gewesen, wenn es sie nicht gegeben hätte.

Vor hundert Jahren hätten die meisten Inselbewohner nicht einmal zu träumen gewagt, hier draußen am offenen Meer etwas anderes als eine Fischerhütte zu bauen. Noch vor zwanzig Jahren, als Abby ein kleines Mädchen gewesen war, hatten hier am Strand nur wenige und überwiegend einfache Häuser gestanden. Es war einfach viel zu kalt und die Nordostwinde viel zu stürmisch. Aber heutzutage fanden die Leute gar nichts mehr dabei, auf die Insel zu kommen, sie von Grund auf zu verändern, die Grundstückspreise und Steuern immer weiter in die Höhe zu treiben und die Natur auf eine Art und Weise herauszufordern, die Abby arrogant und falsch vorkam.

Wäre Abby nur ein, zwei Schritte schneller gelaufen, hätte sie die

Biegung bei Seal Point nur ein, zwei Sekunden früher erreicht, oder hätte sie vielleicht einfach nur aufs Meer hinausgeschaut, als das Streichholz hinter dem Fenster im ersten Stock aufflackerte, dann hätte sie es nie gesehen. Doch auch in diesem Fall war, wie so oft in ihrem Leben, das Glück nicht auf Abbys Seite. Das Streichholz flammte auf. Sie sah es. Dann war es wieder erloschen. Es ging so schnell, dass sie sich nicht einmal sicher war, ob es überhaupt passiert war. Sie blieb stehen und starrte zu dem Fenster hinauf. Das Haus von Todd und Isabella Markham war ein großes, mit grauen Schieferschindeln verkleidetes, neo-viktorianisches Gebäude im »traditionellen Inselstil«, wie Isabella gern sagte. Sie hatten es auf einem künstlichen Hügel aus zehn Lastwagenladungen Erde errichten lassen, um einen noch eindrucksvolleren Blick auf den Ozean zu haben. Es besaß einen dreieckigen Frontgiebel und auf der rechten Ecke einen kleinen, runden Turm. Ein Dutzend Stufen führten hinauf zu einer breiten, offenen Veranda, die einmal um das ganze Haus herumlief. Abby stand im Schatten, starrte zu dem Fenster hinauf und fragte sich, ob sie sich das Ganze vielleicht nur eingebildet hatte. Dann, gerade als sie das Gesehene als Produkt ihrer Fantasie abtun wollte, flammte ein zweites Streichholz auf. Wer immer es war, musste damit eine Kerze oder eine Laterne angezündet haben, denn dieses Mal blieb das Licht an und flackerte schwach.

Abby fragte sich, ob die Markhams wohl auf der Insel waren. Sie lebten in Boston und kamen manchmal auch im Winter hierher, aber Isabella rief eigentlich immer ein, zwei Tage vorher an und bat Abby, das Haus aufzuschließen, die Heizung einzuschalten und ein paar Lichter brennen zu lassen, damit es bei ihrer Ankunft warm und gemütlich war. Und außerdem, wenn es wirklich die Markhams waren, warum schalteten sie nicht einfach das elektrische Licht ein? Warum mühten sie sich mit Kerzen ab?

Das mit den Kerzen deutete auf irgendetwas Romantisches hin. Ob Marie und Annie wieder einmal Ehepaar spielten? Oder ein anderes Teenagerpärchen von der Insel? Abby versuchte sich zu erinnern, ob sie im Spirituosenschrank der Markhams jemals eine Flasche Kahlúa gesehen hatte. Hoffentlich würde sie nicht wieder irgendwelche verdorbenen Wandbilder vorfinden. Aber ganz egal, was da los war, die

Markhams bezahlten sie fürs Aufpassen, also musste sie auch nachsehen. Es war zwar nicht viel Geld, aber sie hatte sich darauf eingelassen, und die Markhams vertrauten ihr.

Wenn sie ihr Handy dabeigehabt hätte, dann hätte sie jetzt die Polizei anrufen können. Oder Travis. Aber das Handynetz hier draußen am Seal Point war extrem unzuverlässig und die Polizei hätte sie sowieso bloß schikaniert. Und Travis? Wenn er nicht zu Hause im Bett lag und schlief, dann war er wahrscheinlich gerade damit beschäftigt, irgendeinem Mädchen an die Wäsche zu gehen. Er würde Abbys Nummer auf dem Display erkennen und gar nicht erst rangehen.

Sie versuchte sich an den Grundriss des Hauses zu erinnern. Bislang war sie nur ein einziges Mal im ersten Stock gewesen, als Isabella ihr alles gezeigt und ihr die Schlüssel gegeben hatte. Sie war sich ziemlich sicher, dass das Kerzenlicht aus dem Schlafzimmer kam. Das war ein großes Zimmer auf dieser Seite des Hauses mit einer riesigen Fensterwand, die einen freien Blick hinaus auf das offene Meer ermöglichte. Sie wusste noch, dass sie gedacht hatte, wie wundervoll es sein musste, warm und kuschelig im übergroßen Bett der Markhams aufzuwachen, während die Sonne langsam über den Horizont kletterte. Wie wundervoll es sein musste, sich in solch einem Ambiente zu lieben.

Abby schlich auf das Haus zu und versuchte sich dabei im Schatten zu halten wie die Kommissare im Fernsehen. Wer oder was auch immer sich da im Haus aufhielt, ihr Gefühl sagte ihr, dass es weder Annie noch Marie noch irgendwelche anderen Inselteenager waren. Aber wer dann? Ihre Nervosität wuchs. Sie kam zum Haus und stieg die zwölf Stufen bis zur Veranda hinauf. Dann drückte sie sich flach an die Hauswand und schob sich seitwärts bis zur Haustür. Sie legte das Ohr an die Tür. Im selben Augenblick wurde ihr klar, wie idiotisch das war. So wie der Wind heulte und die Brecher gegen die Felsen krachten, konnte gar kein Geräusch von drinnen an ihr Ohr dringen, selbst, wenn da jemand aus voller Kehle gebrüllt hätte.

Aber dann hörte sie doch etwas. Jemand sagte ein paar leise Worte. Und dann noch jemand. Dann fing ein ganzer Chor an zu flüstern. Die Stimmen erwachten aus ihrem Schlaf. *Mach schon, du blöde Ziege, geh rein. Los jetzt, du fette Kuh. Geh da rein und lass dich umbringen. Das willst du doch, wenn du ehrlich bist, oder etwa nicht?* Einfach

ignorieren, sagte sie sich. Nicht reagieren. Wenn man ihnen eine Antwort gab, dann fühlten sie sich bloß ermutigt. Sie gab sich einen Ruck. Sie musste das tun. Wenn sie es nicht schaffte, die Stimmen zu ignorieren und ihre Aufgabe zu erledigen, dann konnte sie auch gleich von der Klippe springen. Genau das wollten die Stimmen erreichen. Und dieses Mal würden sie dafür sorgen, dass keine Hummerfischer in der Gegend waren und sie aus dem Wasser ziehen konnten.

Abby spürte die Nässe unter der Maske und merkte erst jetzt, dass sie weinte. Die Stimmen wurden immer lauter. Sie musste sie zum Schweigen bringen. Sie zog die Handschuhe aus, griff in ihre Gürteltasche und suchte nach der Flasche mit dem Zyprexa. Sie zog die Maske ab und schluckte eine Zwanzig-Milligramm-Tablette hinunter, trocken. Schon die zweite heute. Das Doppelte der vorgeschriebenen Dosis. Sie wusste nicht, wie lange es dauern würde, bis die Wirkung einsetzte, ja nicht einmal, ob sie überhaupt wirken würde, aber sie hoffte es. Es war ihre einzige Waffe.

Jetzt streifte sie die Maske und die Handschuhe wieder über und schlich nach hinten zur Rückseite des Hauses. Sie warf einen Blick in das Garagenfenster. Der Mond schien hell genug, um zu erkennen, dass ein Wagen in der Garage stand. Aber es war nicht der Escalade der Markhams. Dieser hier war kleiner, schnittiger.

Abby griff nach ihrem Schlüsselbund und suchte den Schlüssel mit den Initialen I.M. Sie schloss die Hintertür auf und trat ein, machte die Tür zu und lauschte erneut. Regungslos stand sie da. Das Mondlicht schien durch die Scheiben der großen Fensterfront und erhellte das gesamte Erdgeschoss, das aus nur einem einzigen, großen Raum bestand. Küche, Ess- und Wohnbereich gingen nahtlos ineinander über. Draußen krachten mondbeschienene Wellen auf die Felsen und lösten eine Schaumexplosion nach der anderen aus, aber das Haus war so massiv gebaut, dass sie kaum etwas davon hörte. Eigentlich konnte die zusätzliche Tablette gar nicht so schnell gewirkt haben, dennoch schienen die Stimmen leiser geworden zu sein. Sie gaben jetzt nur noch ein leises Murren und Brummen von sich, wie unruhige Schläfer, die sich im Bett herumwälzten. Ansonsten herrschte Stille.

Im Raum war es warm. Abby kniete nieder und legte ihre flache Hand auf die Holzdielen. Die Fußbodenheizung war an. Sie blickte sich um,

suchte nach Mänteln oder Stiefeln oder anderen Anzeichen ungebetener Wintergäste. Nichts. Rechter Hand führte eine Treppe hinauf in den ersten Stock. Wer oder was mochte sie dort erwarten? Sie stand vor der ersten Stufe und lauschte. Ein lang gezogener, leiser, gramerfüllter Schrei drang zu ihr nach unten. Ihr Herz schlug schneller. Waren das die Stimmen? Eher nicht, aber sie befahl ihnen trotzdem, still zu sein. Dann blieb sie noch eine Minute lang stehen, schloss die Augen und holte einmal tief Luft. Wenn sie diese eine Sache hier zu Ende brachte und alles richtig machte, vielleicht konnte sie dadurch die Stimmen für immer zum Schweigen bringen. Außerdem gehörte es zu ihrer Arbeit. Sie musste es versuchen. Sie blickte sich um, suchte in der Küche nach so etwas wie einer Waffe. Ihr Blick fiel auf ein Küchenmesser mit einer über zwanzig Zentimeter langen Klinge. Damit konnte man sicher jemanden umbringen – aber der Gedanke, tatsächlich jemanden zu erstechen, und sei es in Notwehr, jagte ihr viel zu viel Angst ein. Sie entschied sich stattdessen für eine gusseiserne Bratpfanne. Die Vorstellung, jemandem den Schädel einzuschlagen, behagte ihr irgendwie eher.

Sie streifte die Fausthandschuhe ab und schnallte sie an ihrem Gürtel fest. Dann holte sie noch einmal tief Luft, wartete ein paar Sekunden und stieg dann, Stufe für Stufe und so leise wie irgend möglich, die Treppe hinauf. Sie hielt die Bratpfanne so fest gepackt, dass ihre rechte Hand anfang wehzutun. Dann betrat sie den oberen Flur. Ein dicker Teppich dämpfte ihre Schritte. Erneut erklang dieser wortlose Schrei, leise und von einer entsetzlichen Hoffnungslosigkeit. Noch nie im Leben hatte Abby etwas so Trauriges gehört. War das echt, oder waren es die Stimmen? Sie konnte es nicht sagen. Die Tür am Ende des dunklen Flurs stand einen Spalt offen, nur ein, zwei Zentimeter weit. Schwaches, flackerndes Licht drang heraus. Abby presste sich gegen den Türpfosten und spähte mit einem Auge in den Raum. Einen Augenblick lang stand sie wie gelähmt da, unfähig sich zu rühren, unfähig zu sprechen, unfähig zu begreifen, was sich da vor ihrem Auge abspielte.

Das Zimmer war nur von einigen wenigen im Raum verteilten Kerzen erleuchtet. Auf dem Bett kniete eine nackte Frau. Ihre Hand- und Fußgelenke waren allem Anschein nach mit Seidenschals an die Bettpfosten gefesselt. Ein weiterer Schal bedeckte ihren Mund. Sie hatte

den Kopf gesenkt. Langes, dunkles Haar verbarg ihr Gesicht. Neben dem Bett stand ein Mann. Sein Blick war auf die Frau gerichtet, und er wandte Abby den Rücken zu. Auch er war nackt, sein Körper schlank und durchtrainiert. In der rechten Hand hielt er ein Messer mit einer schmalen Klinge. Abby sah, wie er mit der linken Hand die Haare der Frau anhob und dann mit dem Messer ausholte. Wie er das Messer im hohen Bogen senkte. Innehielt. Die Spitze sorgfältig auf den Nacken der Frau setzte, genau in der Mitte. Wie er zustieß. Die Klinge drang in das Fleisch. Die Frau brach zusammen. Abbys Kopf explodierte in einer Kakophonie von Stimmen. Sie schrie auf. Der Mann drehte sich um. Er besaß kein Gesicht, nur eine feurige Mähne und eiskalte Augen, die Abby zwischen den Flammen hindurch anstarrten. Abbys Schrei hatte ihn aufgeschreckt. Er zog das Messer aus dem Nacken der Frau, riss die Tür auf und holte in Richtung von Abbys Kehle aus. Sie wich zurück. Die Klinge sauste vorbei. Er hob den Arm, um erneut zuzustechen. Abby schwang die Bratpfanne. Verfehlte ihn. Die Stimmen kreischten in den höchsten Tönen. Abby rannte los. Der Mann, immer noch nackt, rannte hinter ihr her. Abbys Kopf war voll mit grässlichem Getöse. Ein ganzer Chor forderte ihren Tod. Sie lief die Treppe hinunter, nahm immer zwei Stufen auf einmal und raste zur Haustür. Sie war verschlossen. Der Mann kam näher. Abby schwang die Pfanne und verfehlte ihr Ziel erneut. Flammen schossen aus seinen bestialischen Augen. Die Stimmen lachten hysterisch. Abby ließ den Riegel aufschnappen. Der TOD packte sie am Arm. Seine Hand brannte, als wäre er der Teufel persönlich. Sie drehte sich um, ging in die Hocke und schwang die Bratpfanne wie damals, als sie noch Hockey gespielt hatte, mit voller Wucht. Dieses Mal traf sie. Er sank zu Boden, keuchte, schnappte nach Luft, die Hände auf die schmerzenden Hoden gepresst. Abby wirbelte herum, rannte durch die offen stehende Tür, die Stufen hinunter und warf die Bratpfanne in die Büsche neben dem Haus. Sie jagte durch den gefrorenen Vorgarten, warf einen Blick zurück und sah seine nackte Gestalt die Verandatreppe herunter- und in die eiskalte Nacht hinausstürmen. Sie sprang den vereisten Hang hinab bis zur Straße. Dank der Spikes schaffte sie es irgendwie, nicht auszugleiten. Als sie noch einen Blick zurück wagte, sah sie ihn ausrutschen, sah, wie es ihm die Beine unter dem Körper wegriss, fast wie bei einer Zirkusnummer. Ein nackter Clown mit einem

Feuerkopf, der auf einer gefrorenen Bananenschale ausrutscht. Mit Schwung flog er zuerst hoch in die Luft und landete anschließend mit voller Wucht auf dem Rücken. Er blieb regungslos liegen. Abby rannte hinaus in die Nacht, ohne jede Orientierung, in der Gewissheit, dass er ihr folgen würde. Sie war wild entschlossen, nicht nur ihrem eigenen Tod davonzulaufen, sondern auch den Stimmen, die in ihrem Kopf wüteten.

Sie rannte rund eineinhalb Kilometer weit und rechnete bei jedem Schritt damit, dass der TOD ihr die Hand auf die Schulter legen, dass seine Klinge ihr in den Nacken dringen würde genau wie bei der Frau.

Schließlich blieb sie stehen, völlig außer Atem. Da war niemand hinter ihr. Nur die vereiste Straße im Mondlicht. Er war verschwunden. Abby starrte in die Dunkelheit, während sie langsam wieder zu Atem kam. Immer noch nichts. Hatte sie sich das alles nur eingebildet? Würde der Arzt ihr sagen, dass das Ganze ihrer Krankheit zuzuschreiben war, dass sie diese Bilder erschuf, die nur in ihrem Kopf existierten? Sie wusste es nicht. Vielleicht war es ja tatsächlich nur das.

Fünf Minuten vergingen, dann sah Abby ein Scheinwerferpaar von Seal Point her auf sich zukommen. Wie dumm von ihr. Natürlich. Der Wagen in der Garage der Markhams. Er war vielleicht noch einen halben Kilometer von ihr entfernt, und er kam rasch näher. Sie blickte nach links. Sie blickte nach rechts. Dachte nicht nach, reagierte nur. Die Stimmen kreischten: *Nach links! Nach links! Die Felsen, das Meer. Stürz dich ins Meer. Das Wasser wird dich vor dem Messer retten.* Nein, kreischte sie zurück, ich will noch nicht sterben. Sie wandte sich nach rechts, weg von den Felsen, und gelangte auf einen schmalen Pfad, der sich durch eine Salzwiese ins Innere der Insel schlängelte. Gefrorene Furchen, die ein paar Skilangläufer hinterlassen hatten, verlangsamten ihre Flucht. Sie machten die Oberfläche tückisch, sodass man sich darauf leicht den Knöchel vertreten konnte, auch mit Spikes.

Hatte er gesehen, dass sie von der Straße abgebogen war? Sie wusste es nicht. Falls ja, dann würde er sie zu Fuß verfolgen. Für das Auto war der Pfad viel zu schmal. Mit gesenktem Kopf und vor- und zurückschnellenden Armen stürmte Abby vorwärts. In ihrem Rücken hörte sie, wie ein Motor ausgeschaltet, eine Autotür geöffnet und wieder zugeschlagen wurde.

Sie rannte so schnell und so ausdauernd wie nie zuvor in ihrem Leben und betete inständig, dass ihr Fuß nicht in irgendeiner Langlaufrinne hängen bleiben, dass sie nicht stürzen und sich den Knöchel brechen würde. Bei jedem dritten oder vierten Schritt durchbrach sie mit dem Fuß die gefrorene Oberfläche und sank in den darunterliegenden, verkrusteten Schnee, wodurch sie noch langsamer wurde. Wie lange noch, bevor er sie eingeholt hatte? Egal, wie schnell sie auch lief, ihr war klar, dass sie nicht schnell genug war. Aber wenn sie ihm schon nicht davonlaufen konnte, vielleicht konnte sie ihn ja abhängen? Sie hatte ihr ganzes Leben lang in diesem Labyrinth aus Pfaden gespielt. Sie wusste genau, wie sie sich durch dichte Tannenwälder schlängelten und immer wieder im Bogen zurückführten, einander kreuzten. Hier konnte man sich leicht verlaufen. Und es war alles andere als einfach, jemanden zu verfolgen, vor allem bei Nacht. Auch in einer mond hellen Nacht. Das hoffte sie jedenfalls. Es war der einzige Vorteil, den sie hatte. Sie kam an eine Weggabelung. Der breitere Weg, der nach links abzweigete, führte bis an die hintere Grenze der Müllkippe und von dort auf eine asphaltierte Straße, die zum Hafen führte. Der andere Weg war schmaler und schwieriger. Er führte über verschiedene kleine Pfade und Eisplatten, wo ihre Spikes und ihre genaue Ortskenntnis ihr einen größeren Vorteil verschafften. Sie schwenkte nach rechts.

Es war fast ein Uhr nachts, als Abby sich wieder aus dem Wald wagte. Sie arbeitete sich durch die dunklen Straßen rund um den Hafen bis zu der kleinen Polizeiwache vor, wo die beiden Beamten des Portland Police Department ohne Zweifel ein Schläfchen hielten. Sie versuchte, die Tür zu öffnen. Abgeschlossen. Natürlich. Sie klingelte. Niemand kam. Sie blickte sich um. Die Island Avenue lag in beide Richtungen dunkel und verlassen da. Endlich machte sich die Erschöpfung bemerkbar, und Abby lehnte sich gegen die Klingel. Sie würde jetzt so lange hierbleiben, bis einer der beiden sie hereinließ oder bis der TOD ihr seine schmale Klinge in den Nacken stieß. Was immer als Erstes passierte. Sie versuchte, Ordnung in die fiebrigen Bilder zu bringen, die ihr durch den Kopf jagten. Sie musste vernünftig klingen, sonst würden die Polizisten ihr niemals glauben. Immer noch rührte sich nichts. Sie senkte den Kopf. Ein leises, klagendes Wimmern drang aus ihrem Mund. Fast wie das Weinen der Frau auf dem Bett. Die Stimmen verhöhnten

sie. Sie tat so, als hörte sie sie nicht. Düstere Visionen kreisten sie von allen Seiten ein. Schließlich tauchte der große Polizist mit dem schwarzen Schnurrbart hinter dem zugezogenen Vorhang auf. Er sah wütend aus, weil sie ihn aufgeweckt hatte. Er öffnete die Tür und ließ sie hinein.

Das war am Dienstag gewesen. Jetzt war Freitag. 23.52 Uhr. Zeit, zur Fähre zu laufen.

*Portland, Maine**23.20 Uhr*

Als McCabe sich bei Randall Jackson am Sicherheitstresen austrug, war er vollkommen erledigt. Er wollte nur noch nach Hause, sich unter die heiße Dusche stellen und ins Bett fallen lassen. Wenn möglich mit Kyra, aber wenn es sein musste auch allein. Nur leider war im Augenblick weder das eine noch das andere möglich. Stattdessen stellte er sich in eine Ecke des Foyers und wählte Janie Archers Telefonnummer in New York. Er brauchte Gewissheit, ob Lainie Goff Angehörige besaß oder nicht. Wenn ja, dann musste er einen Polizeibeamten zu ihnen schicken, der ihnen die Nachricht von Lainies Tod überbrachte – falls sie nicht schon längst davon gehört hatten. Außerdem wollte er Ms. Archer auch noch ein paar andere Fragen stellen. Nach Goffs Verhältnis zu Henry Ogden zum Beispiel. Vielleicht wusste sie ja, ob es die Grenzen des rein Beruflichen überschritten hatte. Jackson hatte erzählt, dass Lainie beim Verlassen des Hauses wütend gewirkt hatte. Ogden war zehn Minuten später gegangen. Waren er und Lainie zusammen gewesen? Und wenn ja, warum? Warum hatte eine ehrgeizige junge Frau wie Lainie Goff einer winzigen, so gut wie unbekannten Fürsorgeeinrichtung für Ausreißerkinder beinahe zweihunderttausend Dollar hinterlassen? Das schien überhaupt nicht zu dem Bild zu passen, das er sich bisher von ihr gemacht hatte, und er mochte es gar nicht, wenn etwas nicht zusammenpasste.

Nach dem vierten Klingeln meldete sich die fröhliche Stimme einer jungen Frau. »Hallo, hier ist Janie. Hinterlasst mir eine Nachricht, und ich rufe zurück.«

Zumindest lebte sie noch in New York und hatte ihre Telefonnummer nicht geändert. »Ms. Archer, hier spricht Detective Sergeant Michael McCabe vom Portland Police Department in Maine. Bitte rufen Sie mich so schnell wie möglich zurück. Es ist wichtig. Es geht um Ihre Freundin Elaine Goff.« Er hinterließ seine Büro- und seine Handynummer.

Anschließend wählte er die Nummer der Telefonzentrale des Portland Police Department und bat den diensthabenden Beamten, die Handynummer einer gewissen Janie Archer aus New York ausfindig zu machen, und, nein, er kannte den Provider leider nicht.

Noch bevor er es bei Henry Ogden versuchen konnte, rief Maggie an.

»Ja, Maggie, was gibt's? Bist du immer noch in Goffs Wohnung?«

»Nein, bin gerade los und auf dem Weg zum Fährhafen. Kannst du da auch hinkommen? Jetzt gleich? Das Feuerwehrboot wartet auf uns. Wir machen einen kleinen Ausflug nach Harts Island.«

»Harts? Was gibt es denn auf Harts?«

»Möglicherweise eine Zeugin.«

Er setzte an, Fragen zu stellen. Sie schnitt ihm das Wort ab. »Ich erzähl dir mehr, sobald du da bist.«

»Nicht auflegen«, sagte McCabe. Er verließ das Gebäude und ging zu seinem zivilen Crown Victoria. »Was weißt du über Sanctuary House?« Er stieg ein und ließ den Motor an.

»Na ja, ich hab auf jeden Fall schon davon gehört. Schließlich bin ich oben in Machias aufgewachsen, als Kind eines Polizisten. Das Sanctuary House hat schon immer für reichlich Diskussionsstoff gesorgt und ist da oben ziemlich bekannt. Zumindest war es das bei seiner Eröffnung, also vor, ich weiß nicht genau, sieben oder acht Jahren. Auf diesem Foto von der Party, das Tom uns gegeben hat, da stand John Kelly, der Gründer, direkt neben Goff. Hast du irgendeine Verbindung entdeckt?«

McCabes Windschutzscheibe war mit einer dicken Eisschicht überzogen. Er konnte also entweder kratzen und das Gespräch mit Maggie auf später verschieben oder das Gebläse die Arbeit erledigen lassen und jetzt reden. Er entschied sich für die zweite Möglichkeit. »Ich weiß noch nicht genau, wo die Verbindung ist, aber es sieht ganz danach aus, als würde Sanctuary House in Kürze einen dicken Batzen Kohle erben.« Er stellte die Lüftung auf volle Kraft. »Lainie Goffs Arbeitgeber hat eine Lebensversicherung auf ihren Namen abgeschlossen, über hundertachtzigtausend Dollar, und Sanctuary House ist der alleinige Begünstigte.«

»Hmmm«, schnaufte Maggie. »Das ist ja wirklich interessant. Ich sag dir mal, was ich weiß: Sanctuary House ist ein Heim für Ausreißer. Viele kommen aus der Gegend, wo meine Eltern wohnen.«

»Wie alt sind die Kinder so im Schnitt?«

»Es sind hauptsächlich Teenager. Mädchen und Jungen. Viele sind sexuell missbraucht worden. Das war auch der ursprüngliche Gründungsanlass. Aber sie nehmen auch Drogensüchtige auf oder Jugendliche, die kleinere Straftaten begangen oder psychische Probleme haben, also eigentlich alle jungen Menschen, die ein Dach über dem Kopf und die Unterstützung Erwachsener brauchen. Father Jack – so wird Kelly von den Jugendlichen genannt – ist ein ehemaliger Priester, und er verlangt von allen, sich beraten zu lassen oder, wenn nötig, eine Therapie zu machen. Er hilft ihnen, Ordnung in ihr Leben zu bringen und Jobs zu finden.«

»Du hast vorhin gesagt, dass es für Diskussionsstoff sorgte. Was waren das für Diskussionen?«

»Das Heim ist ungefähr ein Jahr nach den ersten Berichten über die Missbrauchsskandale in der katholischen Kirche eröffnet worden. Father Jack war damals ein junger Franziskaner. Als er seinem Bischof gesagt hat, dass er mit sexuell misshandelten Jugendlichen arbeiten möchte, da ist der richtig ausgeflippt. Er dachte, dass Kelly damit mitten in ein Wespennest sticht, während die Kirche darauf setzte, dass die Aufregung sich langsam legt und Gras über die Sache wächst. Er hat Kelly mächtig unter Druck gesetzt, wollte ihn dazu bringen, dass er sein Vorhaben abbläst. Aber Kelly hat Nein gesagt. Als der Bischof einfach nicht lockerließ, hat Kelly ihm den Finger gezeigt und seinen Priesterkragen abgegeben.«

»Er hat das Priesteramt abgelegt?«

»Ja. Wirklich zu schade. Schließlich braucht die Kirche dringend genau solche jungen, idealistischen Leute. Stattdessen hat er sich das notwendige Startkapital auf eigene Faust besorgt und hat in einer der Seitenstraßen beim Longfellow Square ein großes, altes Haus gekauft. Ich habe Kelly nie persönlich kennengelernt, aber nach allem, was man hört, soll er ein wahnsinnig charismatischer Mann sein. Einer, den man nicht so schnell wieder vergisst.«

Charismatisch – die Beschreibung passte zu dem Gesicht auf dem Foto. Die Windschutzscheibe war mittlerweile frei, und McCabe legte den Gang ein. Was Maggie erzählt hatte, war alles interessant, erklärte aber nicht die Verbindung zwischen Goff und Sanctuary House. »Gibt's noch

irgendwas, das ich wissen sollte?«

»Nur das Gerücht, dass John Kelly als Teenager selbst von einem Priester misshandelt wurde.«

»Und ist was dran?«

»Ich weiß es nicht, aber es heißt, dass daher seine Entschlossenheit rührt, anderen Jugendlichen zu helfen, sei es nun mit Kirche oder ohne.«

Der Fährhafen, an dem die Boote der Casco Bay Lines an- und ablegten, befand sich am Rand des Old Port zwischen der Commercial Street und dem Wasser. Mit dem Auto waren es vom Monument Square Nummer zehn keine fünf Minuten. McCabe hatte das Handy kaum beiseitegelegt, da war er auch schon da. Das halbe Dutzend Fähren sorgte für eine zuverlässige und regelmäßige Anbindung auf die Handvoll vorgelagerter Inseln, die zum Stadtgebiet von Portland gehörten. Harts mit seinen etwa tausend Dauerbewohnern war die größte. McCabe ließ den Crown Vic in einer Fünf-Minuten-Parkzone neben dem Terminal stehen. Das Kennzeichen des Portland Police Department war ein wirksamer Schutz gegen die Abschleppwagen, die hier ständig die Gegend abgrasten. Er stieg aus und machte sich auf den Weg zu dem Anleger, an dem das Boot des Portland Fire Department, die *Francis R. Mangini*, festgemacht war. Es war Mitternacht an einem Freitagabend, und von der Bar am nächstgelegenen Pier schallte laute irische Musik über das Wasser herüber.

Während er auf das Boot zulief, wählte McCabe noch schnell Kyras Nummer. Er wollte ihr sagen, dass sie ihn wohl eine Weile nicht zu Gesicht bekommen würde. Sie nahm nicht ab. Er hinterließ ihr eine Nachricht und steckte das Handy ein. Im Heck des Feuerwehrbootes entdeckte er Maggie und zwei Feuerwehrmänner, die auf ihn warteten. Die beiden Zwillingsdieselmotoren liefen bereits und brachten das Wasser hinter dem zwanzig Meter langen Stahlrumpf zum Schäumen. McCabe balancierte vorsichtig eine vereiste Aluminium-Gangway hinunter und kletterte an Bord. Sobald er sicher auf dem Boot war, machte einer der Feuerwehrleute die Leinen los, und sie legten ab. Der Mann brachte McCabe und Maggie in eine kleine Kombüse unterhalb des Ruderhauses, wo sie es warm hatten und ungestört waren. Dann ging er nach oben und gesellte sich zu seinem Vorgesetzten am Steuer. McCabe entdeckte eine Kanne mit frischem Kaffee und hielt sie hoch.

Maggie schüttelte den Kopf, also schenkte er nur sich selbst einen Becher ein, legte einen Dollar in die Büchse und setzte sich an den Esstisch ihr gegenüber.

»Okay, schieß los«, sagte er.

»Wie gesagt, möglicherweise gibt es eine Zeugin.«

»Auf Harts?«

»Ja, genau. Als ich in Goffs Apartment war, habe ich einen Anruf bekommen, von einem der Kollegen, die für die Insel zuständig sind. Scotty Bowman? Den kennst du wahrscheinlich gar nicht. Er hat früher mal in der Stadt gearbeitet, aber jetzt ist er schon eine ganze Weile da draußen auf Harts. War schon immer eine ziemliche Nervensäge. Ständig beleidigt, weil er beruflich nie so vorangekommen ist, wie er es aus seiner Sicht eigentlich verdient hätte. Hält sich für einen der Besten und Klügsten.«

»Und das ist er nicht?«

»Scotty ist nicht dumm, aber dauernd am Nörgeln und chronisch unzufrieden. Und ein Chauvi. Vergreift sich gerne mal an einem Frauenhintern.«

»Auch an deinem schon?«

»Nur einmal. Davon hab ich ihn blitzschnell kuriert.«

McCabe lächelte. Er kannte Maggie und wusste, dass diese Kur sicher schmerzhaft gewesen war.

»Jedenfalls«, fuhr sie fort, »hat Bowman angerufen und gesagt, dass er zwar nicht wüsste, ob es irgendwie relevant sei, aber dass am Dienstagabend eine gewisse Abby Quinn die Inselwache gestürmt und behauptet hätte, sie habe einen Mord beobachtet.«

»Vor drei Tagen?«

»Vor drei Tagen.«

»Hast du ihn gefragt, wieso er so lange gebraucht hat, um Meldung zu machen?«

»Habe ich. Um es kurz zu machen: Er hat ihr nicht geglaubt.«

McCabe runzelte die Stirn. »Und wie lautet die lange Version?«

»Anscheinend war oder ist Abby Quinn psychisch krank. Sie hat mehrere Aufenthalte in Winter Haven hinter sich. Die Diagnose lautet paranoide Schizophrenie. Sie leidet unter Wahnvorstellungen und Halluzinationen. Sie sieht Sachen, die gar nicht da sind, und hört

Stimmen, die sonst niemand hören kann. Hat schon mehrere Selbstmordversuche unternommen.«

Nicht gerade eine ideale Zeugin. Wenn schon die Polizisten auf der Insel Abby Quinn nicht geglaubt hatten, wie sollte sie dann ein Geschworenengericht überzeugen? Und falls Goff tatsächlich auf Harts ermordet worden war, warum und wie hatte der Mörder ihre Leiche danach quer über die Bucht bis zum Fish Pier transportiert? Das Ganze klang nicht besonders einleuchtend. Aber mit diesen Fragen würden sie sich zu gegebener Zeit noch beschäftigen.

»Abby Quinn lebt bei ihrer Mutter in einem kleinen Häuschen auf der Insel«, fuhr Maggie fort. »Bowman sagt, dass sie eigentlich ganz normal ist, solange sie ihre Medikamente nimmt. Er sagt auch, dass sie am Dienstag nicht zum ersten Mal auf der Wache war und irgendwelche Verrücktheiten von sich gegeben hat. Das letzte Mal ging es um Außerirdische, die unsere Körper in Besitz nehmen wollen.«

Szenen aus dem Fünfziger-Jahre-Klassiker *Die Invasion der Körperfresser* schossen McCabe durch den Kopf. Das Schwarz-Weiß-Original von Walter Wanger und Don Siegel. Nicht die Neuverfilmungen von 1978 oder 1993. Ob Abby Quinn einen dieser Filme, oder gar alle, gesehen hatte?

»Dann hat Bowman sich also nicht die Mühe gemacht, ihre Angaben zu überprüfen?«

»Nein. Jedenfalls nicht zu dem Zeitpunkt. Er dachte sich nur, dass sie wahrscheinlich wieder ihre Medikamente abgesetzt hätte.« Maggie nahm einen Schluck aus McCabes Kaffeebecher. »Das Ganze sah für ihn aus wie ein psychotischer Schub.«

»Hat er überhaupt etwas unternommen?«

»Im Prinzip nicht. Er behauptet, er hätte überlegt, sie in die Notaufnahme zu bringen, aber als er sie darauf angesprochen hat, hat sie sich angeblich sofort beruhigt. Die Vorstellung, ins Krankenhaus zu kommen, hat ihr anscheinend mehr Angst eingejagt als jeder Mörder. Zuerst hat sie Bowman angebettelt, sie nicht in die Notaufnahme zu bringen, dann hat sie gesagt, dass er recht habe, dass es bloß eine Halluzination gewesen sei, aber die sei jetzt vorüber und alles wieder in Ordnung. Sie muss ihn wohl überzeugt haben, denn, ich zitiere, ›wider besseres Wissen‹, Zitatende, hat er sie nach Hause gebracht. Zu ihrer Mutter. Danach ist er

noch schnell beim vermeintlichen Tatort vorbeigefahren.«

»Und der wäre?«

»Ein leer stehendes Sommerhaus am Strand auf der anderen Seite der Insel.«

»Und da findet er keine Leiche?«

»Er findet gar nichts. Weder drinnen noch draußen. Nur ein paar Fußabdrücke im Schnee zwischen Straße und Veranda, von denen er annimmt, dass es Abbys Spuren sind. Keine Leiche, keine Waffe, kein Mord. Das Einzige, was ihm zumindest ansatzweise seltsam vorkommt, ist eine Bratpfanne, die er im Schnee unter einem Gebüsch entdeckt.«

»Eine Bratpfanne?«

»Genau. Er hält sie bloß für Müll, hebt sie auf, nimmt sie mit auf die Wache und vergisst sie. Bis heute Abend. Wenn du meine persönliche Meinung hören willst, McCabe, dann war Bowman schlicht und ergreifend zu faul, um sich ernsthaft mit einer Geschichte zu beschäftigen, die von der stadtbekannten Irren kam. Sogar zu faul, um sie ins Krankenhaus zu bringen und einen Bericht zu schreiben. Er hat es sich ganz leicht gemacht und die Angelegenheit einfach unter den Teppich gekehrt.«

McCabe schenkte ihr ein schiefes Lächeln. »Du scheinst diesen Typen ja richtig gern zu haben.«

»Wie hast du das bloß erraten?«

McCabe saß am Tisch in der Kombüse, schlürfte seinen Kaffee, starrte zum Fenster hinaus und dachte über Maggies Worte nach. Sein Blick folgte einer der gelb-weißen Inselfähren, die durch das eisige Wasser zurück nach Portland tuckerte. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Schon nach Mitternacht. Er hatte gar nicht gewusst, dass um diese Uhrzeit überhaupt noch Fähren fahren. »Also gut«, sagte er dann und seufzte resigniert. »Bowman kehrt die Sache unter den Teppich. Drei Tage später ändert er seine Meinung und macht doch noch Meldung. Wieso? Warum kommt er plötzlich auf die Idee, dass Abby Quinn vielleicht doch nicht halluziniert hat?«

»Er hat von dem Mord erfahren«, erwiderte Maggie und gönnte sich noch einen Schluck von seinem Kaffee.

»Weißt du was, da drüben steht eine ganze Kanne mit diesem Zeug. Ich hole dir wirklich gern eine eigene Tasse.«

»Nein, danke.« Sie lächelte. »Ich nippe einfach an deinem.« Sie trank noch einen Schluck und stellte den Becher auf den Tisch zurück. Manchmal, dachte er, benimmt sie sich mehr wie meine Ehefrau, als Sandy es jemals getan hat. Oder Kyra, wenn wir schon mal dabei sind. »Jedenfalls«, fuhr Maggie fort, »hatte Bowman heute dienstfrei und war im Schielenden Bären.« Trotz des kitschigen Namens war der Schielende Bär eine richtige Säuferkneipe in der Silver Street, nicht weit von der 109 entfernt. Viele Polizisten machten nach ihrer Schicht hier Station und viele Hafenarbeiter auch, dafür aber kaum Touristen oder Jugendliche, und die wenigen, die sich doch hierher verirrten, wagten sich in der Regel kaum weiter als bis kurz hinter die Tür. »Er sitzt also alleine an der Theke und genießt in Ruhe sein Bier, da kommen ein paar seiner Kumpels herein und setzen sich zu ihm. Sie fangen an zu erzählen, dass sie gerade von einem Tatort unten am Fish Pier kommen und dass jede Menge Journalisten und Fernsehkameras da waren und dass sie alle bestimmt in den Elf-Uhr-Nachrichten auftauchen werden. Und natürlich erzählen sie ihm auch von unserer tiefgefrorenen Leiche.«

»Und da beschließt er, dich anzurufen?«

»Noch nicht sofort. Er meinte, dass er da immer noch dachte, Abby Quinn könnte halluziniert haben und die Leiche am Anleger sei einfach bloß ein Zufall. Seinen Worten nach wollte er sichergehen, dass er nicht nur unsere Zeit verschwendet. Also nimmt er die nächste Fähre nach Harts. Sein Plan sieht so aus: Er will diese Quinn aufsuchen und sich ihre Geschichte noch einmal anhören. Vielleicht auch noch mal zum vermeintlichen Tatort fahren und das Ganze dort mit ihr zusammen durchgehen. Wenn es beim zweiten Mal irgendwie schlüssiger wäre, dann würde er uns anrufen. Wahrscheinlich dachte er sich, er könne ein paar Pluspunkte sammeln, wenn er sich in einer Mordermittlung einbringt.«

McCabe nickte. »Entweder das, oder er wollte ein bisschen weniger wie ein Arschloch aussehen, weil er nicht gleich auf Abby Quinns Hinweise reagiert hat.«

»Jedenfalls fährt er nach Harts, und jetzt rate mal: Sie ist nirgendwo zu finden. Nicht zu Hause und nicht bei der Arbeit. Seit Dienstagabend ist sie wie vom Erdboden verschwunden.«

Na toll, dachte McCabe. Die Zeugin ist also nicht nur eine Irre, jetzt ist

sie auch noch eine vermisste Irre. Das klang alles andere als vielversprechend. »Und dann hat er dich endlich angerufen?«

»Genau. Und hat mir erzählt, was ich dir gerade erzählt habe. Natürlich habe ich versucht, alles, was er von Abby Quinn erfahren hat, aus ihm rauszukitzeln.«

»Irgendwas dabei, was ich wissen müsste?«

»Ja, zwei Dinge. Erstens: Als sie auf der Wache aufgetaucht ist, da war sie so aufgeregt, dass sie den Killer nicht beschreiben konnte. Sie hat nur immer wieder gesagt, dass er ein Monster mit eiskalten Augen und einem Kopf aus Feuerflammen war. Und selbst wenn wir sie irgendwie auftreiben können, gibt es keine Garantie, dass sie uns eine bessere Beschreibung liefern wird.«

Vielleicht lag Bowman ja gar nicht so falsch. Vielleicht lohnte es sich nicht, weiter nachzuhaken. »Und zweitens?«, wollte er wissen.

»Das Zweite ist der Grund, warum wir jetzt auf diesem Boot sind. Anscheinend hat Quinn zwischen all dem Kauderwelsch, das sie von sich gegeben hat, auch eine entscheidende Sache gesagt. Nämlich dass sie gesehen habe, wie dieses sogenannte Monster, ich zitiere, ›ein Messer mit einer schmalen Klinge in den Nacken einer Frau gestochen hat‹.« Maggie hielt kurz inne. »Einer nackten Frau mit langen, dunklen Haaren.«

Sie wussten beide, dass die Polizisten im Schielenden Bären keinen Zugriff auf diese Informationen hatten. Diese Angaben konnten nur von einer Augenzeugin stammen. McCabe hoffte inständig, dass sie auf Harts Island eine lebende Zeugin und nicht noch eine tiefgefrorene Leiche vorfinden würden.

*Harts Island, Maine**Samstag, 7. Januar, 0.10 Uhr*

Das Feuerwehrboot verlangsamte seine Fahrt spürbar, und der Mann am Ruder begann mit dem Anlegemanöver. Als das Boot schließlich in der richtigen Position lag, sprang einer der Feuerwehrmänner auf den hölzernen Anleger und machte Bug- und Heckleine an je einem Stahlhaken fest. McCabe sah einen schwarz-weißen Ford Explorer am Ufer stehen. Das Motto des Portland Police Department, das in goldenen Buchstaben auf dem hinteren Kotflügel prangte, lautete hier nicht WIR SCHÜTZEN EINE WUNDERBARE STADT, sondern war in WIR SCHÜTZEN EINE WUNDERBARE INSEL geändert worden. Zwei Beamte hielten sich darin warm. Einer trug Zivilkleidung. McCabe nahm an, dass Bowman sich vor der Rückfahrt auf die Insel nicht damit aufgehalten hatte, in seine Uniform zu schlüpfen.

Maggie und McCabe gingen vom Anleger direkt zu dem Wagen, und Bowman stieg aus. Er war groß gewachsen, knapp eins neunzig vielleicht, und hatte die Haltung und den Körperbau eines durchtrainierten Sportlers. Nicht einmal die Andeutung eines Bauchansatzes, obwohl er nach McCabes Schätzung stramm auf die Fünfzig zuing. Er besaß harte Züge und ein fleckig-rotes Gesicht, vielleicht wegen der Kälte, vielleicht wegen des Alkohols, oder vielleicht war die Haut eben einfach nur fleckig. Dazu trug er einen kurzen, sauber gestutzten Schnurrbart, eine ausgebleichene Bluejeans und einen gefütterten Anorak mit einem Kunstpelzkragen. Die Dienstmarke hatte er am Anorak festgemacht. Da McCabe keinen Hüftgurt erkennen konnte, nahm er an, dass er die Dienstwaffe in einem Schulterhalfter unter der Jacke trug. Spielte wahrscheinlich gern Detective.

Maggie stellte sie einander vor. »Scotty Bowman. Sergeant Mike McCabe.« Die beiden Männer gaben sich die Hand. Der Beamte im Wagen ließ das Fenster herunter und winkte heraus. »Mel Daniels«, rief er. Daniels sah viel zu jung aus, um schon Polizist zu sein. Sein Gesicht

war weich, fast feminin, seine Züge offen und tatendurstig. McCabe rechnete zurück. Da heute Freitag war, konnte Daniels am Dienstagabend keinen Dienst gehabt haben. Die Polizisten auf der Insel arbeiteten im selben Schichtrhythmus wie die Feuerwehr.

Vierundzwanzig Stunden Dienst, vierundzwanzig Stunden frei, dann wieder vierundzwanzig Stunden Dienst und dann fünf Tage frei. McCabe und Maggie setzten sich auf die Rückbank des Explorers. Der Innenraum war warm, was darauf hindeutete, dass der Motor schon eine ganze Weile lief. Vielleicht hatten sie nach Quinn gesucht. Daniels wendete und fuhr den Hügel hinauf. »Und, haben Sie unsere Zeugin schon gefunden?«, wollte McCabe wissen.

Nach einer kurzen, gespannten Stille seufzte Bowman. »Nein. Noch nicht. Wir haben keine Ahnung, wo sie stecken könnte.«

»Sie haben keine Ahnung, wo sie stecken könnte?«, wiederholte McCabe. Er merkte erst jetzt, wie sehr ihn die Sache ankotzte. »Na großartig, Bowman. Verdamnte Scheiße, einfach großartig.«

Der Inselpolizist drehte sich in seinem Sitz nach hinten um und hob abwehrend die Hände. »Hey, wir sind jetzt seit halb zehn unterwegs. Seit ich zurück auf der Insel bin, suchen wir nach ihr. Aber wie ich Maggie schon am Telefon erzählt habe ...«

Jetzt hatte Bowman McCabe schon zum zweiten Mal innerhalb von zehn Sekunden auf dem falschen Fuß erwischt. »Nur, damit wir uns richtig verstehen: ›Maggie‹ haben Sie gar nichts erzählt. Sie haben mit Detective Savage gesprochen. Ist das klar?«

Der Polizist mit dem roten Gesicht beäugte McCabe vorsichtig. Er wurde nur ungern zurechtgewiesen, schon gar nicht in Gegenwart eines jüngeren Beamten, aber ihnen war beiden klar, dass er kaum etwas dagegen tun konnte. »Also gut«, sagte er schließlich in unfreundlichem Ton. »Ich habe *Detective Savage* erzählt, dass wir bei Quinn zu Hause waren. Sie war nicht da. Ihre Mutter, sie heißt Grace Quinn, sagt, dass sie ihre Tochter seit Dienstag nicht mehr gesehen hat. Aber Grace ist praktisch ununterbrochen sturzbesoffen, also hat sie seit Dienstag vermutlich insgesamt kaum was wahrgenommen. Wir haben auch mit Lori Sparks gesprochen, der Besitzerin des Restaurants, in dem Abby als Kellnerin arbeitet, dem Crow's Nest.«

Das kannte McCabe. Kyra und Casey und er hatten dort im letzten

Sommer auf der Terrasse Hummer gegessen und dabei eine ziemlich Sauerei veranstaltet. Fantastischer Blick über die Bucht und auf den Sonnenuntergang hinter der Skyline von Portland. »Auch da hat Quinn sich seit Dienstag nicht blicken lassen. Lori war ziemlich sauer, weil sie sie dringend gebraucht hätte. Freitagabends ist da immer Hochbetrieb.« »Haben Sie es auf ihrem Handy probiert?«

»Ja, sicher. Ein halbes Dutzend Mal. Aber da springt immer sofort die Mailbox an. Als wär's ausgeschaltet. Oder als hätte es keinen Saft mehr.«

McCabe zog sein eigenes Handy aus der Tasche und tippte auf ein paar Tasten. »Hier McCabe«, sagte er. »Moment mal.« Und dann, an Bowman gewandt. »Wie lautet Quinns Nummer?« Bowman sagte sie ihm, und McCabe gab sie an die Frau in der Polizeizentrale weiter. Er bat sie, das Handy zu lokalisieren, und nein, er kannte den Provider nicht.

Daniels parkte den Explorer auf einem freien Platz vor dem kleinen Backsteingebäude, in dem die Polizeiwache, die Feuerwehr, eine Außenstelle der Leihbücherei, ein Gemeinschaftsraum sowie die einzige öffentliche Toilette der Insel untergebracht waren.

»Habt ihr sonst noch irgendwo gesucht?«, erkundigte sich Maggie.

»Vielleicht ist sie ja bei Bekannten untergeschlüpft.«

Der junge Beamte drehte sich zu ihnen um. »Es gibt nicht viele Leute, die mit Abby etwas zu tun haben. Nicht so, wie sie jetzt ist. Zu unberechenbar. Ich habe ein paar ihrer Klassenkameraden, *unserer* Klassenkameraden aus der Highschool gefragt. Die, die auf der Insel geblieben sind. Aber denen geht es so wie mir. Wir wissen noch gut, wie Abby früher mal war. Ein vollkommen anderer Mensch.«

»Sie waren mit Quinn in einer Klasse?«, sagte Maggie.

»Ja. Portland High. Abschlussjahrgang '99.«

»Und Ihre Klassenkameraden haben sie auch nicht gesehen?«

»Nein. Seit Dienstag nicht. Genauso wenig wie der Barkeeper im Nest. Ein junger Typ, einundzwanzig, zweiundzwanzig, ein gewisser Travis Garmin.«

»Sind schon Suchtrupps unterwegs?«

»Wird gerade organisiert«, erwiderte Bowman. »Der andere Kollege, der heute Nacht Dienst hat, Sonny Cates, stellt gerade eine Mannschaft

zusammen. Überwiegend Leute, die bei der Stadt angestellt sind, dazu noch ein paar freiwillige Feuerwehrmänner. Er schätzt, dass er acht bis zehn Mann brauchen wird.« Die Insel war nur gut fünf Quadratkilometer groß. Mit zehn Einheimischen müsste sie relativ schnell und effizient abzusuchen sein, dachte McCabe, da brauchte man nicht noch zusätzliche Kräfte von außerhalb.

»Wir finden sie«, sagte Bowman selbstbewusst.

McCabe saß in der Dunkelheit und starrte auf Bowmans Hinterkopf. Als ob Bowman die Wut von der Rückbank her im Nacken spüren könnte, drehte er sich um und sagte: »Hören Sie, McCabe, wir haben nichts falsch gemacht. *Ich* habe nichts falsch gemacht.«

»Und da sind Sie sich wirklich sicher?«

»Ja, absolut.«

McCabe nickte und stieg aus. Die anderen taten es ihm nach. Er legte Daniels einen Arm um die Schulter. »Warum gehen Sie nicht schon mal rein«, sagte er leise. »Detective Savage und ich haben noch kurz etwas Vertrauliches mit Officer Bowman zu besprechen.«

Daniels ließ den Blick von einem zum anderen gleiten. Wahrscheinlich kam er sich vor wie ein kleines Kind, das auf sein Zimmer geschickt wird, damit die Erwachsenen sich unterhalten können. Aber er widersprach nicht, sondern ging einfach zur Wache, schloss die Tür auf, knipste das Licht an und ging hinein. McCabe wartete, bis die Tür ins Schloss gefallen war, dann wandte er sich an Bowman. »Sie hatten eine Zeugin, die einen Mord beobachtet hat, praktisch auf ihrem Schoß sitzen.«

Die Augen des anderen wurden zu Schlitzern. »Nein, hatte ich nicht«, zischte er. »Das war eine psychotische Irre, die wie wahnsinnig durch meine Wache getobt ist und sich die Seele aus dem Leib gekreicht hat.« McCabe behielt seine eigene aufsteigende Wut fest im Griff. »Es mag ja sein, dass Abby Quinn eine psychotische Irre ist«, sagte er. »Das kann ich nicht beurteilen. Was ich jedoch sehr wohl beurteilen kann, ist, dass sie, obwohl sie aufgeregt und wahrscheinlich völlig verängstigt war, immer noch genug Verstand besaß, um erstens die Mordwaffe, zweitens den Tathergang und drittens das Opfer sehr genau zu beschreiben. Einzelheiten, die außer ihr niemand kennen kann. Und was machen Sie? Nichts. Sie gehen einfach davon aus, dass sie ihre Medikamente

abgesetzt hat, und lassen sie wieder laufen. Sie sind ein erfahrener Polizist, Bowman, wie lange sind Sie jetzt dabei ... zwanzig Jahre? Und haben nicht einmal dafür gesorgt, dass sie die medizinische Betreuung bekommt, die sie Ihrer eigenen Ansicht nach eigentlich benötigt hätte, wie Sie Detective Savage am Telefon mitgeteilt haben. Wenn Sie sich wenigstens darum gekümmert hätten, dann wäre Abby Quinn jetzt in Sicherheit. Stattdessen haben Sie sie nach Hause gebracht. An den Ort, wo der Täter als Allererstes nach ihr suchen würde. Wir können nur hoffen, dass wir sie vor ihm finden, wenn es nicht schon zu spät ist. Scheiße noch mal, Bowman. Ich wette, Sie haben ihre Aussage nicht einmal protokolliert, stimmt's?«

Bowman gab keine Antwort, und McCabe fuhr fort. »Das hab ich mir gedacht. Das heißt also, dass wir jetzt, drei Tage später, nicht nur keine Ahnung haben, wo unsere Zeugin sich aufhält, wir haben noch nicht einmal eine exakte Aufzeichnung ihrer Aussage. Um genau zu sein, dank Ihnen haben wir nicht einmal Bupkis. Für den Fall, dass Sie in letzter Zeit nicht in New York waren: Das ist Jiddisch für Ziegenscheiße.«

Bowman stand McCabe auf der kalten, leeren Dorfstraße gegenüber, die Augen zu Schlitzeln verengt, die Hände zu Fäusten geballt. Das ferne Schimmern einer Straßenlaterne warf ein unregelmäßiges Muster aus Licht und Schatten auf seine Züge. Zwei Alphamännchen im Duell der Blicke, zwischen ihnen nur der eisige Wind, der von der Bucht hereinwehte.

Bowman knickte als Erster ein. »Wir finden sie«, sagte er noch einmal. »Wenn sie noch auf der Insel ist, dann finden wir sie auch.«

McCabe dachte an die Fähre, die ihnen auf der Hinfahrt begegnet war.

»Hoffen wir, dass sie noch hier ist«, erwiderte er, »und hoffen wir, dass Sie recht behalten. Denn wenn nicht, dann kann sie einfach überall sein. Zum Beispiel im Kofferraum eines schicken Autos. Erstochen, nackt und zu einem Eisklumpen gefroren.« McCabe spürte Maggies Hand auf seiner Schulter. Sie drückte sanft zu, beruhigte ihn, schob ihn in Richtung Wache.

»Wir sollten jetzt reingehen«, sagte sie, »sonst gefrieren wir hier noch alle zu Eisklumpen.«

McCabe war bisher noch nie auf der Polizeiwache von Harts Island gewesen. Sie war nichts Besonderes. Im vorderen Teil ein kleiner Büroraum mit einem Schreibtisch, ein paar Stühlen, einem Polizeifunkgerät, einer Drucker-Scanner-Fax-Kombination sowie zwei Computern: einem in die Jahre gekommenen Desktop und einem der silbernen Laptops, die zur Standardausrüstung der Streifenwagen des Portland Police Department gehörten. Daniels nuckelte an einer Cola und lehnte mit dem Hintern an der Schreibtischkante. Hinter ihm war eine offene Tür zu erkennen. McCabe ging hinüber und warf einen Blick in einen kleinen, spärlich möblierten Aufenthaltsraum, der von einer zerschissenen braunen Couch mit abgewetzten Armlehnen, einem Paar kotzgrüner Vinylsessel sowie einem kreisrunden, mit alten Zeitschriften und einigen Taschenbüchern übersäten Couchtischchen dominiert wurde. An der linken Wand führte eine Holztreppe nach oben. McCabe wusste, dass dort ein paar Feldbetten standen, damit die Inselpolizisten während ihrer langen Vierundzwanzig-Stunden-Schichten zwischendurch ein bisschen schlafen konnten. Unter der Treppe stand ein kleiner Kühlschrank und darauf eine Kaffeemaschine. Zu McCabes Rechter flimmerte ein unscharfes Red-Sox-Spiel über einen Fernseher in der Ecke. Musste eine Wiederholung sein. Im Januar war keine Baseball-Saison.

Als McCabe sich wieder umdrehte, sah er auf dem Schreibtisch einen kleinen Stapel Fotos liegen. »Quinn?« fragte er und griff danach. »Ja, das ist sie«, erwiderte Daniels. »Die haben wir von ihrer Mutter bekommen.«

McCabe betrachtete sich die Bilder, insgesamt drei Stück. Auf dem ersten stand Abby vor der felsigen Küste und lächelte in die Kamera. Ein kräftiges, gesund wirkendes Mädchen mit üppiger Figur und einem Gesicht voller Sommersprossen. Wahrscheinlich war sie noch ein Teenager gewesen, als das Foto gemacht wurde. Hinter ihr spritzte die Gischt in die Luft, und der Wind fuhr ihr durch die lange rötlich braune Mähne, die das eine Auge komplett verdeckte. McCabe hätte Abby nicht gerade als hübsch bezeichnet, aber sie war trotzdem attraktiv auf eine

offene, frische Weise, wie man sie so oft in Maine fand. Sie trug ein Sweatshirt, auf dem eine muskulöse Frau ihren kräftigen Bizeps spannte. Unter dem Bild waren die Worte GRRRRL POWER! zu lesen. McCabe lächelte. Eine Feministin auf Harts Island.

Das zweite Foto zeigte Abby im Heck eines Hummerkutters. Sie alberte für den Fotografen herum, der das Bild entweder vom Ende eines Anlegers oder vielleicht auch von einem zweiten Boot ganz in der Nähe gemacht haben musste. Sie trug ein kariertes Flanellhemd und einen dieser orangefarbenen, wasserdichten Overalls, die anscheinend obligatorisch dazugehörten, wenn man in Maine auf Hummerfang ging. Sie hielt einen großen, vielleicht zweieinhalb Kilo schweren Hummer am Schwanz gepackt und tat so, als hätte sie Angst vor dem Tier, das sich da am Ende ihres ausgestreckten Arms wand.

»Wie alt ist sie?«, wollte McCabe wissen.

»Ungefähr so alt wie ich«, meinte Daniels. »Vierundzwanzig, fünfundzwanzig. Wie gesagt, wir waren im gleichen Abschlussjahrgang an der Portland High.«

»Waren Sie mit ihr befreundet?«, erkundigte sich Maggie.

»Kann man nicht sagen. Die von der Insel sind meistens unter sich geblieben, und meine Eltern haben ja in Portland gewohnt. Aber ich weiß, dass Abby an der Highschool ein völlig anderer Mensch war als jetzt.«

Auf dem dritten Bild sah sie tatsächlich aus wie ein völlig anderer Mensch. So anders, dass das Bild in einer Vorher-Nachher-Demonstration über die fürchterlichen Auswirkungen einer psychischen Krankheit auf den menschlichen Geist als

»Nachher«-Motiv hätte dienen können. Sie sah fünfzehn, zwanzig Kilo schwerer und mindestens zehn Jahre älter aus. Die Haare hingen strähnig und trostlos hinunter. Ihr Blick war von einer leblosen Leere getrübt, und sie hatte dunkle Ringe unter den Augen. Ihre Haut wirkte käsig, fast grau.

Sie hatte eine Hand gehoben, um ihr Gesicht zu verdecken, als wollte sie sagen: *Bitte, fotografier mich nicht. Nicht so.*

»Ist das ein neueres Foto?«, wollte McCabe wissen und zeigte es Daniels, bevor er den Stapel an Maggie weiterreichte.

Daniels schüttelte den Kopf. »Nein. Ist wahrscheinlich nach ihrem

letzten Aufenthalt in Winter Haven gemacht worden. Vor ungefähr einem Jahr. Das da im Hintergrund ist das Häuschen ihrer Mutter. Ich kann mir vorstellen, dass Gracie einfach nicht genügend Verstand oder Feingefühl besaß, um Abby so ein Foto zu ersparen.«

»Sieht sie im Augenblick auch so aus?«, wollte McCabe wissen.

»Na ja, zurzeit ist sie nicht so dick, hat vielleicht zehn, fünfzehn Kilo weniger – und außerdem wäscht sie sich die Haare. Sie sieht normaler aus. Pummelig, aber normal. Das letzte Mal habe ich sie vor ungefähr einer Woche gesehen. Da war sie auf dem Weg zur Arbeit ins Nest. Sie hat beinahe glücklich ausgesehen.«

McCabe steckte die Fotos in seine Brusttasche. »Es geht doch in Ordnung, dass ich mir die ausleihe, oder?«, sagte er. Niemand hatte etwas dagegen. Er warf einen Blick zu Bowman hinüber, der sich auf einen Drehstuhl gesetzt hatte und McCabe direkt in die Augen starrte. Er hatte ein Bein auf den Schreibtisch gelegt. Etliche Eisbrocken hatten sich von seiner Stiefelsohle gelöst und bildeten nun auf der Holzimitatplatte kleine Teiche. »Wissen Sie, was?«, sagte er. »Wenn Sie tatsächlich befürchten, dass der Killer Quinn auf den Fersen ist und sie umbringen will, dann regen Sie sich besser mal wieder ab. Ich halte das für unwahrscheinlich.«

»Ach, tatsächlich?« McCabe musterte ihn genau. »Gibt es auch einen Grund für diese Annahme? Oder meldet sich da nur Ihr ganz natürlicher Optimismus zu Wort?«

Bowman überhörte den sarkastischen Tonfall. »Es gibt mehrere Gründe. Angefangen bei Ihrer Vermutung, dass die Quinn tatsächlich diesen Mord beobachtet hat ...«

»Eine ziemlich naheliegende Vermutung, Scotty«, schaltete sich Maggie ein. Sie hatte sich an die Tür gelehnt, die Arme vor der Brust verschränkt, und hielt immer noch die Fotos von Abby Quinn in der Hand. »Ein Messerstich in den Nacken ist ein ziemlich entscheidendes Detail.«

»Das stimmt, *Detective Savage*.« Die letzten beiden Worte würzte Bowman nun ebenfalls mit einer kräftigen Prise Sarkasmus. »Aber wäre es nicht zumindest denkbar, dass Quinn die Leiche erst nach der Tat gesehen hat? Eine nackte Frau. Tot. Mit einer kleinen Wunde im Nacken. Meinen Sie nicht, dass dieser Anblick sie so

durcheinandergebracht haben könnte, dass sie sich den ganzen Rest bloß ausgedacht hat? Ihn halluziniert hat? Ihn sich nur eingebildet hat? Oder wie immer das heißt, was Schizos machen, wenn sie Stress ausgesetzt sind.« Bowman wirkte sehr zufrieden mit seiner Theorie.

McCabe zuckte mit den Schultern. »Ziemlich verdrehte Logik, aber ausschließen kann man es wahrscheinlich nicht.«

»Ach ja? Inwiefern denn bitte verdreht?«

»Na ja, wenn es tatsächlich so passiert sein sollte, wo genau war denn dann der Killer, als Ihre Schizoide die Leiche entdeckt hat? Hat er sich vielleicht im Schrank versteckt? Oder ist draußen in der Kälte herumspaziert und hat gewartet, bis sie sich abgeregt hat, damit er wieder reingehen und seine Sachen einsammeln kann? Oder war er vielleicht drüben im Crow's Nest und hat sich ein Bier genehmigt? Wie gesagt, nicht auszuschließen. Aber nicht besonders wahrscheinlich.«

Bowman stieß widerwillig einen zustimmenden Seufzer aus. »Okay. Aber selbst im Fall, dass Abby den Killer auf frischer Tat ertappt hat, selbst dann hat er ihr Gesicht wahrscheinlich gar nicht gesehen.«

»Wie meinst du das?«, hakte Maggie nach. »Sie hat sein Gesicht gesehen, also warum sollte er ihres nicht auch gesehen haben?«

»Weil«, erklärte Bowman, »sie eine Maske getragen hat.« Er setzte ein grimmig zufriedenes Lächeln auf, wie ein Fußballer, der in den letzten Sekunden der Niederlage noch einen bedeutungslosen Treffer erzielt hat. Maggie schaute ihn fragend an. »Was für eine Maske?«

»Eine Skimaske. Du weißt schon, so eine Gesichtsmaske mit Löchern für Augen, Nase und Mund. Sie war blau. So eine Art Spider-Man-Design. Als sie auf die Wache gekommen ist, hat sie sie jedenfalls immer noch auf gehabt.«

Was, wenn Quinn *tatsächlich* eine Maske getragen hatte? McCabe überlegte, was das zu bedeuten hätte, während Maggie und Bowman ihr Frage-Antwort-Spiel fortsetzten.

»Und diese Maske hat sie getragen, weil ...?«, sagte Maggie.

»Sie war an dem Abend joggen. Der Wind am Strand kann auf der bloßen Haut brutal schmerzhaft sein, und ich nehme an, dass die Maske Teil ihrer Ausrüstung war. Jedenfalls, als sie am Haus der Markhams vorbeigelaufen ist ...«

»Das ist der Tatort?«

»Genau. Als sie dort vorbeigekommen ist, hat sie hinter einem der Fenster Kerzenlicht gesehen. Und da es eines von ihren Häusern ist ...«

»Was soll das denn heißen, eines von ihren Häusern?«

»Abby verdient sich nebenbei ein paar Dollar, indem sie auf das ein oder andere Sommerhaus aufpasst. Sie hat zu jedem Haus einen Schlüssel. Und das der Markhams gehört dazu. Nach allem, was Lori Sparks aus dem Nest gesagt hat, nimmt sie ihre Aufgabe ernst. Ich schätze mal, darum ist sie überhaupt ins Haus gegangen und hat nachgesehen.«

McCabe fixierte Bowman aus schmalen Augenschlitzen. »Meinen Sie nicht, dass sie die Maske dabei abgenommen hat?«

»Das glaube ich nicht. Als sie hier reingekommen ist, hat sie sie auch aufgelassen. Ich hab zuerst gar nicht gewusst, wer sie ist, und musste sie zweimal bitten, das Ding abzunehmen. Irgendwann hat sie schließlich auf mich gehört, aber nur widerwillig, und selbst dann hat sie sie nicht aus den Händen gelassen. Ich glaube, die Maske war für sie so was wie ein, wie soll ich sagen, eine Art Talisman oder so.«

McCabe spielte die verschiedenen Möglichkeiten durch. Falls Abby eine Maske getragen hatte, falls der Killer, wie Bowman annahm, ihr Gesicht nicht gesehen hatte, dann hatte das entscheidenden Einfluss auf ihr weiteres Vorgehen. »Sind Sie sicher, dass Sonny Cates den Leuten aus dem Suchtrupp nicht gesagt hat, warum nach Quinn gesucht wird?«, wollte er wissen. »Er hat niemandem verraten, dass sie eine Mordzeugin ist?«

»Nein«, erwiderte Bowman. »Konnte er gar nicht. Wie gesagt, er weiß es ja selbst nicht. Ich hab ihm bloß gesagt, dass Quinn vermisst wird und dass wir sie finden müssen. Mehr hat übrigens auch Daniels nicht gewusst, bevor wir zum Anleger gefahren sind, um Sie abzuholen.« Okay, das war gut. »Was ist mit ihrer Mutter und den Leuten im Crow's Nest?«

»Genau das Gleiche. Ich hab einfach nur gefragt, ob sie wissen, wo Abby sich aufhält. Sie haben Nein gesagt. Travis Garmin hat mir empfohlen, es auf ihrem Handy zu probieren. Die Nummer kannte er auswendig. Ich hab's probiert, aber niemand ist rangegangen.«

McCabe stellte sich ans Fenster und schaute auf die dunkle Straße hinaus. Schneefall hatte eingesetzt. Kleine, feste Flocken, nicht die dicken, flauschigen, die er lieber mochte. Er ließ sich die Sache mit der

Maske ein, zwei Minuten lang durch den Kopf gehen, spielte verschiedene Ideen durch. Eines war jedenfalls klar: Sie mussten Abby Quinn finden, so schnell wie möglich, entweder hier oder auf dem Festland. Und gleichzeitig durften sie sie auf keinen Fall dadurch in Gefahr bringen, dass sie dem Killer verrieten, wer ihn bei seiner Tat beobachtet hatte. Er überlegte, ob er Abby als vertrauliche Informantin einstufen sollte. Auf diese Weise könnten sie ihre Identität praktisch unbegrenzt geheim halten, oder zumindest bis zur Vorbereitungsphase des Prozesses, falls es je dazu kommen sollte.

Das einzige Problem war, dass seine Informantin vermisst wurde und dass es verdammt viel schwieriger werden würde, sie ausfindig zu machen, wenn sie niemandem sagen konnten, nach wem eigentlich gesucht wurde. Nein. Das hatte keinen Sinn. Sie mussten sich eine andere Strategie zurechtlegen. Wenn es sich nicht vermeiden ließ, dann mussten sie den Leuten zumindest sagen, nach wem sie suchten. Nur den Grund dafür, den durften sie unter keinen Umständen preisgeben.

Wenigstens in diesem Punkt hatte Bowman noch nicht alles verpfuscht. McCabe zog sein Handy aus der Tasche und gab Starbucks' Nummer ein. Starbucks war der Computerspezialist des Portland Police Department und hieß eigentlich Aden Yusuf Hassan. Er war im Jahr 2000 als Jugendlicher aus Somalia nach Portland gekommen, mit der ersten Flüchtlingswelle, als zahlreiche Sudanesen und Somalier vor den Völkermorden in ihren Heimatländern geflohen waren. Als er einige Jahre später anfang, im Polizeipräsidium zu arbeiten, hatten seine Kollegen ihn wegen seiner Kaffeesucht Starbucks getauft. Der Name blieb haften. Obwohl Starbucks in seiner Heimat nie einen Computer angerührt hatte, lernte er schnell. Er war ein Naturtalent. Einer der besten, die McCabe je gesehen hatte.

Beim dritten Klingeln meldete sich seine Mutter. »Ich fürchte, Aden ist nicht zu Hause, Sergeant«, sagte sie. Sie sprach Englisch mit starkem Akzent. »Er ist heute Abend mit einer Freundin unterwegs.«

McCabe bedankte sich, entschuldigte sich, falls er sie geweckt haben sollte, und versuchte es auf Starbucks' Handy. »Hallo, Sergeant«, rief Starbucks ins Telefon, um die laute Musik im Hintergrund zu übertönen. »Was gibt's?«

»Tut mir leid, dass ich dir deinen Abend vermiesen muss«, gab McCabe

mit lauter Stimme zurück, »aber du musst dich sofort auf den Weg in die 109 machen.«

»Oh.« Er klang enttäuscht. »Okay.« Pause. »Kein Problem.« Seine Stimme wurde wieder fröhlicher. »Ich muss mich zuerst noch bei meiner Freundin entschuldigen und sie nach Hause bringen.«

»Ich entschuldige mich ebenfalls, sag ihr das.«

»Mach ich, ist aber kein Problem, Sergeant. Der Job geht vor. Was kann ich für Sie tun?«

»Du bekommst drei Fotos von einer Frau zugemailt. Wenn du im Büro bist, dann nimmst du dir das Bild vor, auf dem sie alt und aufgequollen aussieht. Mach sie ungefähr fünfzehn Kilo leichter. Anschließend machst du sie auf den anderen beiden Fotos um, sagen wir, fünf Jahre älter. Hast du alles verstanden?«

»Ja, Sergeant«, rief Starbucks zurück. »Ich kann Sie sehr gut hören.«

»Gut. Wenn du fertig bist, dann schickst du die Fotos an Clearys Mailadresse.«

»Ist er in der 109?«

»Demnächst.«

Maggie setzte an, eine Frage zu stellen. McCabe hob die Hand, um ihr zu signalisieren, dass sie noch kurz warten sollte. Er rief Cleary an.

»Hallo, Chef. Na, hast du den Mord schon aufgeklärt?« Es war kurz vor ein Uhr nachts, und Cleary war aufgekratzt wie immer und machte den Eindruck, als könnte er Bäume ausreißen. Das war gut. McCabe brauchte für diesen Fall jemanden, der aggressiv bei der Sache war.

»Noch nicht«, erwiderte McCabe. »Hat die Befragung irgendetwas Brauchbares ergeben?«

»Ebenfalls noch nicht. Wir sind immer noch dabei.«

»Sag Tommy, dass ich dich abziehe.«

»Ach ja?« Cleary klang verblüfft. »Wieso denn? Was soll ich machen?« McCabe weihte ihn in alles ein, was sie bisher erfahren hatten, einschließlich der Tatsache, dass Quinn den Killer nicht identifizieren konnte und dass der Killer umgekehrt möglicherweise auch Quinn nicht erkannt hatte.

»Weiß der Täter denn, dass sie ihn nicht identifizieren kann?«

»Nein. Und genau darum müssen wir sie finden, bevor er uns zuvorkommt. So schnell wie irgend möglich. Ohne dass irgendjemand

erfährt, weshalb wir nach ihr suchen, und ohne dass ihr Name bekannt wird, es sei denn, es ist unbedingt nötig. Sonst haben wir womöglich bald noch eine Leiche.«

»Meine Güte«, erwiderte Cleary, »das klingt ja alles ziemlich seltsam.«

»Ja, ziemlich. Jedenfalls wird Starbucks sich gleich ein paar Fotos vornehmen. Wenn er damit fertig ist, müssten sie der Gesuchten ziemlich ähnlich sehen. Ich möchte, dass du eine vertrauliche Fahndungsmeldung an alle Streifenwagen und jede andere Polizeidienststelle in Maine rausschickst. An die State Police von Maine und die von New Hampshire auch. Irgendjemand soll bei sämtlichen Taxifirmen in der Stadt nachfragen. Lass die Bahnhöfe und Busbahnhöfe überwachen. Vielleicht taucht sie dort irgendwo auf. Um 3.15 Uhr geht ein Zug nach Boston.«

»Wer nimmt denn um drei Uhr morgens einen Zug nach Boston?«

»Keine Ahnung. Sorg einfach dafür, dass Abby Quinn nicht dazugehört. Und schau dir auch die ersten Flüge an, die vom Jetport rausgehen.«

»Da fliegt erst mal gar nichts ab. Nicht bei dem Schnee, der erwartet wird.«

»Wahrscheinlich nicht, aber sag unseren Leuten, sie sollen trotzdem die Augen offen halten. Wenn ich Abby Quinn wäre, ich würde zusehen, dass ich so schnell und so weit wie möglich von hier wegkäme.«

»Ja, schon, aber du bist auch nicht verrückt. Hat sie ein Auto?«

»Weiß ich nicht. Überprüf das auch. Vielleicht ist ja ein Wagen auf sie zugelassen. Oder auf ihre Mutter. Grace Quinn. Die gleiche Adresse auf Harts Island.«

»Sonst noch was?«

»Ja. Ruf mich an, sobald du fertig bist.« McCabe legte auf.

»Wissen Sie was, McCabe?«, stieß Bowman verächtlich hervor. »Sie geben sich so viel Mühe, die ganze Sache ja bloß unter dem Teppich zu halten ... aber was ist mit Abby Quinn selbst?«

»Was ist denn mit ihr?«

»Ihre Zeugin kann sich doch selbst absolut nicht beherrschen.

Wahrscheinlich läuft sie gerade irgendwo da draußen rum und redet sich um Kopf und Kragen.«

McCabe zuckte mit den Schultern. »Tja, kann sein. Dann können wir auch nichts daran ändern. Aber vielleicht glaubt ihr ja keiner. Sie wissen schon. Das Gebrabbel einer psychotischen Irren und so weiter? Und jetzt

hören Sie mal auf, sich darüber Gedanken zu machen, und erzählen mir stattdessen ganz genau, was am Dienstagabend sonst noch so passiert ist.«

»Im Prinzip wissen Sie schon alles. Sie ist hierhergekommen. Sie hat rumgebrabbelt. Sie hat getobt. Dann hab ich sie nach Hause gebracht. Ende der Geschichte.«

»Und anschließend sind Sie zum Tatort gefahren, oder etwa nicht?«

»Ja, bin ich. Ein schicker Kasten direkt am Strand, man muss nur über die Straße, um zum Wasser zu gelangen. Gehört irgend so einem Banker aus Boston, einem gewissen Todd Markham.«

»Und da ist Ihnen nichts Ungewöhnliches aufgefallen?«

»Nein. Hab mir jedes Zimmer angeschaut, auch das Schlafzimmer, wo es angeblich passiert sein soll. Da war nichts zu sehen. Keine Waffe. Keine Leiche. Kein Blut. Nicht an den Stellen, die sie beschrieben hat, und auch nirgendwo sonst.«

»Aber andererseits haben Sie auch nicht ernsthaft damit gerechnet, dass Ihnen irgendetwas Besonderes auffallen würde, oder?«

»Was soll das denn heißen?«

»Nun ja, es kann natürlich sein, dass Sie deshalb nichts bemerkt haben, weil Sie die Möglichkeit, dass etwas nicht stimmen könnte, gar nicht einkalkuliert haben.« McCabe wusste sehr gut, dass Erwartungen manchmal in der Lage waren, ihre eigene Wirklichkeit zu erschaffen. Dass sie selbst die Urteilsfähigkeit eines intelligenten Polizisten vernebeln konnten ... und Bowman war nicht einmal übermäßig intelligent. »Hoffen wir einfach, dass Sie keine Indizien vernichtet haben.«

»Hab ich nicht.«

»Wie sind Sie reingekommen?«

»Die Tür war offen.«

»Vordertür? Hintertür?«

»Ich bin vorne rein.«

»Und Abby?«

»Weiß ich nicht.«

»War die Hintertür abgeschlossen?«

»Weiß ich nicht.«

»Keine Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen?«

»Nein. Wie gesagt. Abby hatte einen Schlüssel. Sie hat einfach aufgeschlossen.«

»Ja, ich weiß. Das haben Sie schon gesagt. Abby hat einen Schlüssel. Aber wie ist der Killer reingekommen?«

Bowman legte die Stirn in Falten. »Weiß ich nicht.« Pause. »Hab ich noch nicht drüber nachgedacht.«

Er hatte nicht darüber nachgedacht, weil er sich so verdammt sicher gewesen war, dass Quinn das alles bloß erfunden hatte.

»Haben Sie die Telefonnummer der Markhams in Boston?«, wollte McCabe wissen.

»Die können wir besorgen.« Daniels erweckte den Desktop-Computer zum Leben und fing an, die Tastatur zu bearbeiten. Dann notierte er ein paar Zahlen auf einem Post-it-Zettel. McCabe nickte Maggie zu, die nickte zurück, nahm den Zettel und verschwand im Hinterzimmer, um sich zu erkundigen, wo Todd Markham am Dienstagabend gewesen war.

»Abby hat also keine Beschreibung des Täters abgegeben?«

»Nein. Bloß allerhand wirres Zeug, das keinerlei Sinn ergeben hat.«

»Was denn genau?«

»Wollen Sie das wirklich wissen?«

»Ja.«

»Sie hat gesagt, dass er von hinten wie ein Mann ausgesehen hat, aber als er sich umgedreht und sie angeschaut hat, da war er ein Monster. Mal sehen, ob ich noch zusammenkriege, wie sie sich genau ausgedrückt hat.

»Ein Feuerteufel. Eine böse animalische Fratze. Augen wie Eiszapfen.«

In Bowmans Stimme lag ein gehässiger, spöttischer Ton.

McCabe ging nicht darauf ein. »Vielleicht hat er ja auch eine Maske getragen.«

»Glaub ich nicht«, erwiderte Bowman. »Abby ist verrückt. Sie halluziniert. Und genau so ist es auch mit diesem Monster: eine Halluzination, ausgelöst durch eine Stresssituation.«

»Was hat sie gemacht, nachdem sie den Mord beobachtet hatte?«

»Das ist nicht ganz klar, aber ich nehme an, sie ist weggerannt. Es gibt Fußspuren auf dem Eis und im Schnee, die sowohl zur Haustür als auch von ihr weg führen. Ziemlich verwischt, als wäre jemand schnell gerannt. So wie ich das gesehen habe, stammten die alle von Abby. An einer Stelle sah es so aus, als wäre sie gestürzt.«

McCabe schaute zum Fenster hinaus. Das Schneetreiben war dichter geworden.

Maggie kam zurück ins Büro. »Todd Markham sagt, dass ein Schlüssel für die Hintertür in einer Laterne an der Hauswand liegt, gleich neben der Tür. Ich habe ihn gefragt, wer alles von diesem Schlüssel weiß. Im Prinzip die halbe Insel. Klempner. Elektriker. Alle, die mal im Haus zu tun hatten, während die Besitzer nicht da waren. Ach übrigens, Markham selbst war am Dienstagabend in Chicago. Zum Abendessen mit ein paar seiner Mandanten. Hat im Hyatt übernachtet. Und in Boston war er erst wieder am ...«

McCabe nickte. »Schon gut. Markhams Alibi können wir später besprechen. Aber jetzt fährst du mit Daniels zu dem Haus. Fotografiert und sichert jede erkennbare Fußspur, bevor der Schnee alles zudeckt. Gibt es hier vielleicht Plastikfolie?«

»Das nicht«, erwiderte Daniels und war bereits auf dem Weg in den hinteren Teil der Wache. »Aber draußen liegen ziemlich viele Abdeckplanen.«

Sie packten die Planen in den Explorer, dazu Zeltpflöcke aus Metall, um die Planen festzumachen, eine Digitalkamera und ein paar Lampen. Nicht gerade optimal, aber es musste reichen.

Als sie gerade losfuhren, ging die Vordertür auf. »Du liebe Güte«, sagte Sonny Cates, während er den Schnee von seinen Stiefeln stampfte. »Das ist die reinste Tiefkühltruhe da draußen.« Er war ein rundlicher, vergnügt wirkender Typ mit weißen Haaren. Ein Weihnachtsmann ohne Bart. Er streifte die Handschuhe ab. »Mike McCabe, hab ich recht?«

McCabe blieb am Fenster stehen, bis der Explorer auf die Straße gebogen war, dann nickte er und ergriff Cates' ausgestreckte Hand.

»Schon irgendwas gefunden?«

»Nee. Noch nicht.«

»Erläutern Sie mir doch bitte, wie genau Sie da draußen vorgehen.«

Sie gingen hinüber zu der Wand, an der eine große laminierte Übersichtskarte der Insel befestigt war. Daneben baumelte ein abwaschbarer Filzstift. »Ich habe die Insel im Prinzip in sechs ungefähr gleich große Sektoren unterteilt.« Er zog eine waagerechte Linie durch die Inselmitte, anschließend folgten zwei senkrechte. »Jedem Team habe ich einen Sektor zugewiesen.«

»Kommunikation?«

»Alle Teams haben ein Handy.«

»Wie ist der Empfang?«

»Unterschiedlich. An einigen Stellen geht's. An anderen nicht. Zwei Teams haben ein Fahrzeug mit Funkgerät. Die habe ich dahin gesteckt, wo das Handynetz am schwächsten ist. Als Erstes suchen wir im Freien. Wenn sie bei diesem Wetter irgendwo draußen ist, dann wird es ziemlich schnell kritisch für sie werden. Außerdem überprüfen wir die alten Bunker hier, da und da oben.« Cates deutete auf drei Punkte auf der Landkarte. »Wissen Sie über die Bunker Bescheid?«

McCabe wusste Bescheid. Während des Zweiten Weltkriegs war Portland Start- und Landepunkt für zahlreiche Nord-Atlantik-Konvois gewesen, und die Armee hatte Harts Island zu einem zentralen Verteidigungsstützpunkt ausgebaut. Daher gab es auf der ganzen Insel immer noch zahlreiche Betonbunker und Wachttürme. Manche waren zu Werkstätten, Lagerhäusern oder Sommerhäusern umfunktioniert worden. Andere standen einfach leer. Einer davon, »Battery Victor«, groß, düster und verlassen, besaß unzählige Räume und zahlreiche Schlupflöcher.

»Was ist mit den Sommerhäusern? Die, zu denen sie einen Schlüssel hat?«

»Bis jetzt lediglich von außen kontrolliert. Bei dem Schnee kann man leicht erkennen, ob jemand in der Nähe herumgelaufen ist.«

»Irgendetwas Verdächtiges?«

»Abgesehen von ein paar Wildspuren bis jetzt nichts. Nur beim Haus der Markhams, das ist da.« Cates deutete auf einen Punkt auf der Landkarte.

»Aber wenn es jetzt schneit, dann werden die alten Spuren ziemlich bald nicht mehr zu sehen sein. Dann müssen wir die einzelnen Besitzer anrufen und einen Blick in jedes Haus werfen.«

»Hat irgendjemand nachgefragt, weshalb wir nach ihr suchen?«

»Ich hab nur gesagt, dass sie vermisst wird. Die Leute wissen alle, dass sie psychische Probleme und schon zwei Selbstmordversuche hinter sich hat, also stellt niemand unnötige Fragen.«

Draußen tauchte ein Scheinwerferpaar auf. Maggie und Daniels waren zurück.

Es war kurz nach halb zwei, als Maggie den Explorer vor einem überdimensionierten grauen Haus am Seal Point zum Stehen brachte. McCabe betrachtete sich das Anwesen vom Beifahrersitz aus. Sie waren nur zu zweit. Bowman und Daniels waren auf der Wache geblieben, und Cates hatte sich wieder seinem Suchtrupp angeschlossen. Je weniger Menschen an einem Tatort herumtrampeln, desto besser, auch in Fällen, bei denen man nicht ausschließen kann, dass bereits Spuren verwischt worden sind. Forensik 1.0.

Unterschiedliche Polizisten haben unterschiedliche Arbeitsmethoden. McCabe betrachtete einen Tatort am liebsten mit dem Blick des Filmemachers, der er früher einmal hatte werden wollen. Er zerstückelte Ereignisse in einzelne Szenen, choreographierte die Bewegungen der Hauptfiguren, machte sich Gedanken über das Licht und filmte das Ganze aus möglichst vielen unterschiedlichen Einstellungen. Später schnitt er das geistige Filmmaterial dann zusammen, bis es eine vollständige und – hoffentlich – schlüssige Geschichte ergab. Für McCabe gab es keine bessere Methode, sich das Geschehene zu vergegenwärtigen, fast so, als wäre man selbst dabei gewesen. Er saß in der Dunkelheit neben Maggie, ohne etwas zu sagen, schaute lediglich zum Fenster hinaus und lauschte dem Geräusch der Scheibenwischer. Die schweren, grauen Planen, die sich vom einen Ende des Vorgartens bis zum anderen erstreckten, waren unter dem Neuschnee schon fast nicht mehr zu erkennen. Schließlich sagte er: »Gibt es unter den Dingen da irgendwelche brauchbaren Spuren?«

Maggie nickte. »Ein paar.«

»Von Bowman?«

»Nein. Seine sind alle ein ganzes Stück von den anderen entfernt. Sieht so aus, als hätte er sich wirklich bemüht, keine Indizien zu zerstören.« Gut. Dann hatte das Arschloch wenigstens *etwas* richtig gemacht.

»Irgendjemand – ich nehme an, Abby – hat das Grundstück mit Spikes an den Füßen betreten. Auf dem Eis kann man ein paar Abdrücke erkennen. An manchen Stellen ist sie sogar eingebrochen. Sie hat einen Bogen geschlagen, an den Büschen dort rechts entlang. Dann hat sie sich

dicht am Haus gehalten, bis sie zur Verandatreppe kam.«

McCabe konnte sich an den Vollmond in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch erinnern. Wenn man davon ausging, dass Abby gegen zehn oder elf Uhr hier gewesen war, dann musste der Mond den Vorgarten fast taghell erleuchtet haben. Sie hatte versucht, im Schatten zu bleiben. Um nicht vom Haus aus gesehen zu werden. Die hart gefrorene Schneedecke reichte über die Treppe hinauf bis auf die Veranda. Vom Seewind hereingeweht. »Ist sie zur Vordertür reingegangen?«

»Nein, aber sie muss darüber nachgedacht haben. Direkt vor der Tür gibt es ein paar Abdrücke von ihren Spikes. An der Stelle herrscht zwar ein ziemliches Durcheinander, weil sie dort auch rausgelaufen sind, aber die Spikesspur, die auf der Veranda seitlich am Haus entlang bis nach hinten führt, ist eindeutig zu erkennen. Es sieht so aus, als hätte sie erst einen Blick in die Garage geworfen und wäre anschließend durch die Hintertür ins Haus gegangen.«

»Und dann ist sie vorne wieder rausgekommen?«

»Genau. Und dabei ist sie verfolgt worden. Sie ist mitten durch den Vorgarten gelaufen, während unser Bösewicht ihr auf den Fersen war.«

»Was für Spuren hast du von ihm?«

»Das sieht alles ziemlich chaotisch aus. Einer – ich nehme an, der Täter – ist offenbar ausgerutscht und hingefallen. Aber trotzdem, ein paar brauchbare Fußabdrücke haben wir gefunden. Allem Anschein nach war er barfuß.«

Musste ziemlich in Panik gewesen sein. Barfuß auf Schnee und Eis bei minus zehn Grad. Ob er womöglich ganz nackt gewesen war? Denkbare, wenn er Goff vor ihrer Ermordung auch noch vergewaltigt hatte.

»Zumindest haben wir ein paar gute Teilabdrücke. Eine Ferse und zwei Zehen. Die lassen Rückschlüsse auf die Größe zu. Damit müsste man brauchbare Gipsabdrücke hinbekommen.«

»Habt ihr irgendwas gesehen, das von Goff stammen könnte?«

»Nein. Vielleicht hat er sie ja reingetragen. Wir wissen ja, dass sie nicht wieder rausgekommen ist. Für sie war das hier die letzte Station.«

Letzte Station Hotel California. Der alte Eagles-Song ging McCabe durch den Kopf. *You can check out any time you like, but you can never leave.* Goff war nicht mehr hier weggekommen. Und Quinn nur mit knapper Not.

»Wann ist mit Jacobi zu rechnen?«

»Noch heute Nacht. Der Wetterbericht hat heftige Schneefälle vorhergesagt, darum will er so schnell wie möglich hier sein und so viel wie möglich erledigen, bevor der Schnee ihm noch mehr Spuren kaputt macht. In Goffs Wohnung sind sie jetzt fertig. Er organisiert gerade eine Fähre für seinen Transporter.«

McCabe seufzte. »Lange Nacht.«

»Bill hat nichts dagegen. Er hat gemeint, dass Bernice sich sicher liebend gern bereit erklären wird, den Überstundenzuschlag in die Geschäfte zu tragen.« Maggie sah ihn mit diesem schiefen Grinsen an, das so typisch war für sie, ein Mundwinkel deutlich höher gezogen als der andere. Eine brünette Ellen Barkin. »Genau das werde ich auch tun«, fügte sie hinzu.

»Falls ich jemals wieder zum Shoppen komme.«

»Sonst noch was?«

»Ja. Mehrere Reifenspuren führen sowohl in die Garage als auch wieder raus. Dem ersten Eindruck nach stammen sie von zwei verschiedenen Fahrzeugen.« Dann, als könnte sie seine Gedanken lesen, setzte sie hinterher: »Todd Markham hat gesagt, er sei seit Monaten nicht auf der Insel gewesen. Aber bei Isabella war er sich nicht sicher. Wenn er geschäftlich unterwegs ist, und das ist er anscheinend ziemlich oft, dann kommt sie wohl gerne hier hoch, anstatt in Boston zu bleiben.«

»Ziemlich einsam, oder nicht?«

Maggie zuckte nur mit den Schultern. »Wer weiß? Vielleicht ist sie nicht gerne unter Menschen. Oder sie hat hier einen Freund.«

»War sie im letzten Monat oder so mal hier?«

»Das müssen wir sie fragen.«

»Hast du dich erkundigt, welchen Wagen sie fährt?«

»Ja. Einen Caddy Escalade.«

McCabe nickte. »Sind die Reifenspuren halbwegs lesbar?«

»Ich denke schon. Gleich im Garagentor gibt es ein paar schöne, sauber gefrorene Abdrücke. Unterschiedliche Profile. Ich schätze, eine Spur könnte vom Escalade, die andere vom BMW stammen.«

Ob dieser Irre Goffs Wagen auf der Fähre mit hier herübergenommen hatte? Mit Goff auf dem Beifahrersitz? Oder gar gefesselt im Kofferraum? Und dann mit ihrer Leiche wieder zurück? Das wäre ziemlich leichtsinnig gewesen. Es gab zwar an Bord keine

Überwachungskameras, aber jede Menge Zeugen, die sich womöglich an ein nagelneues BMW-Cabrio im Januar erinnern konnten. Die den Fahrer gesehen hatten. Die ihn womöglich beschreiben konnten. Oder sie, falls es eine Fahrerin gewesen war. McCabe warf einen Blick auf sein Handy. Das Signal war zwar vorhanden, aber schwach. Kein Wunder, angesichts der Inselfläche zwischen Seal Point und dem nächstgelegenen Sendemasten. Er wählte noch einmal Clearys Nummer, und er hatte Glück.

»Die Fahndung läuft?«

Cleary bestätigte.

»Okay. Als Nächstes suchst du die Privatnummer des Geschäftsführers der Casco Bay Lines raus. Hol ihn aus dem Bett, wenn es sein muss. Wir brauchen die Dienstpläne für sämtliche Fähren zwischen Portland und Harts Island ab dem Abend des 23. Dezember bis zum letzten Boot von heute. In beide Richtungen. Lass dir die Privatnummern sämtlicher Crew-Mitglieder geben, die Handynummern, alles, was nötig ist. Sprich mit allen. Wir müssen unbedingt so schnell wie möglich wissen, ob irgendjemand von ihnen den BMW gesehen hat und sich an den Fahrer erinnern kann. Oder an Goff. Oder an einen Caddy Escalade mit Kennzeichen aus Massachusetts.«

»Verstanden.«

»Und erkundige dich auch, ob irgendjemand Abby auf einer der Fähren gesehen hat, die von Harts zum Festland fahren, irgendwann zwischen Mittwoch früh und heute Abend. Wenn du Hilfe brauchst, ruf Fortier an. Wenn er dir blöd kommt, sag ihm, er soll mich anrufen.«

»Kein Problem.«

McCabe lächelte. Er wusste, was er an Cleary hatte.

Sie schnappten sich je eine Taschenlampe, stopften sich Latexhandschuhe und Schuhüberzüge aus Papier in die Taschen und stiegen aus dem Explorer. Die beiden gingen an der Küste entlang in Richtung Süden bis zu der Straßenbiegung, an der das Haus der Markhams aus dem Blick verschwand. Dann drehten sie sich um und schauten zurück. Irgendwo zwischen dieser Stelle und dem Pfad, der zur Veranda führte, war Abby der Kerzenschimmer aufgefallen. Sie gingen wieder zurück und versuchten dabei, die Dinge mit Abbys Augen zu sehen, als sie drei Abende zuvor auf das Haus zugejoggt war. Es war

eine eisige Nacht gewesen, klar und hell, mit Vollmond und ohne Schneefall. Die amerikanischen Ureinwohner hatten den Januar-Vollmond »Wolfsmond« getauft, zu Ehren der raubgierigen Jäger, die einst im Winter diese Gegend durchstreift hatten. Kälte, Hunger und mangelnde Beute hatten die einsamen Wölfe veranlasst, ihren ganzen Missmut in den Nachthimmel zu heulen. Wenn sie überleben wollten, dann brauchten sie etwas Warmes, das sie töten konnten.

McCabe folgte Abby Quinns Wegstrecke um die Biegung herum und auf die Gerade. Die mächtige Fensterwand in der Mitte des ersten Stockwerks kam in Sicht. Hatte Abby das Kerzenlicht sofort wahrgenommen? Wenn sie auf einer eisglatten Straße gejoggt war, dann hatte sie vielleicht trotz der Spikes zu Boden geschaut, hatte also nur gelegentlich den Blick gehoben.

McCabe trat selbst nur sehr vorsichtig auf, genau wie Maggie. Er stellte sich vor, wie ihm ein slapstickreifer Ausrutscher passierte, der Stummfilm-Komiker und die Bananenschale. Auf einen Ausflug ins Krankenhaus wegen irgendwelcher gebrochenen Knochen konnte er allerdings gut verzichten.

Dann stand er vor der Steintreppe, die von der Straße auf den Gartenpfad führte. Spätestens hier musste Abby das flackernde Licht im Fenster gesehen haben. Er stellte sich vor, wie sie hin und her überlegte, was sie unternehmen sollte. Hatte sie ein Handy dabei? Und wenn ja, warum hatte sie nicht die Polizei gerufen? Vielleicht, weil sie davon ausging, dass die einer Irren sowieso nichts glauben würden? Sie hätte richtig gelegen.

Was hatte Abby empfunden, als sie hier gestanden hatte? Neugier? Angst? Oder waren es weniger rationale Dinge gewesen? Hatte die Psychose sie vielleicht schon fest im Griff gehabt, als sie zum Fenster hinaufschaute, das Licht entdeckte und beschloss, das Haus zu betreten? Er selbst hielt das für unwahrscheinlich. Wie viele »psychotische Irre«, wie Bowman sich ausgedrückt hatte, joggen Abend für Abend eine Strecke von über sechs Kilometern? Außerdem hatte Bowman noch gesagt: *Abby verdient sich nebenbei ein paar Dollar, indem sie auf das ein oder andere Sommerhaus aufpasst. Sie hat zu jedem Haus einen Schlüssel. Und das der Markhams gehört dazu. Darum ist sie überhaupt*

ins Haus gegangen und hat nachgesehen. Ursache und Wirkung. Eine bewusste Entscheidung. Eine rationale, ja, sogar eine mutige Entscheidung. Das klang nicht nach dem Verhaltensmuster einer Schizophrenie-Patientin, die »ihre Medikamente abgesetzt« hatte. Er nahm sich vor, so bald wie möglich mit Abby Quinns Arzt zu sprechen. Bowmans Mutmaßungen zu hinterfragen. Genau wie seine eigenen. Aber natürlich würde kein Geschworenengericht der Welt ihre Aussage ernst nehmen, auch nicht, wenn Abby beim Betreten des Hauses vollkommen bei Sinnen gewesen war. Kein Staatsanwalt würde sie in den Zeugenstand rufen. Er stellte sich vor, wie ein Verteidiger die hilflose Abby im Kreuzverhör unter Beschuss nahm. *Sie haben immer wieder Visionen, Ms. Quinn, nicht wahr? Ja. Halluzinationen? Ja. Sie sehen Dinge, die gar nicht da sind? Ja. Ereignisse, die nie passiert sind? Ja. Und Sie hören auch Stimmen, nach allem, was in Ihren Patientenakten steht?* Noch einmal: Ja. Der Killer, falls sie ihn jemals fassen sollten, hatte vor Gericht kaum etwas von Abby Quinn zu befürchten. Falls sie Abby jemals fanden, dann musste McCabe sie auf andere Art und Weise einsetzen. Vielleicht, indem er sich von ihr zu dem Mörder führen ließ, ohne dass ihre Aussage für eine Verurteilung notwendig war. Um das Unrecht, das durch Lainie Goffs Ermordung entstanden war, wieder geradezurücken, war er auf überzeugendere Argumente angewiesen als auf Abbys Zeugenaussage. Doch dann schob er diesen Gedanken wieder beiseite. Darüber brauchte er im Moment wirklich nicht nachzudenken.

Um das ganze Durcheinander mit ihren eigenen Fußspuren nicht noch zu vergrößern, betraten Maggie und McCabe die seitlich des Hauses verlaufende Einfahrt und näherten sich auf diesem Weg der Garage. McCabe streifte die Latexhandschuhe über und hob das Garagentor einen knappen Meter an. Sie gingen beide in die Knie. Maggie deutete erst auf das eine und dann auf das andere Paar Reifenspuren. Beide waren zu Eis erstarrt und eindeutig zu erkennen, und so würde es auch so lange bleiben, bis die Temperaturen wieder länger als ein, zwei Tage über den Gefrierpunkt kletterten. Jacobi würde also keine Probleme haben, sie zu fotografieren und auszuwerten.

McCabe ließ das Garagentor los und folgte Maggie die vier Treppenstufen zum hinteren Teil der Veranda hinauf. Mit der

Taschenlampe leuchtete er den Bereich rund um die Hintertür ab. Keinerlei Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen, genau wie Bowman gesagt hatte. Er legte die Hand auf die Türklinke. Nicht abgeschlossen. Maggie suchte den Schlüssel in der Laterne, von der Markham gesprochen hatte, und ließ ihn in einen Indizienbeutel gleiten. Falls der Täter sich mit diesem Schlüssel Zutritt verschafft hatte, dann waren seine Fingerabdrücke vielleicht noch darauf.

McCabe fragte sich, ob Lainie auf eigenen Füßen ihrem Tod entgegengelaufen war. Ob sie an diesem Ort hier noch bei Bewusstsein gewesen war. Die Bluttests würden zeigen, ob man sie mit irgendwelchen Medikamenten außer Gefecht gesetzt hatte, aber mit den Ergebnissen konnten sie erst etliche Zeit nach dem Auftauen des Leichnams rechnen. Sie gingen in die Knie und schlüpfen in ihre Schuhüberzieher. McCabe stieß die Tür auf, und sie traten ein. Er legte ein halbes Dutzend Dimmerschalter um und ließ eine ganze Batterie von Deckenstrahlern aufflammen. Sie arbeiteten sich gründlich durch den ganzen Raum, suchten nach kleinen Indizien, die Bowman möglicherweise übersehen hatte und die irgendeine Verbindung zu Lainie oder, noch besser, zu dem Mann ergaben, der ihr das Leben genommen hatte. Bis auf die Tatsache, dass die Heizung eingeschaltet war, gab es nichts Ungewöhnliches festzustellen. Sie gingen nach oben. Das Zimmer, in dem Lainie Goff gestorben war, war beinahe so groß wie McCabes gesamte Wohnung, zumindest wenn man das luxuriöse Badezimmer und die beiden begehbaren Kleiderschränke mitzählte, die von der Größe her durchaus auch je ein brauchbares Gästezimmer abgegeben hätten. Durch die Fensterfront waren die Felsenküste und dahinter das offene Meer zu sehen. Alles hier im Zimmer war sauber, ordentlich und stand genau am richtigen Platz. Warum hatte der Kerl bloß Kerzen angezündet? Der Vollmond musste doch so strahlend hell zu den Fenstern hereingeschienen haben, dass er sein Opfer hätte beseitigen können, ohne eine neugierige Joggerin aufzuscheuchen. Hatte er vielleicht eine Art Ritualmord durchgeführt, eine Todeszeremonie? *Alle Sünder in meinem Volk sollen durchs Schwert sterben.* Oder fand er Vergewaltigung und Mord bei Kerzenschein einfach romantisch? Vielleicht war auch nur der Killer selbst imstande, die wahren Gründe zu verstehen.

*Portland, Maine**Samstag, 7. Januar**3.00 Uhr*

»Ich bin wahrscheinlich gerade nicht in der besten Verfassung, um mich zu unterhalten«, sagte Janie Archer zu McCabe, »aber Sie haben gesagt, es sei dringend, also bitte, schießen Sie los.« Er stand an Deck der *Francis R. Mangini* und wartete, bis eines der Besatzungsmitglieder das Feuerwehrschiß an seinem Liegeplatz im Hafen von Portland festgemacht hatte.

Janie Archer sprach mit schwerer Zunge. Im Hintergrund konnte McCabe eine männliche Stimme hören, die irgendetwas Unverständliches rief. Er war versucht zu sagen, sie solle erst einmal ein paar Stunden schlafen und er werde sich dann am Morgen noch einmal melden, aber es war ja schon Morgen, und so, wie sie sich anhörte, konnte es gut sein, dass sie für den Großteil des anbrechenden Tages außer Gefecht gesetzt wäre. Er beschloss, schon jetzt so viel wie möglich aus ihr herauszuholen.

Hinter Maggie betrat er die glitschige Gangway, die auf den Anleger führte. »Ms. Archer, ich heiße McCabe ...«

»Ja, ich weiß. Sie sind Polizist. Das haben Sie schon dem Anrufbeantworter gesagt.« Er hörte ein Kichern. Dann musste Archer die Hand über die Muschel gelegt haben, denn ihre gedämpften Worte waren nur undeutlich zu verstehen. »Hör auf, Brett. Ich telefoniere.« Dann ein lautes Flüstern. »Mit einem Bullen.«

Maggie formte mit den Lippen ein »Gute Nacht« und bedeutete ihm, dass sie jetzt nach Hause und ins Bett gehen werde. McCabe winkte ihr geistesabwesend zu und sah sie in der Dunkelheit verschwinden. Hier war das Schneetreiben noch stärker als drüben auf der Insel. Es lagen jetzt schon acht bis zehn Zentimeter Schnee, die der Wind zu Wehen auftürmte. Die Wettervorhersage hatte einen heftigen Schneesturm

angekündigt, und es sah ganz danach aus, als sollten die Wetterfrösche wenigstens dieses eine Mal recht behalten.

»Sind Sie sicher, dass Sie telefonieren können, Ms. Archer? Ich habe den Eindruck, dass Sie gerade anderweitig beschäftigt sind.«

»Nein, alles okay. Geht klar. Sie haben gesagt, es geht um Lainie. Was ist denn los? Was hat sie angestellt?«

Wenn Janie Archer eine Angehörige des Opfers gewesen wäre, dann hätte McCabe die Pflicht gehabt, jemanden vom New York Police Department oder einer anderen staatlichen Behörde zu verständigen, damit der die Nachricht von Lainies Tod persönlich überbrachte. Aber sie war keine Angehörige. Sie war nur eine Freundin. »Ms. Archer. Es tut mir sehr leid, aber ich muss Ihnen mitteilen, dass Ihre Freundin Elaine Goff tot ist.«

Ein scharfer Atemzug am anderen Ende der Leitung. »Oh Scheiße.«
Sehe ich genauso, dachte McCabe.

»Lainie ist tot?«

»Ja.«

»Lainie ist wirklich tot?«

»Ich fürchte, ja.«

»Ich dachte, sie sei auf Aruba.«

»Da ist sie gar nicht mehr angekommen.«

»Was ist denn passiert? Ist sie wieder mal zu schnell gefahren, mit diesem verdammten BMW?«

»Nein. Es war kein Unfall«, erwiderte er.

»Kein Unfall? Was denn dann? Sie hat doch keine Überdosis genommen oder so was?«

Keine Anstalten, Goffs Drogenkonsum zu verheimlichen. Vielleicht dachte Archer ja, dass das angesichts von Lainies Tod keine Rolle mehr spielte. »Hat sie regelmäßig Drogen genommen?«, wollte er wissen.

»Nur gelegentlich. In Gesellschaft. Keine große Sache.«

McCabe stand jetzt vor der Kurzparkzone und stellte fest, dass sein Wagen unter einer dicken Schneesicht begraben war. Bevor er losfahren konnte, musste er erst einmal kratzen. »Wissen Sie, bei wem sie das Zeug gekauft hat?«, fragte er, während er die Fahrertür aufschloss.

Ein Zögern am anderen Ende der Leitung. »Ähm ... ach je ... nein. Weiß

ich nicht.«

Er stieg ein und ließ den Motor an. »Ms. Archer. Wir haben vor einigen Stunden Elaine Goffs Leiche gefunden. Wenn Sie uns den Namen ihres Dealers nennen können, dann wäre das für uns eine große Hilfe.« Er wartete. Keine Reaktion. Da entschloss er sich, den Druck etwas zu erhöhen. »Ihre Freundin ist nicht einfach so gestorben. Sie wurde ermordet. In ihrem Auto haben wir Drogen gefunden. Es könnte sein, dass da ein Zusammenhang besteht.«

Das war ein Schock für sie. »Ermordet? Lainie ist ermordet worden?« Er nahm die Erschütterung in ihrer Stimme wahr. Menschen wie Janie Archer, nette Menschen, Mittelschicht-Menschen, Menschen mit ordentlichen Wohnungen und guten Jobs, solche Menschen hielten es nie für möglich, dass jemandem, den *sie* kannten, ihren Freunden oder Angehörigen, etwas so Grässliches wie Mord zustoßen könnte. So etwas war einfach nicht möglich. Nicht in einer Stadt wie Portland, Maine. Und auch sonst nirgends. In ihrer Vorstellung passierte das immer nur den Armen, den Schwarzen, den Leuten in den Sozialwohnungen.

»Wissen Sie, wie ihr Dealer heißt?«

»Sie hat nie gesagt, wie er heißt. Sie hat immer bloß vom Hotdog-Mann gesprochen. ›Muss mal wieder zum Hotdog-Mann‹, hat sie immer gesagt.«

Das sagte ihm nichts. Er wusste nicht, ob »Hotdog-Mann« der Spitzname eines bestimmten Dealers war oder ob der Kerl vielleicht zur Tarnung als Hotdog-Verkäufer arbeitete. Aber das ließ sich problemlos feststellen, es sei denn, es handelte sich um einen reinen Amateur. Die meisten professionellen Dealer der Stadt waren bei der Drogenfahndung bekannt, auch die halbprofessionellen. Es folgten ein paar Sekunden Schweigen.

»Sind Sie wirklich von der Polizei? Das ist doch nicht irgend so eine blöde Verarsche, oder?« Ihre Aussprache war jetzt klar und deutlich.

»Nein, ich bin wirklich von der Polizei. Detective Sergeant Michael McCabe aus Portland, Maine.«

»Bescheuert. Ich war schon sauer, weil sie mir keine Postkarte aus Aruba geschickt hat. Ich Idiotin. Geben Sie mir mal Ihre Dienstnummer oder so was, damit ich das später nachprüfen kann.«

McCabe diktierte ihr die Nummer langsam zum Mitschreiben.

»Und Sie heißen McCabe? M-C? Nicht M-A-C?«

Er bestätigte, dass M-C richtig war. Danach hörte er sie wieder mit ihrem Freund reden. Dieses Mal klang sie wesentlich ruhiger. »Also gut, Brett. Du solltest jetzt nach Hause gehen.« Pause. »Nein, tut mir leid, aber der Abend ist zu Ende.« Brett sagte etwas, was McCabe nicht verstehen konnte. Dann hörte er Archer sagen: »Ja, es ist etwas passiert, und nein, ich brauche deine Hilfe nicht. Geh einfach.« Pause. »Danke.« Noch eine Pause und dann ein leises »Arschloch«. Schließlich hörte er einen tiefen Seufzer, und Janie Archer redete wieder mit ihm.

»Wie sind Sie denn auf mich gekommen?«

Er stellte die Heizung auf volle Kraft, aber der Motor war noch nicht warm genug, und so war der Effekt praktisch gleich null. Er zitterte.

»Elaine Goff hat Sie bei Palmer Milliken als Kontaktperson für Notfälle angegeben. Ihre Telefonnummer habe ich von der Personalchefin.«

Hinter sich hörte er jetzt das laute Geräusch eines Schneepflugs.

Hoffentlich schob der ihm jetzt keine Schneewand vors Auto, sodass er sich seinen Weg vom Parkplatz erst freibuddeln musste.

»Mein Gott, Lainie ist ermordet worden«, sagte Archer. Dieses Mal war es keine Frage. Es war eine Feststellung, ganz sachlich. Ruhig, emotionslos, als wollte sie sich diesen Gedanken nur einmal aus der Nähe betrachten. Als könnte sie dadurch, dass sie es aussprach, herausfinden, ob so etwas überhaupt möglich war.

McCabe wartete darauf, dass sie noch mehr sagen würde, doch am anderen Ende der Leitung herrschte Schweigen. »Ms. Archer, wissen Sie, ob Lainie irgendwelche Angehörigen hatte? Ob es noch jemanden gibt, den wir benachrichtigen müssen?«

»Was? Entschuldigung. Was haben Sie gesagt?«

Er wiederholte seine Frage.

»Nein. Mehr Familie als mich hat Lainie wahrscheinlich nie gehabt.«

Archers Stimme klang jetzt nicht mehr ungläubig, sondern traurig, als hätte sie den Tod ihrer Freundin soeben als Tatsache akzeptiert und würde anfangen, um sie zu trauern. »Janie und Lainie, so haben die anderen uns immer genannt. Wir waren so eng befreundet, es war fast, als wären wir zwei Seiten ein und derselben Person.«

»Was ist mit Lainies Eltern?«

»Ihre Mutter ist gestorben, als wir auf dem College waren, am Ende des zweiten Jahres. Danach und während des ganzen Jurastudiums hat sie

Thanksgiving und Weihnachten und ein paar Sommerurlaube mit mir und meiner Familie in New Jersey verbracht. Lainie war für mich die Schwester, die ich nie hatte.«

»Und ihr Vater?«

»Ihren richtigen Vater hat sie nie kennengelernt. Er ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen, als sie noch ein Baby war.«

»Er hieß Goff?«

»Das weiß ich gar nicht genau. Ich glaube schon. Könnte aber auch der Mädchenname ihrer Mutter gewesen sein.«

»Keine Geschwister?«

»Nein. Sie war ein Einzelkind.«

»Gerade haben Sie gesagt: ›Ihren richtigen Vater hat sie nie kennengelernt.‹ Gibt es vielleicht noch irgendwo einen Stiefvater?«

»Es gab mal einen Stiefvater, aber zu dem hatte sie schon lange keinen Kontakt mehr.« Archer zögerte erneut. »Ich glaube nicht, dass sie wollen würde, dass man ihn verständigt.«

»Aber er ist noch am Leben?«

»Was Lainie angeht, nicht.«

»Können Sie mir sagen, wie er heißt?«

»Albright. Wallace Albright. Er lebt in Maine. In Camden, glaube ich.«

»Welche Probleme hatte Lainie denn mit Mr. Albright?«

Es dauerte eine Weile, bevor Archer eine Antwort gab. Dann sagte sie lediglich: »Ich glaube, das sollten Sie ihn besser selbst fragen.«

McCabe überlegte kurz, ob er noch einmal nachhaken sollte, beschloss dann aber zu warten, bis er mit Albright gesprochen hatte. Er wechselte das Thema. »Wie hat sie denn ihr Studium finanziert?«

»Sie hatte ein Stipendium. Hat sich Geld geliehen. Und im Sommer irgendwelche Jobs gemacht. Nach dem Tod ihrer Mutter hat sie dann das Haus verkauft und eine Lebensversicherung ausbezahlt bekommen. Alles zusammen ein paar Hunderttausend. Die haben für das ganze Studium an der Cornell und noch ein bisschen länger gereicht. Bis sie bei Palmer Milliken angefangen hat. Das Geld war bei ihr meistens knapp. Lainie hatte einen teuren Geschmack. Schon immer. Officer ... entschuldigen Sie, wie war noch mal Ihr Name?«

»McCabe. Detective Sergeant McCabe.«

»Officer McCabe, Sie haben gesagt, dass Lainie ermordet wurde, aber

nicht, wann und wie. Wissen Sie, wer es getan hat?«

»Im Augenblick können wir noch nicht viel sagen. Wir haben die Leiche erst vor wenigen Stunden gefunden, und die Ermittlungen laufen gerade erst an.«

»Aber Sie sind sicher, dass es Lainie ist?«

»So sicher, wie es zum jetzigen Zeitpunkt eben möglich ist. Wie bei jedem Mord wird es auch in diesem Fall eine Obduktion geben. Wahrscheinlich gegen Ende der Woche. Und anschließend, wenn der Leichnam freigegeben ist, werden Sie sich wohl um die Bestattung kümmern müssen.«

»Das schätze ich auch«, meinte Archer. »Irgendjemand muss sich schließlich um sie kümmern, und außer mir hat sie ja niemanden. Wie sieht ... ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll. Wie sieht sie denn aus? Hat der Mörder ...«

»Sie wurde nicht verstümmelt oder etwas in der Art, falls Sie darauf hinauswollen. Sie ist einfach nur tot.« Nach einer kurzen Stille fragte McCabe: »Können Sie sich vorstellen, wer ihr so etwas antun würde?«

»Nein.«

»Oder gab es irgendeinen Grund, warum jemand ihren Tod gewollt haben könnte?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Hat Sie jemals eine Lebensversicherung erwähnt, die Palmer Milliken auf ihren Namen abgeschlossen hat?«

»Nein.«

Er stellte ihr noch ein paar Pro-Forma-Fragen. Dann, als sie beide schon auflegen wollten, sagte sie: »Ogden.«

»Was?«

»Ogden.«

»Was ist mit Ogden?« *Lainie ist fuchsteufelswild zur Tür rausgestürmt. Zehn Minuten nach ihr ist Mr. Ogden runtergekommen. War er auch wütend? Er sah aus wie immer. Wie ein reicher Weißer eben.*

»Mit ihm sollten Sie über Lainie reden. Reden Sie mit Henry Ogden.«

»Hatten die beiden eine Affäre?«

Nur ein winziges Zögern und ein Seufzer, dann sagte Archer: »Reden Sie mit Ogden.«

Noch bevor er eine weitere Frage stellen konnte, hatte sie aufgelegt. Er

rief nicht zurück.

McCabe ließ den Fähranleger hinter sich und bog nach rechts auf die Commercial Street ab. In einer verschneiten Januarnacht kurz nach drei Uhr waren die Straßen so leer, wie es in New York zu keiner Zeit der Fall gewesen wäre, nicht einmal während eines Blizzards. Keine Autos, keine Menschen. Sämtliche Kneipen und Hotels waren geschlossen, und auch die letzten Nachtschwärmer hatten den Old Port verlassen und waren längst zu Hause. Durch das Nachtparkverbot war nicht einmal ein abgestelltes Auto zu sehen. Nichts rührte sich, abgesehen von den Schneepflügen, die sich mit orange blinkenden Warnlichtern wie riesige Insekten auf Beutezug die Straßen entlangschabten.

Die Heizung des Crown Vic gab endlich ein bisschen Wärme ab, und er stellte das Gebläse auf höchste Stufe. Bei dem japanischen Restaurant in der India Street bog er nach links ab und dann bei der Kläranlage in der Fore Street wieder nach rechts. Vorsichtig manövrierte er den behäbigen Ford durch den Schnee und hoffte, dass die Eastern Prom bereits geräumt war und der Heckantrieb ihn tatsächlich bis nach oben auf den Hügel bringen würde.

Die Straße war gut befahrbar, und so dauerte es nur ein, zwei Minuten länger als sonst, bis er vor dem großen, weißen viktorianischen Haus auf der Hügelspitze angekommen war. Er warf einen Blick nach oben. Kyra hatte das Licht im Wohnzimmer brennen lassen, als Willkommensgruß. *Heim kommt der Seemann, heim von der See, und der Jäger kommt heim von der Jagd.*

Aber anstatt nach links auf den Parkplatz abzuzweigen, fuhr er weiter durch den dichter werdenden Schnee die Prom entlang bis ganz nach oben zur Congress Street, wo er links abbog. Er fuhr drei Straßenzüge weit, bog noch einmal links ab und dann noch einmal, bis er den Kreis geschlossen hatte. Dann kam er auf der gegenüberliegenden Straßenseite vor dem Haus zum Stehen.

Mit laufendem Motor saß er in der Dunkelheit und stellte sich vor, wie Kyra oben auf ihn wartete. Heute Nachmittag hatten sie sich geliebt, aber das schien nicht erst wenige Stunden, sondern Wochen her zu sein. *Hier ruht er nun, das war sein Wunsch.* Absolut richtig. Aber trotzdem, irgendetwas nagte an ihm.

»Haben Sie sie denn geliebt? Und lieben Sie sie immer noch?«, hatte

Richard Wolfe ihn während einer ihrer Sitzungen gefragt.

Nicht auf die Art, die Sie meinen.

Auf welche denn dann?

Auf die einzige Art, auf die ich Sandy je geliebt habe.

Er brauchte Zeit und Raum, um zu verstehen, wieso er da unten am Fish Pier so heftig reagiert hatte. Wieso er Kyra mit seinem Heiratswunsch so sehr unter Druck setzte. Aber das war unmöglich, wenn sie neben ihm lag. Er wusste, dass sie aufwachen und ihn anlächeln würde, ganz egal, wie leise er ins Schlafzimmer geschlichen kam. Ganz egal, wie behutsam er sich auszog und unter die Decke schlüpfte, neben ihren warmen Körper, sie würde die Arme ausbreiten und ihn zur Begrüßung umschlingen. Sie würde ihn fragen, was beim Fish Pier und anschließend auf Harts Island los gewesen war. Er würde sie bitten weiterzuschlafen, würde versprechen, ihr morgen früh alles zu erzählen. Vielleicht würde sie das tun. Ihm ein bisschen Raum zum Nachdenken geben. Aber vielleicht auch nicht. Und wenn nicht, wenn sie sich stattdessen aufrichten und den Kopf in die Hand stützen und ihn mit diesen wundervollen, fragenden Augen anblicken und sagen würde, nein, nein, schon gut, er könne es ihr jetzt erzählen, tja, dann hätte er unter Umständen ein Problem. Weil er noch nicht bereit war, über die Gefühle zu sprechen, die Elaine Goffs Ähnlichkeit mit Sandy in ihm ausgelöst hatte. Er musste erst selbst begreifen, was das alles zu bedeuten hatte. Sein Blick wanderte hinüber zu dem Schneehügel, unter dem sich sein eigenes Auto verbarg. Ein 57er T-Bird Cabrio, ein Oldtimer, in den er und Sandy im ersten Jahr ihrer Ehe ihr gesamtes Geld gesteckt hatten. Der T-Bird war das einzige Projekt gewesen, das ihnen beiden länger als eine Minute am Herzen gelegen hatte. Einschließlich der Tochter, die sie nie wirklich gewollt hatte, und der Schwangerschaft, die sie gedroht hatte zu beenden. Er wusste noch, wie sie Wochenende für Wochenende gemeinsam an dem Wagen gearbeitet hatten, wie sie ihn in neuem Glanz hatten erstehen lassen, einem Glanz, der jedem Betrachter bewundernde Blicke und Pfiffe entlockt hatte. Ein Objekt der Schönheit und der ewigen Freude. Ein bisschen so wie Sandy. Zumindest was die Schönheit anging. Das Auto und Casey, mehr war ihm von den zehn Jahren, die er in eine gescheiterte Ehe investiert hatte, nicht geblieben. Abgesehen natürlich von der Wut und dem Verlangen, denen er manchmal in seinen

Träumen begegnete. Heute Abend auf dem Fish Pier, da hatte er ein Gefühl gehabt, als sei er Kyra untreu geworden. Das machte ihn unglücklich. Er musste irgendwie damit zurechtkommen.

McCabe legte den Gang ein und pflügte sich seinen Weg auf die Straße zurück. Erneut bog er nach links ab auf die Congress Street. Aber dieses Mal fuhr er nicht im Kreis.

Das Gebäude in der Brackett Street 342 war ein viktorianisches Backsteinhaus mit drei Stockwerken und einem schiefergedeckten Mansardendach, in einem Wohnviertel, wo die Eleganz des West End bereits erste Anzeichen eines Wandels hin zu den kleinen Wohnhäusern, Einkaufszentren und Tankstellen trug, die in nördlicher und östlicher Richtung zum Longfellow Square hin lagen. McCabe blieb mit laufendem Motor am Straßenrand stehen und betrachtete das Haus. Ganz nett, passend für eine junge Rechtsanwältin am Anfang einer steilen Karriere, aber bestimmt nicht das, was Lainie letztendlich angestrebt hatte.

Kein anderes Auto stand auf der Straße. Das Nachtparkverbot hatte sie alle in Tiefgaragen oder auf Schulparkplätze vertrieben. Von Tascos Klinkenputzern war auch nichts zu sehen. Sie hatten das Gebiet wahrscheinlich schon längst abgegrast und waren in den benachbarten Straßen unterwegs.

Auf der Eingangsterrasse, links neben der gläsernen Haustür, konnte McCabe zwei Reihen mit insgesamt sechs kleinen, schwarzen Briefkästen ausmachen. Sechs Briefkästen. Sechs Wohnungen. Im Rückspiegel tauchten jetzt die Scheinwerfer eines Streifenwagens auf. Er fuhr vorbei, ohne langsamer zu werden. Als die Rücklichter aus seinem Blickfeld verschwunden waren, fuhr McCabe los und bog rechts um die nächste Ecke. Fünfzig Meter weiter ragte der vertraute steinerne Turm der St. Luke's Episcopal Church in den verschneiten Himmel. Der Parkplatz hinter der Kirche war bereits geräumt worden, wahrscheinlich schon mehr als einmal. Er entdeckte eine geschützte Parklücke im Windschatten des Gebäudes und stellte den Wagen dort ab. Dann steckte er eine Taschenlampe und ein Paar Latexhandschuhe in seine Manteltasche. Er wühlte im Handschuhfach herum, konnte aber kein Einbruchswerkzeug entdecken. Shockley rümpfte zwar immer die Nase über solchen »Fernsehbullen-Blödsinn«, aber aus McCabes Sicht war das absolut sinnvoller Blödsinn. Jetzt musste er eben ohne klarkommen. Er hüllte sich in seinen Mantel, ging zurück in die Brackett, überquerte die Straße und stieg die fünf Stufen bis zur Eingangsterrasse empor. Die

Namen der Bewohner standen auf weißen Kartonstreifen, die in den dafür vorgesehenen Schlitz an den nummerierten Briefkästen steckten. E. Goff hatte Apartment Nummer 2F bewohnt. *F* stand vermutlich für »Frontseite«, denn der einzige andere Buchstabe, der auf den Schildern auftauchte, war ein *R*. In Apartment 2R wohnte jemand namens K. Wilson. Wie Tasco schon gesagt hatte, bewohnte der Vermieter, Andrew Barker, die Wohnung 1F direkt unter Goff. A. Rosefsky und P. Donelley teilten sich 1R. S. Hanley bewohnte 3F. Und ein Paar namens Chu, N. und T., residierte in 3R. Keiner dieser Namen sagte McCabe etwas, und Tascos Leute hatten mit Sicherheit schon an jede Tür geklopft und mit allen gesprochen, die ihnen aufgemacht hatten. Trotzdem würde er sie später vielleicht noch einmal befragen. In Portland registrierten die Hausbewohner in der Regel, wenn fremde Gesichter ein- und ausgingen. Ob einige Lainie wohl persönlich gekannt hatten? Ob sie bereit gewesen waren, etwas über ihre verstorbene Nachbarin zu sagen?

Zwei identische Glasovale, von innen mit weißer Spitze verhängt und von polierter Eiche umrahmt, zierte die Doppeltür. Er überlegte, ob er bei 1F klingeln und Barker aufwecken sollte, aber eigentlich wollte er lieber unerkannt bleiben – vorausgesetzt, er kam mit den Schlössern zurecht. Er warf einen Blick auf die Straße. Niemand in Sicht. Dann streifte er die Latexhandschuhe über und drückte die Messingklinke hinunter. Zu seiner Überraschung war die Tür nicht verschlossen. Also brauchte er auch keinen Fernsehbulle-Blödsinn zu veranstalten.

Er fand sich in einem hübschen, wenn auch leicht verwohnten Hausflur wieder. Leuchter aus Milchglas tauchten die beigefarbenen Wände in ein sanftes Licht. Der dunkle Eichenholz-Fußboden und die Treppe waren mit einem Orient-Läufer belegt, der zwar einige abgewetzte Stellen besaß, aber seine Schritte trotzdem dämpfen würde. Das Ganze wirkte so, als wäre Barker ein durchaus bemühter Hauswirt. Im Vorbeigehen sah McCabe sich selbst in einem großen Spiegel mit Goldrahmen, der am Fuß der Treppe hing. Er sah beschissen aus.

Er stieg in den ersten Stock und wandte sich dem Apartment 2F zu. Kein Vorhängeschloss vor der Tür, kein gelbes Absperrband versperrte den Zugang. Das bedeutete, dass Jacobi und seine Leute mit der kriminaltechnischen Untersuchung fertig geworden waren. Er probierte, ob die Wohnungstür vielleicht auch unabgeschlossen war. War sie nicht,

aber das spielte keine große Rolle. Das Schloss war ein altes Hebelzylinderschloss. *Leicht zu knacken, McCabe, mein Alter, leicht zu knacken*, konnte er den beruhigenden Flüsterbariton von Dave Hennings hören. Er war damals in New York sein Partner gewesen. McCabe suchte nach den beiden Büroklammern, die irgendwo in den Tiefen seines Geldbeutels vergraben waren. Den Trick hatte er schon eine ganze Weile nicht mehr ausprobiert, und so geschickte Hände wie Hennings hatte er sowieso nie gehabt. Trotzdem war er sich ziemlich sicher, dass das Schloss keine allzu große Herausforderung darstellen würde. Er klappte die erste Büroklammer auseinander und bog das eine Ende zu einem rechten Winkel. Dann klappte er die zweite ebenfalls auseinander und formte daraus einen Kreis. Die beiden Enden des Kreises drückte er so fest wie möglich aneinander und schob ihn dann in das Schloss, wobei er konstanten Druck auf die linke Seite ausübte. Gleichzeitig führte er das gebogene Ende der ersten Büroklammer direkt oberhalb der zweiten in das Schloss. Er stocherte so lange herum, bis er den ersten Stift gefunden hatte und herunterdrücken konnte. Dann erstarrte er. Er hatte ein Geräusch gehört. War es aus dem Inneren der Wohnung gekommen? Vielleicht eine Heizung, die angesprungen war? War jemand versehentlich auf ein knarrendes Bodenbrett getreten? Schweigend stand er da und lauschte. Nichts. Er wartete noch ein paar Sekunden. Immer noch nichts. Dann machte er sich wieder an die Arbeit. Er fand auch die anderen Stifte und drückte sie, einen nach dem anderen, nach unten. Das Schloss ging auf. Mit professionellen Einbruchswerkzeugen wäre es wahrscheinlich einfacher gewesen, aber bestimmt nicht sehr viel schneller oder leiser.

McCabe steckte die Taschenlampe ein, zog seine Waffe, streckte die Hand aus und ließ den Riegel aufschnappen. Er schob die Tür auf, zählte im Stillen bis drei und betrat mit einem schnellen Schritt die Wohnung. Er schwang die Fünfundvierziger in weitem Bogen durch den Raum. Goffs Wohnzimmer lag ruhig und verlassen da. Durch die beiden großen, vorhanglosen Schiebefenster an der gegenüberliegenden Wand fiel das von den stetig fallenden Schneeflocken reflektierte Licht der Straßenlaternen ins Zimmer. Er machte die Tür hinter sich zu und schob den Riegel vor. Dann blieb er vollkommen regungslos stehen. Als Erstes musste er sichergehen, dass er wirklich alleine war.

Vor ihm standen eine weiße Couch, zwei dazu passende übergroße Liegesessel und ein gläserner Couchtisch mit Edelstahlunterbau. Alles Dinge, die praktisch identisch waren mit denen, die Sandy für ihre gemeinsame Wohnung in der West Seventy-first Street besorgt und sieben Jahre später in Peter Ingrams Haus in East Hampton geschafft hatte. Das konnte doch kein Zufall sein. Wollte Gott sich über ihn lustig machen? Erlaubte sich der Kosmos einen dummen Scherz mit ihm? Dieser Gedanke jagte ihm einen unwillkürlichen Schauer über den Rücken. Dann schob er ihn beiseite. Überdimensionierte weiße Sofas und gläserne Couchtische gab es wie Sand am Meer, und der Rest der Einrichtung war anders als alles, was Sandy und er je besessen hatten. Davon abgesehen war Goffs Einrichtung nagelneu. Frisch aus der Verpackung. Ganz im Gegensatz zu ihren Sachen damals, als Sandy ausgezogen war.

Er betrachtete sich den kunstvoll gemusterten Angela-Adams-Teppich unter dem Couchtisch. Eine Art Herbstblätter-Motiv. So etwas hatte es in der West Seventy-first Street nicht gegeben, aber genau den gleichen Teppich hatte er vor ein paar Monaten im Schaufenster von Angela Adams in der Congress Street gesehen. Vielleicht hätte er Sandy sogar gefallen, aber sie hatten nie etwas auch nur annähernd Vergleichbares besessen. Diese Goff hatte eine Menge neuer Sachen. Neuer BMW. Neue Möbel. Neuer Teppich. Und dazu noch ein zweiwöchiger Urlaub in einem Top-Resort. Anscheinend war sie gerade dabei gewesen, ihr Leben aufzubessern, in die Erste Klasse zu wechseln. Ihr sechstelliges Gehalt war mehr als genug für eine allein lebende Frau – sehr viel mehr jedenfalls, als er verdiente –, aber warum hatte sie sich das ganze Zeug alles auf einmal gekauft? Hatte sie gerade die Teilhaberschaft bekommen, nach der sich alle jungen Angestellten Beth Kotterman zufolge so die Finger leckten? Das war eine Frage, die er Ogden stellen würde.

An einer Wand stand ein kleiner Sekretär. Rosenholz mit einer Schreibfläche aus Leder. Entweder eine echte und außerordentlich wertvolle Antiquität oder aber eine sehr gute Reproduktion. Ein hübsches Ding, wundervolles Holz und elegante Kurven – aber genau wie seine hübsche Besitzerin war es vor Kurzem schwer misshandelt worden. Die drei Schubladen hingen heraus, überall waren achtlos

Papiere herausgerissen worden. Die meisten lagen auf dem Boden verstreut. Ein paar versprengte hingen noch unentschlossen über den Kanten. Das Bücherregal an der gegenüberliegenden Wand hatte eine ähnlich respektlose Behandlung erfahren. Überall waren Bücher herausgerissen worden und lagen nun in wirren Haufen auf dem Fußboden, viele davon aufgeschlagen, die Rücken nach oben, als hätte jemand nach darin versteckten Papieren gesucht und sie anschließend achtlos fallen lassen.

Jacobis Leute konnten das nicht gewesen sein. Dazu gingen sie viel zu methodisch, zu professionell vor. Und Maggie hätte es ihm sicher gesagt, wenn sie die Wohnung in diesem Zustand vorgefunden hätten. Nein. Irgendjemand hatte hier nach etwas gesucht, und zwar nachdem Jacobi seine Arbeit beendet hatte. Ein Jemand, der womöglich immer noch hier war, der sich in irgendeinem Schlupfwinkel versteckte, weil seine Suche durch McCabes unerwartetes Auftauchen unterbrochen worden war. Was sonst konnte das Geräusch, das er draußen auf dem Treppenabsatz gehört hatte, zu bedeuten haben?

Rechts neben den Bücherregalen befand sich eine holzgetäfelte Tür. McCabe stellte sich daneben und riss sie mit einem Ruck auf. Er ließ den Strahl der Taschenlampe durch den dahinter befindlichen Raum gleiten. Mäntel und Kleider auf Kleiderbügeln. Schuhe und fein säuberlich zugeklebte Kartons auf dem Fußboden. Hier war nichts durchwühlt worden. Zumindest noch nicht. Und hier versteckte sich auch niemand. In der Küche waren ebenfalls Spuren einer hastigen Durchsuchung zu sehen. Die Schranktüren standen offen. Der Inhalt des Mülleimers war auf dem Fußboden ausgekippt worden. McCabe ging in die Knie und fuhr mit behandschuhten Fingern durch den Dreckhaufen, konnte aber nichts von Interesse entdecken.

Dann näherte er sich dem Badezimmer und trat mit vorgehaltener Waffe ein. Ein Rollo verdeckte das verriegelte Fenster. Anstatt es hochzuziehen, leuchtete er alles mit der Taschenlampe ab. Das Badezimmer war schon etwas älter, aber sehr hübsch eingerichtet. Über der Badewanne hing ein Duschvorhang, der mit kleinen grünen Palmen in versetzt angeordneten Reihen bedruckt war. Er schob ihn mit einer einzigen schnellen Bewegung zur Seite. Kein Messer schwingender Killer kam dahinter zum Vorschein. Hier gab es nichts zu entdecken,

abgesehen von einem Mascara und einem Lippenstift auf dem Marmorwaschtisch gleich neben dem Waschbecken. Einer Zahnbürste und Zahnpasta in einem Glas. Alles Dinge, die sie bestimmt mit nach Aruba genommen hätte. Falls sie geflogen wäre. Es sei denn, sie besaß alles doppelt.

Jetzt war nur noch das Schlafzimmer übrig. Die letzte Zufluchtsmöglichkeit für den ungebetenen Gast, falls er noch in der Wohnung war. McCabe sah auf seine Armbanduhr. Seit er das Schloss geknackt hatte, waren keine zwei Minuten vergangen. Das war nicht viel, aber falls der Kerl tatsächlich im Schlafzimmer hockte, reichte es aus. Seine Nervosität wäre in diesem Fall jetzt dabei, ihren Siedepunkt zu erreichen. Das machte ihn noch gefährlicher, ließ es noch wahrscheinlicher werden, dass er irgendeinen Blödsinn unternahm. Wie zum Beispiel, einen Polizisten anzugreifen. McCabe musste davon ausgehen, dass er bewaffnet war. Lainie Goff hatte er mit einem Messer umgebracht, aber eine Pistole war zuverlässiger, wenn man jemanden töten wollte – und wer hatte je behauptet, dass Verbrecher immer nur auf einer Methode beharrten? *Pedantische Beharrlichkeit ist der Kobold der Kleingeister*. Ralph Waldo Emerson, US-amerikanischer Philosoph, Poet und Essayist. Geboren am 25. Mai 1803, gestorben am 27. April 1882. Noch mehr Müll aus den Gehirnarchiven des Michael McCabe. Wenn der Ganove tatsächlich eine Waffe dabei hatte und McCabe damit umbrachte, wie viel überflüssiger Scheiß würde wohl mit ihm begraben werden?

Im Augenblick hätte er liebend gerne ein bisschen Unterstützung gehabt. Er wünschte sich, Maggie wäre hier. Da hatte er wohl Pech. Die Aktion war nicht geplant gewesen, und darum war er jetzt auf sich selbst gestellt. Andererseits wurde er schließlich nicht umsonst der Lone Ranger genannt. Stimmt doch, oder? Hü-ah, Silver, los geht's. Er drückte sich eng an die Wand, ging so tief wie nur irgend möglich in die Knie und zielte mit seiner Fünfundvierziger leicht nach oben und genau in die Mitte der Tür. Falls der Täter dahinter stand, dann würde McCabe ihm mit einem Schuss die Eier wegpusten.

Er klopfte mit dem Pistolenlauf an die Tür. Keine Reaktion. Keine Kugeln durchschlugen die dünne Eichenholzverkleidung. Er klopfte noch einmal. Immer noch Stille. Er richtete sich ein wenig auf, kauerte

jetzt wie ein Sprinter beim Start vor der Tür, streckte den Arm aus, legte die Hand an die Klinke und drückte sie so leise wie möglich nach unten. Mit bloßer Willenskraft brachte er den kleinen klopfenden Hammer in seinem Herzen zum Schweigen. Er zählte. Eins. Zwei. Pause. Ein Seufzer. Seine Lippen formten das Wort »Drei«. Die Tür flog auf. Schnell und in geduckter Haltung glitt McCabe in den Raum, in der einen Hand die Taschenlampe, in der anderen die Fünfundvierziger, jederzeit schussbereit.

Das Zimmer lag einsam und leer vor ihm. Er leuchtete in diese und in jene Ecke. Nichts. Er spähte unter das Bett. Immer noch nichts. Nur ein Buch, ein einzelner Pantoffel und eine beeindruckende Ansammlung von Staubflocken. Er stellte sich neben die Schranktür, mit dem Rücken zur Wand. Dann riss er sie auf. Etwas Schwarzes, Seidiges flatterte im Luftzug. Ansonsten nur regungslose Stille. McCabe schaute hinein. Steckte die Taschenlampe durch die aufgehängten Kleider. Noch mehr Schachteln. Gestapelt, zugeklebt und vermutlich nur von Jacobis Kriminaltechnikern unter die Lupe genommen. Er wandte sich vom Schrank ab und warf einen Blick auf die Fenster. Drei Stück an der Zahl und alle mit geschlossenen Vorhängen. In *Hamlet* steht Polonius hinter einem Wandbehang, als er von einem tödlichen Stoß getroffen wird. Galt Gleiches nun auch für den Einbrecher? McCabe riss die Vorhänge zur Seite. Nichts. Niemand. Nur fest verschlossene und verriegelte Fenster. Er atmete nun etwas leichter. Vielleicht hatte der Einbrecher gefunden, was er gesucht hatte, und war wieder gegangen, oder er hatte gehört, wie McCabe das Haus betreten hatte, und war hinausgeschlüpft. Jedenfalls war McCabe alleine in der Wohnung. Er steckte die Fünfundvierziger ins Halfter und holte einmal tief Luft. Allmählich wurde er wirklich zu alt für diesen Scheiß.

Sein Blick streifte durch ein relativ großes Zimmer mit nur wenigen Möbeln. Das große Doppelbett war nicht gemacht. Daneben befand sich ein Nachttischchen mit einer Lampe und einem aufgeschlagenen Taschenbuch. Sue Graftons *R wie Rache*. Die einzige Schublade war aufgezo- gen und durchsucht worden, genau wie die Schubladen des Schreibtisches an der gegenüberliegenden Wand. Auf einem Clubsessel in einer Ecke stapelten sich ein paar Kleider, und auf dem Boden daneben lag ein geöffneter und halb voller roter Leinenkoffer. Kein Licht

drang von draußen herein. Und kein Licht würde von drinnen nach draußen dringen. McCabe knipste die Nachttischlampe an.

An der Wand über dem Schreibtisch hingen zahlreiche künstlerische Fotos. Er trat näher. Schwarz-Weiß-Aufnahmen. Im Labor entwickelt, keine Digitaldrucke. Allesamt matt und mit identischen schwarzen Rahmen versehen. Alles in allem ein Dutzend Bilder. Zur Hälfte abstrakte Visionen einer heruntergekommenen Stadtlandschaft.

Verlassene Mühlen und Fabriken. Verfallene Brücken. Verrottende Schiffsanleger. Harte schwarze Formen, die Ruin und Verfall auf schonungslose Weise veranschaulichten. Der Fotograf besaß Talent. Wer immer er war. Kein einziges Bild war signiert. Die anderen waren bis auf eine Ausnahme weibliche Akte. Erotische Bilder eines einzigen Modells, ein weißer Körper in geometrischen, athletischen Posen vor einem noch weißeren, makellosen Hintergrund. Auf jedem Foto zeichneten Licht und Schatten spielerisch zarte Muster auf die blasse Haut. Allesamt wunderschön, allesamt anonym. Auf drei Bildern fiel schwarzes Haar über das Gesicht des Modells. Auf den beiden anderen war der Kopf gar nicht im Bild.

Bei einem Bild verharnte McCabe länger als bei den anderen. Darauf bog sich ein nackter Torso auf einem großen, schwarzen Gymnastikball liegend nach hinten. Die weißen Beine waren gespreizt, die Knie gebeugt, die Füße standen auf dem Boden. Scham, Bauch und Rippen formten eine geschmeidige Piste, die sich von der Kamera weg zu einem fernen Horizont aus Brüsten und Brustwarzen emporschwang, hinter dem sowohl der Kopf als auch die Arme aus dem Blickfeld verschwanden. Beim Betrachten des Bildes spürte er ein vertrautes Kribbeln. Odysseus, angelockt vom Gesang der Sirenen. Gelüstete es ihn nach einer toten Frau, die er gar nicht gekannt hatte? Oder nach der Exfrau, die er hasste und die er dennoch besitzen wollte? Kaum war er sich seines Verlangens bewusst geworden, wurde er von tiefer Abscheu ergriffen. Er wandte seinen Blick ab.

Die eine Aufnahme, auf der nicht Lainies Körper zu sehen war, zeigte ihr Gesicht, eine ovale Silhouette, aus der hell erleuchtet ihre Züge hervorstachen, sich von der Tintenschwärze des Hintergrundes abhoben, fast so, als würden sie nicht dazugehören. Ihre Augen, in Wahrheit hellblau, auf dem Schwarz-Weiß-Foto jedoch grau, schienen ihn zu

verfolgen, während er sich von der linken auf die rechte Seite des Bildes bewegte. Er machte seine eigenen Augen zu, wollte sich nicht von dem, was er fühlte, überwältigen lassen. Wie ein Süchtiger, der dem verführerisch dargebotenen Opiat widersteht, das ihn einst gefangen genommen hatte. Wie ein trockener Säufer in einer Bar. Nein. Er konnte nicht zurück. Er würde nicht. Ja, Elaine Goff war tot. Und Sandy in gewisser Hinsicht auch. Ihm war klar, dass er es dabei belassen musste. Vier Uhr. Bis zum Morgengrauen waren es noch Stunden. McCabe empfand nur noch schmerzhaft Müdigkeit und ging in die Küche zurück. Abgesehen von den Spuren der Durchsuchung war der Raum sowohl leer als auch gewöhnlich. Schränke, Vitrinen und Küchengeräte zierten die Wand zu seiner Rechten. Vor dem einzigen Fenster, zu seiner Linken, standen ein Eichentisch und zwei Stühle. Auf einer Theke über einem geöffneten und halb vollen Bosch-Geschirrspüler stapelten sich schmutzige Teller. Eine benutzte Schale mit völlig vertrocknetem, verkrustetem Inhalt sowie ein Löffel standen noch auf dem Tisch – die zwei Wochen alten Überreste eines Frühstücks. Unwahrscheinlich, dass Goff die Sachen bei ihrer Abreise nach Aruba so zurückgelassen hätte. Ein weiterer Hinweis darauf, dass sie an jenem Freitagabend gar nicht mehr nach Hause gekommen war. McCabe musterte die Kühlschranktür mit scharfem Blick. Ein Fahrplan von Concord Trailways, festgeklemmt unter einem Magneten in Gestalt von Slugger, dem Maskottchen der Portland Sea Dogs. Die Abfahrtszeit 8.30 Uhr in Richtung Logan Airport war rot umkreist. Er machte die Kühlschranktür einen Spalt weit auf, zwängte seinen Arm hinein und schraubte die Glühbirne heraus, öffnete die Tür dann ganz und leuchtete mit der Taschenlampe ins Innere. Anscheinend war Lainie eine große Freundin von Stonewall Kitchen gewesen, einem lokalen Hersteller qualitativ hochwertiger Marmeladen, Gelees und Soßen. Außerdem sah McCabe eine Schachtel mit Eiern von freilaufenden Hühnern, die dem Etikett zufolge ausschließlich vegetarisch ernährt wurden, eine halb leere Flasche Vouvray, eine Flasche fettarme Milch, die am 2. Januar abgelaufen war, sowie zwei Pappbehälter mit chinesischem Essen. Er klappte einen davon auf. Das darin befindliche Hühnchen und die Erbsenschoten hatten bereits einen deutlich sichtbaren Pelz angesetzt. Hatte Goff sich diese Sachen am Abend des Dreiundzwanzigsten bestellt, nachdem sie das Büro verlassen

hatte? Nein. Von Cleary hatte er gehört, dass sie am Zweiundzwanzigsten mit ihrer Visa-Karte in einem chinesischen Restaurant bezahlt hatte. Wenn sie am Freitag noch nach Hause gekommen wäre, dann hätte sie die Reste entweder aufgegessen oder weggeworfen, da sie ja wusste, dass sie für die kommenden zwei Wochen nicht da sein würde.

Er klappte den Kühlschrank zu und kramte so lange in der Küche herum, bis er gefunden hatte, wonach er in Wahrheit wahrscheinlich von Anfang an gesucht hatte. Eine fast volle Flasche Chivas Regal. Er besah sich die bernsteinfarbene Flüssigkeit von außen. Dann nahm er sich ein Glas, schenkte sich ein paar Fingerbreit ein und schraubte den Deckel wieder auf die Flasche. Anschließend schraubte er ihn wieder auf, kippte den Whiskey zurück, spülte und trocknete das Glas ab und stellte beides, Flasche und Glas, zurück in die Speisekammer, genau dahin, wo sie zuvor gestanden hatten. So tief war er noch nicht gesunken, dass er den Scotch eines Mordopfers trinken musste.

Er ging zurück in Goffs Schlafzimmer, packte den Kleiderstapel vom Clubsessel auf den Fußboden und setzte sich hin. Leerer Magen hin oder her, der Whiskey hatte sich jedenfalls gut angefühlt. Genau das, was er jetzt gebraucht hätte. Genau das, was er jetzt gar nicht brauchen konnte. Er machte die Augen zu und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Warum hatte Lainie für diese Nacktaufnahmen posiert? Warum hatte sie sie hier aufgehängt? Wenn sie Exhibitionistin gewesen war, dann allerdings eine sehr vorsichtige, die sich nur am privatesten aller Orte entblößt hatte. Für wessen Augen waren die Bilder bestimmt gewesen? Für tatsächliche und potenzielle Liebhaber? Und wenn ja, warum? Um ihre Erregung noch zusätzlich anzustacheln? Das kam ihm sowohl lächerlich als auch überflüssig vor. Die echte Lainie in Fleisch und Blut hatte mit Sicherheit sehr viel erregender gewirkt als jedes gerahmte Foto, ganz egal, wie erotisch es sein mochte. Nein, sagte er sich. Diese Bilder waren nicht für ihre Liebhaber gedacht gewesen. Sondern für sie selbst.

Er schaute zum Bett hinüber und sah Lainie – oder Sandy, da war er sich nicht sicher –, wie sie unter ihm lag, dunkle Haare auf weißen Kissen. Lustschauer zogen über ihr Gesicht, oberflächlich und flüchtig wie ein Kräuseln der Meeresoberfläche nach dem Stupser einer Katzenpfote. Von einem Jahre entfernten Blickwinkel aus beobachtete McCabe, der

Filmemacher, die eindringlichen Stöße von McCabe, dem Liebhaber, seine stetigen Versuche, in der Frau, die er geheiratet hatte, etwas Tieferes zu berühren. Seine fehlgeschlagenen Versuche. Er wusste, dass ihre körperliche Liebe von Anfang an nur ein Akt gewesen war. Aber ein Akt, dem er jahrelang einfach nicht hatte widerstehen können. Ein Blick in ihre Augen, so übernatürlich blau und so voller Liebe. Aber diese Liebe galt nicht dem irrelevanten, wenn auch manchmal nützlichen Anhängsel, das sie geheiratet hatte. Stattdessen konzentrierte sie sich auf die Bilder an der gegenüberliegenden Wand. Ein Narziss am Teich, vollkommen verzaubert von der Perfektion des eigenen Spiegelbildes. McCabe wurde schlagartig aus seinen Träumen gerissen, als er die Wohnungstür auf- und wieder zugehen hörte. War der Eindringling zurückgekommen, um die begonnene Durchsuchung zu beenden? McCabe zog die Fünfundvierziger aus dem Halfter, knipste das Licht aus und tastete sich durch die Dunkelheit zur gegenüberliegenden Zimmerwand. Dort drückte er sich in die Nische zwischen der Schlafzimmertür und den Fotos. Er hörte einen dumpfen Schlag und ein scharf geflüstertes »Scheiße!«. Ein trüber Lichtschimmer drang unter der geschlossenen Schlafzimmertür hindurch. Kein beständiges Licht, sondern ein sich bewegendes, wie ein Taschenlampenstrahl. Schritte kamen näher. Er hielt den Atem an.

Die Schlafzimmertür ging auf. Der Eindringling blieb stehen und ließ einen Lichtkreis über dem Bett an der Wand entlangwandern. Bei dem Clubsessel, in dem McCabe gesessen hatte, verharnte er kurz, dann wanderte er weiter. Sekunden vergingen. Ein kleiner Mann betrat das Zimmer. Er hatte McCabe den Rücken zugewandt. Knapp über eins sechzig groß und schlank. Nein, nicht schlank. Mager. Sechzig, fünfundsechzig Kilo, allerhöchstens. Dünnes Haar. Aber das vielleicht Seltsamste an ihm war, dass er, obwohl draußen minus zwölf Grad herrschten, keinen Mantel trug. Nur ein kariertes Hemd und eine offene Strickjacke. Natürlich war es denkbar, dass der Typ seinen Mantel im Flur gelassen oder in einem anderen Zimmer ausgezogen hatte, aber warum sollte er? Vielleicht wohnte er ja im Haus.

Der Eindringling hatte keine Ahnung, dass er nicht alleine war. Spürte nicht, dass da jemand einen Meter hinter ihm stand und mit einer Fünfundvierziger genau auf seinen Rücken zielte. Die meisten Menschen

spüren so etwas. Aber dieser hier nicht. McCabe sah zu, wie er den Lichtstrahl immer weiter durch das Zimmer wandern ließ. Bei den Nacktfotos angekommen verharrte er. Der Mann trat näher und betrachtete sie wie hypnotisiert. Dann senkte er den Blick zu der offenen Kommodenschublade. Aber anstatt weiter den Inhalt zu durchwühlen, wie McCabe erwartet hatte, zog er eines von Lainie Goffs durchsichtigen, schwarzen Tangahöschen hervor und drückte es an seine Wange. Schließlich hob McCabe seine Fünfundvierziger, damit der Typ sie sehen konnte. »Als Erstes will ich, dass Sie die Taschenlampe auf den Schreibtisch legen«, sagte er. »Schön vorsichtig und langsam, den Strahl nach oben. Dann lassen Sie das Höschen fallen.«

Der Typ drehte sich zu McCabe um. Er sah eher verwirrt aus als überrascht. Sein Blick wanderte hinab zu der Taschenlampe, aber er machte keine Anstalten, McCabes Anordnungen zu befolgen.

»Na los, sei ein braver Junge.« McCabe wackelte mit der Pistole. »Keine Diskussion. Keine Widerworte. Einfach nur hinlegen.«

Der Typ gehorchte. »Sind Sie der, der sie umgebracht hat?«, sagte er dann. Seine Stimme zitterte, als befürchtete er, der Nächste auf der Abschussliste zu sein.

Vielleicht war es eine ehrliche Frage. Vielleicht war es auch nur der Versuch, den Verdacht von sich wegzulenken. McCabe trat an den Schreibtisch, nahm die Taschenlampe und richtete den Strahl auf die gegenüberliegende Wand. »Bitte stellen Sie sich da rüber, legen Sie beide Hände an die Wand, und spreizen Sie die Beine.«

»Wer sind Sie?«, fragte der Typ mit schriller Stimme.

»Ich bin der Mann mit der Pistole. Das heißt, ich stelle hier die Fragen, und Sie machen, was Ihnen gesagt wird.«

Der Typ ging zur Wand und stützte sich dagegen. In der linken Hand hielt er immer noch Lainies Höschen.

McCabe knipste eine Stehlampe neben dem Schreibtisch an. Im Licht konnte er erkennen, dass der Eindringling ein schwächlicher, eigenbrötlerisch wirkender Mann Anfang vierzig war, eher ein Hasenfuß als ein Mörder. Um die Hüften trug er einen braunen, ledernen Werkzeuggurt. Zange, Schraubenzieher, Hammer und noch ein paar andere Dinge.

»Schnallen Sie den Werkzeuggürtel ab, und lassen Sie ihn auf den Boden

fallen.«

Der Typ gehorchte.

»Sehr gut. Also, meine erste Frage lautet: Wer sind Sie?«

»Ich?«, quiekte der Typ.

»Ich sehe sonst niemanden hier im Zimmer. Sie etwa?«

»Nein. Nein, natürlich nicht. Ich heiße Andy Barker«, sagte der Typ.

»Ich bin der Hausbesitzer.« Und dann, als wäre es ihm gerade eingefallen: »Sie begehen übrigens Hausfriedensbruch.«

McCabe ignorierte diese letzte Bemerkung. »Haben Sie vielleicht einen Ausweis dabei, Mr. Barker? Aber versuchen Sie nicht, ihn herauszuholen. Sagen Sie mir einfach, wo er steckt.«

»In meinem Geldbeutel. Hintere Tasche. Links.«

McCabe trat näher und beförderte den Werkzeuggürtel mit einem Tritt außer Reichweite. Dann tastete er den Kerl ab und fischte das Portemonnaie aus der Tasche. Darin fand er einen in Maine ausgestellten Führerschein. Andrew Barker. Alter zweiundvierzig. Adresse: Brackett Street 342. Er steckte das Portemonnaie zurück in Barkers Tasche.

»Danke, Mr. Barker. Zu Ihrer Information, ich bin Detective Sergeant Michael McCabe, Portland Police Department.«

Barker stieß den Atem aus, den er schon eine ganze Weile angehalten hatte. Wahrscheinlich dachte er, dass ein Bulle ihn, im Gegensatz zu irgendeinem dahergelaufenen Typ mit einer Knarre, wohl eher nicht erschießen würde. »Polizei, aha. Genau.« Er nickte. »Das hab ich mir schon gedacht.«

»Ich hätte da noch eine Frage.« McCabe steckte die Fünfundvierziger in das Halfter. »Was machen Sie hier?«

Barker zuckte mit den Schultern. »Wie gesagt, das Haus gehört mir. Ich bin Lainie Goffs Vermieter.«

»Und in der Regel besuchen Sie die Wohnungen Ihrer Mieter unangemeldet ...«

»Unangemeldet? Bei wem soll ich mich denn anmelden? Lainie ist tot.«

»Unangemeldet nachts um vier Uhr fünfzehn?«

»Ich bin Frühaufsteher.« Jetzt spielte er also auch noch den Schlaumeier.

»Und weiter?«

»Na ja, ich dachte mir, dass ich jetzt wohl einen neuen Mieter suchen muss. Ich wollte sehen, in welchem Zustand die Wohnung ist. Was alles

rausgeschafft werden muss.« Sie wussten beide, dass das Blödsinn war. Ein ziemlich verzweifelter Versuch.

»Und wozu genau haben Sie das Werkzeug mitgebracht?«

Barker zuckte erneut mit den Schultern. »Weiß ich nicht. Den Gürtel hab ich eigentlich immer um. Falls ich irgendwas reparieren muss?« Am Ende des letzten Satzes hob er die Stimme, sodass es eher wie eine Frage als wie eine Feststellung klang.

Es wurde Zeit, dem Quatsch ein Ende zu bereiten. »Ich glaube, das können Sie besser, Mr. Barker. Also, was hatten Sie vor, als Sie mitten in der Nacht mit einer Taschenlampe und einer Werkzeugausrüstung die Wohnung einer Ermordeten betreten haben? Und was genau wollen Sie mit ihrer Unterwäsche?«

Barker blickte um sich, als wäre er jetzt am liebsten irgendwo, aber ganz bestimmt nicht hier, an einer Wand vor McCabe stehend. »Kann ich mich vielleicht hinsetzen?«, sagte er.

»Da drüben«, erwiderte McCabe und deutete auf den Clubsessel. Barker ließ die Hände sinken und setzte sich.

»Und jetzt beantworten Sie meine Frage, Mr. Barker. Warum sind Sie hier?«

»Ich war neugierig. Bin ein echter Fan von diesem ganzen Polizeikram, das hab ich auch schon Ihrer Kollegin gesagt, Detective Savage. Wollte mich mal umschaun. Schauplatz des Verbrechens und so weiter.«

Noch mehr Blödsinn. »Sie waren schon mal hier oben, Mr. Barker, nicht wahr?«

»Ja. Na klar. Schon öfter. Jedes Mal, wenn bei Ms. Goff irgendwas kaputt war oder sie sonst irgendein Problem hatte.«

McCabe ging zu Barker hinüber, stützte die Hände auf die Armlehnen des Sessels und beugte sich dicht zu ihm hinab. »Ich will ein paar ehrliche Antworten haben, Andy«, sagte er. »Sie haben doch nichts dagegen, dass ich Sie Andy nenne, oder?«

Barker blickte auf und schüttelte den Kopf.

»Das ist gut, Andy. Kein Blödsinn mehr. Sie waren heute Abend schon mal hier oben, stimmt's?«

Barker schüttelte erneut den Kopf. »Nein. Das heißt, ja, aber nur, um die anderen Detectives reinzulassen.«

»Aber Sie sind zurückgekommen. Nachdem sie weg waren. Und Sie

haben angefangen, Lainie Goffs Sachen zu durchwühlen, als würden Sie nach irgendetwas suchen, nicht wahr, Andy? Und zwar nicht bloß Unterwäsche, stimmt's?»

Barker schüttelte verwirrt den Kopf.

»Wonach haben Sie gesucht?«

»Ich hab gar nichts gesucht. Ich war nicht mal hier oben.«

»Irgendetwas Belastendes vielleicht? Irgendwas, das Sie mit dem Mord in Verbindung bringen könnte? Haben Sie danach gesucht?«

»Ich sage Ihnen doch, ich war gar nicht hier. Und ich hab auch nichts gesucht.« Barker wollte aufstehen, aber McCabe versperrte ihm den Weg. Barker sank in den Sessel zurück. »Ich möchte jetzt nach Hause.« Er hörte sich an wie ein Kind, das keine Lust mehr hat, mit den anderen zu spielen.

»Sie bleiben besser, wo Sie sind, Andy. Und Sie sagen mir besser, was Sie vorhin gesucht haben, bei Ihrem ersten Besuch, als Sie in Lainie Goffs persönlichen Sachen herumgewühlt haben.«

»Sie wollen es so hindrehen, als hätte ich was mit dem Mord zu tun, hab ich recht? Aber ich sage Ihnen was, das ist totaler Unsinn!«

Barker schien den Tränen nahe zu sein. Seine Blicke flogen umher und vermieden dabei ausschließlich McCabe. Die meiste Zeit sah er zu den Bildern über dem Schreibtisch hin. Den Nacktfotos von Lainie Goff.

»Sie war eine gut aussehende Frau, stimmt's, Andy?«

»Wer?«

»Ihre Mieterin. Ms. Goff.«

»Ja. Sie ist wunderschön. Sie *war* wunderschön.«

»Bei so einer Frau kann ein Mann auf alle möglichen Ideen kommen, auf die er sonst vielleicht niemals käme, meinen Sie nicht auch, Andy?«

»Was soll das denn heißen? Ich hab keine Ahnung, was Sie damit sagen wollen.«

»Sind Sie verheiratet, Andy? Sitzt da unten in 1F vielleicht eine nette, kleine Mrs. Andy und wartet auf Sie? Eine, die uns sagen kann, wo Sie am Dienstagabend, hm, ich weiß nicht, so gegen elf oder so waren?«

»Nein. Ich bin nicht verheiratet. Und außerdem, was geht Sie das an, wo ich am Dienstag oder an sonst einem Abend war?« Barkers Stimme schwankte in wildem Wechsel zwischen Panik und Trotz.

»Sie haben doch einen Schlüssel für die Wohnung hier, stimmt's,

Andy?«, fragte McCabe weiter.

»Natürlich. Für jede Wohnung.«

»Und mit diesem Schlüssel haben Sie sich gerade eben Zugang zu dieser Wohnung verschafft?«

»Ja.«

»Haben Sie gefunden, wonach Sie gesucht haben?«

»Ich hab Ihnen doch schon gesagt, dass ich nichts Bestimmtes gesucht habe.«

»Nicht mal eins von Lainie Goffs schwarzen Spitzenhöschen?«

Barker senkte den Blick und merkte erst jetzt, dass er das Höschen immer noch in der linken Hand hielt. Er ließ es fallen, als hätte er sich daran verbrannt.

»Könnte es sein, dass Sie sich mit genau diesem Schlüssel heute Abend schon einmal Zugang verschafft haben? Als die Kriminaltechniker weg waren, und bevor ich hier aufgetaucht bin?«

»Nein.«

»Könnte es sein, dass Sie reingekommen sind und Lainie Goffs Schubladen und ihre persönlichen Sachen durchwühlt haben?«

»Nein.«

»Wonach haben Sie gesucht, Mr. Barker?«

»Ich sage jetzt gar nichts mehr.«

»Etwas Persönliches? Etwas, das vielleicht noch heißer ist als dieses Höschen? Etwas, das Sie so richtig scharf machen würde?«

»Ich kenne meine Rechte, und ich muss gar nicht mit Ihnen reden. Ich habe das Recht zu schweigen.«

»Ich weiß. Ich wette, Sie haben nach Nacktfotos gesucht. Ich meine, die da drüben hat sie für jeden sichtbar aufgehängt, da hat sie doch bestimmt ein paar noch bessere in der Schublade, meinen Sie nicht? War es das, wonach Sie gesucht haben?« McCabe deutete auf die offenen Schreibtischschubladen. »Oder stehen Sie einfach auf Unterwäsche? Schwarze Spitzenunterwäsche mit Rüschen? Davon hat sie bestimmt noch jede Menge. Sie sind also der Typ, der sich an der Unterwäsche gut aussehender Frauen aufgeilt? Haben Sie danach gesucht?«

»Ich habe das Recht zu schweigen«, wiederholte Barker. »Alles, was ich sage, kann und wird vor Gericht gegen mich verwendet werden. Ich habe das Recht auf einen Anwalt, der während der Befragung ...«

»Ja, das stimmt, Mr. Barker, aber ich habe Sie ja nicht verhaftet oder irgendetwas in der Art. Wir führen bloß eine nette, kleine Unterhaltung miteinander. Ein Gespräch unter Männern, mehr nicht.«

»Ich habe das Recht zu schweigen«, wiederholte Barker.

»Ich möchte doch nur rauskriegen, was Sie um vier Uhr morgens mit einer Taschenlampe und einem Haufen Werkzeug hier oben wollten.«

»Ich möchte, dass Sie mein Haus verlassen, sofort«, erwiderte Barker.

»Wonach haben Sie gesucht, Barker?«

»Ich will, dass Sie mein Haus verlassen. Oder besorgen Sie sich einen Durchsuchungsbefehl und kommen später wieder.«

Dies hier war die Wohnung eines Mordopfers, und McCabe brauchte keinen Durchsuchungsbefehl, um sich hier aufzuhalten. Andererseits aber war ziemlich klar, dass er aus Andy Barker nichts mehr herausbekommen würde. Er musste sich erkundigen, was die Kriminaltechniker hier in der Wohnung und in dem Haus auf der Insel entdeckt hatten – falls sie etwas entdeckt hatten. Aber mehr als alles andere musste er sich jetzt schlafen legen.

Letztendlich schickte McCabe Barker in seine eigene Wohnung zurück und sagte ihm, dass er die Stadt nicht verlassen dürfe und sich bereithalten solle für den Fall, dass eine weitere Befragung nötig wäre. Dann rief er in der 109 an und bat den Bereitschaftsdienst, einen Kriminaltechniker herzuschicken, der feststellen sollte, ob der Eindringling irgendwelche Fingerabdrücke oder andere Spuren hinterlassen hatte. Anschließend sollte die Wohnung so gesichert werden, dass niemand mehr unbemerkt eindringen konnte. Sobald der Kriminaltechniker da war, verabschiedete sich McCabe.

Als er schließlich wieder vor seinem Haus in der Eastern Prom stand, war es 5.00 Uhr, und es schneite immer noch heftig. Das Licht im Wohnzimmer brannte, und Kyra lag schlafend im Bett. Er zog sich aus und schlüpfte neben ihr unter die Decke. Für zehn Uhr war eine Besprechung angesetzt, aber ein paar Stunden Schlaf waren bis dahin noch drin. Casey war ja in Sunday River, also reichte es, wenn er um halb zehn aufstand. Er wollte Kyra nicht stören, spürte aber ein großes Verlangen nach ihrer Wärme, daher legte er einen Arm auf ihre Hüfte und schmiegte sich an ihren Rücken.

»Ich bin froh, dass du wieder da bist«, sagte sie. »Hab mir schon

langsam Sorgen gemacht.«

»Tut mir leid. Ich wollte dich nicht aufwecken.«

»Hast du auch nicht. Ich war sowieso die meiste Zeit wach. Wie auch immer, willkommen zu Hause.«

Er drückte sich noch ein bisschen fester an sie. »Es ist schön, zu Hause zu sein«, sagte er. So meinte er es auch. Und darüber war er froh.

*Portland, Maine**Samstag, 7. Januar**4.00 Uhr*

Abby bewegte sich vorwärts, die Maske auf, den Kopf gesenkt – Spider-Man bahnt sich seinen Weg durch einen Nebel der Stille. Die Schneeflocken, aufgepeitscht von heftigen Windböen, nahmen ihr die Sicht. Schneeverwehungen zwangen sie, auf der Straße zu gehen, und hinter den Bergen aus Schnee konnte sie kaum die Häuser erkennen, von Umrissen oder Farben ganz zu schweigen. Nicht einmal die Häuser auf ihrer Straßenseite. Die auf der anderen Seite waren sowieso komplett unsichtbar. Jetzt war sie schon seit Stunden unterwegs, oder waren es Tage? Sie war sich sicher, dass sie immerzu im Kreis lief. Sie konnte sich nicht darauf konzentrieren, wo sie war oder wohin sie ging. Dazu war sie viel zu müde. Sie wusste nur, dass weder Menschen noch Autos unterwegs waren. Nichts als Schnee und Wind und die endlosen, leeren Straßen. Noch nie in ihrem ganzen Leben hatte sie sich so allein gefühlt. Zumindest waren die Stimmen zur Ruhe gekommen. Die Medikamente erledigten ihren Job, hielten die Boten des Wahnsinns in ihrer Kiste fest, sodass sie nicht herausspringen und sie quälen konnten. Aber trotzdem, es bedurfte nur einer Kleinigkeit, und schon waren sie wieder da, schnellten wie Clowns auf Sprungfedern aus ihrem Verschlag, lärmend und rachsüchtig. Dazu kam, dass die zusätzlichen Tabletten sie benommen machten. Durch den verschwommenen Nebel, der ihr Gehirn umwaberte, musste sie um jeden einzelnen klaren Gedanken kämpfen. Scheiß drauf. Im Moment brauchte sie sowieso nicht zu denken. Im Moment musste sie einfach immer nur weitergehen. Straße für Straße. Block für Block. Nicht nachdenken. Bloß gehen. Und während sie ging, wiederholte sie immer und immer wieder einen leisen, rhythmischen Sprechgesang. *Muss Leannas Häuschen finden. Muss Leannas Häuschen finden. Muss Leannas Häuschen finden.*

Leanna Barnes, ihre Freundin aus Winter Haven. Leanna würde sie aufnehmen. Das wusste Abby. Würde ihr in der überquellenden Fülle ihres Fleisches Geborgenheit schenken. Sie beschützen. Und Leanna würde niemandem verraten, dass sie da war. Nur konnte Abby das Haus nicht finden, ja nicht einmal die richtige Straße. Sie war noch nicht oft dagewesen und wenn, dann immer nur im Sommer, wenn alles grün und golden war und man genau sehen konnte, wo man sich befand. Nicht dieses blendende Weiß, diese Leere, in der man nicht einmal die Straßenschilder lesen konnte. Sie war zu müde und zu durchgefroren, um noch viel weiter zu gehen. So langsam wurde alles an ihr taub.

Am liebsten hätte sie sich einfach auf die Schneewehe am Straßenrand gelegt und wäre eingeschlafen. Innerhalb kürzester Zeit wäre nichts mehr von ihr zu sehen gewesen. Irgendwann hätten die Schneepflüge sie unter noch mehr Schnee begraben, und das wäre es dann gewesen. Die Müllmänner würden ihre Leiche erst im Frühjahr entdecken. Müll, so würde sie schließlich enden. Als gefrorener Müll. Ihr fiel eine Fernsehsendung ein, in der es darum gegangen war, dass Menschen, die erfrieren, vor ihrem Tod Wärme empfinden. Sie schlafen einfach langsam ein und wachen nie wieder auf. Eine schöne Vorstellung. Verbrennen war bestimmt sehr viel schmerzhafter. Einmal, als sie ihre Medikamente nicht genommen hatte, da hatten die Stimmen sie angestachelt, sich mit Benzin zu übergießen und anzuzünden. *Dann bist du ein Knuspermännchen*, hatten sie gesagt. Sie hatte im Gartenschuppen den Benzinkanister und ein Päckchen Streichhölzer gefunden und hätte es beinahe getan. Sie konnte sich noch gut an die spöttischen Stimmen erinnern. *Knuspermännchen. Goldbraun geröstet. Knuspermännchen.* Sie dachte, das Feuer würde sie reinigen, das Böse austreiben, sie von den Stimmen befreien. Zumindest hatte sie das gehofft. Sie hatte den Deckel des Benzinkanisters abgeschraubt und sich die Öffnung über den Kopf gehalten. Aber am Ende machte sie dann doch einen Rückzieher. Die Vorstellung, lichterloh in Flammen zu stehen, jagte ihr zu viel Angst ein, und sie stellte den Kanister wieder weg. So verrückt war sie nun doch nicht. Doch die Stimmen spien weiter Gift und überschütteten sie mit Abscheulichkeiten. Wie sehr sie sie hassten. Sie musste es verdient haben.

Abby hob den Blick und sah ein geducktes, dunkles Ding auf sich

zukommen. Einen schwarzen Umriss, ab und zu im dichten Schneetreiben zu erkennen und dann wieder nicht. Das Ding wurde mit jedem Schritt deutlicher und größer. Auf sechs, sieben Meter Entfernung nahm es langsam Gestalt an. Ein Tier. Kein Mensch. Ein großer Hund, das graue Fell voller glitzernder Schneekristalle, mit grausamen, eisigen Augen, die in der Nacht leuchteten, mehr Wolf als Hund. Sie blieb stehen, doch das Tier kam immer näher. Sie konnte sein grollendes Knurren hören. Tief. Drohend. Gebieterisch. Ihr Herz schlug so heftig gegen ihre Rippen, dass sie sicher war, es würde ihr aus der Brust herausspringen. Sie wusste, was das Tier wollte. Sie ließ sich auf Hände und Knie nieder. Es entblößte Reißzähne, die lang genug und spitz genug waren, um das weiche Fleisch an ihrem Hals zu durchdringen. Sie senkte den Kopf und wartete auf Erlösung ... doch die Erlösung kam nicht. Schließlich, nach ein, zwei Minuten, hob sie den Blick, und die Kreatur war verschwunden. Bis auf die schneebedeckte Straße und die umherwirbelnden Schneeflocken, die nach wie vor vom nächtlichen Himmel herabtaumelten, war nichts zu sehen. Sie blieb, wo sie war, kniend im Schnee. Sie hörte ein Kind weinen und lauschte. Nach einer Weile wurde ihr klar, dass die Laute aus ihrer eigenen Kehle kamen. Sie stand auf und setzte sich wieder in Bewegung. Sie schlang die Arme um ihren Körper und versuchte sich warm zu rubbeln. Sie trug immer noch die Laufkleidung, die sie am Dienstagabend angezogen hatte. Nachdem sie von dem Polizisten nach Hause gebracht worden war, hatte sie sich nicht mit Umziehen oder Zähneputzen oder gar mit Waschen aufgehalten. Sie wusste ja nicht, wann der TOD vor ihrer Tür stehen würde. Also hatte sie nur die siebzehn Dollar und dreiundsechzig Cent aus ihrer Schreibtischschublade in die eine und das Portemonnaie mit dem Führerschein und der so gut wie ausgereizten Visa-Karte in die andere Tasche gesteckt und war losgerannt. Das Handy befand sich neben der Zyprexa-Flasche in ihrer Gürteltasche, aber der Akku war leer, und das Ladegerät lag in ihrem Zimmer zu Hause auf der Insel. Dämlich. Aber darum konnte sie sich jetzt keine Gedanken machen. Sie wusste nur, dass sie unbedingt zu Leanna musste. Wenn sie doch nur das Häuschen finden würde. Sie stellte sich eine heiße Dusche vor. Gott, das wäre der Himmel auf Erden. Bei Leanna angekommen würde sie eine heiße Dusche

nehmen.

Ein Stück weiter vorne, den Hügel hinauf, sah sie die Lichter eines kleinen, rund um die Uhr geöffneten Supermarktes in der Congress Street. Sie war sicher, dass sie schon zweimal daran vorbeigekommen war. Aber dieses Mal würde sie reingehen, sich aufwärmen und versuchen herauszufinden, wo Leanna wohnte und wie sie am besten dorthin kam. Ein Schwall behaglich warmer Luft schlug ihr entgegen, als sie die Tür öffnete. Die Frau hinter dem Tresen mampfte M&Ms aus einer von diesen großen Familienpackungen und hatte den Blick auf einen kleinen Schwarz-Weiß-Fernseher gerichtet. Als Abby näher kam, erstarrte sie. Rührte sich nicht vom Fleck. Saß einfach nur da und blickte sie aus entsetzt aufgerissenen Augen an. Abby fuhr herum, in der Erwartung, den TOD direkt hinter sich stehen zu sehen, aber da war er nicht. Da war gar nichts.

»Was wollen Sie?«, sagte die Frau mit zitternder Stimme. »Wir haben nicht viel Bargeld hier.«

Abby rätselte über die Bedeutung dieser Worte, bis sie endlich dahinterkam. Sie trug ja immer noch die Spider-Man-Maske. Hastig zog sie sie zusammen mit der Skimütze vom Kopf und stopfte beides in ihre Tasche. Dann fuhr sie sich mit der Hand durch die platt gedrückten Haare und zwang sich zu einem Lächeln. »Ist ganz schön kalt da draußen.«

»Mein Gott, Mädchen. Du hast mich beinahe zu Tode erschreckt. Warum, zum Teufel, läufst du denn mit diesem Ding im Gesicht rum?« Die Frau schien sich ein wenig zu beruhigen. »Hat nicht viel gefehlt, und ich hätte auf den Alarmknopf gedrückt.« Sie holte tief Luft, entspannte sich noch ein wenig mehr. »Kalt ist es, das stimmt«, sagte sie dann. »Schon an die fünfzehn Grad minus.« Nach einigen Sekunden fügte sie hinzu: »Es heißt, wir kriegen über dreißig Zentimeter.«

Sei ganz normal, sagte sich Abby. Bloß keine Verrücktheiten jetzt. Nicht hier. Sie nickte, als hätte sie über die Bemerkung der Frau nachgedacht und würde ihr nun, nach reiflicher Überlegung, zustimmen. »Da fehlt wahrscheinlich nicht mehr viel.« Abby lächelte erneut. Lächeln konnte man schließlich nie zu viel, dachte sie sich. Dann ging sie zum Kaffeeautomaten, zog die Handschuhe aus, befestigte sie am Jackensaum und nahm sich einen Pappbecher in der kleinsten der drei verfügbaren

Größen. Nachdem sie den Becher in Position gebracht und einen Kakao ausgewählt hatte, sah sie zu, wie dampfend braune Flüssigkeit in ihren Becher tropfte.

»Wahrscheinlich nicht«, pflichtete die Frau ihr bei und warf einen Blick zum Fenster hinaus. »Sieht auch nicht so aus, als würde es demnächst mal aufhören.«

Abby setzte einen Plastikdeckel auf ihren Becher und drückte ihn fest, bis er klickend eingerastet war. Dann ging sie zurück zum Tresen. Der Becher war heiß. Sie nahm ihn abwechselnd in die eine und in die andere Hand, ließ ihre Finger auftauen und genoss die Wärme.

Die Frau deutete mit dem Arm auf einen autoförmigen Schneehügel vor dem Fenster. »Das da ist meiner. Hoffentlich komme ich nachher gut nach Hause.«

»Hoffentlich«, erwiderte Abby und stellte den Becher auf den Tresen.

»Das wär's?«

Anny nickte.

»Das macht dann einen Dollar achtundfünfzig.«

Abby zählte den Betrag auf den Cent genau von ihren siebzehn Dollar dreiundsechzig ab, lächelte noch einmal und machte sich auf den Weg zur Toilette. Sie stellte die heiße Schokolade auf den Waschbeckenrand, verriegelte die Tür, pinkelte und wusch sich die Hände. Sie war überrascht, wie sehr das warme Wasser auf ihrer durchgefrorenen Haut prickelte. Eine Minute lang starrte sie ihr Ebenbild im Spiegel an. Die vergangenen drei Tage hatten ihren Tribut gefordert. Dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Ihre Haare sahen fettig aus. Fast schon ein Wunder, dass die Frau nicht mehr Angst vor ihr gehabt hatte, nachdem sie die Maske abgenommen hatte.

Den großen blonden Typen, der im Laden stand, als sie aus der Toilette kam, registrierte sie bloß mit halbem Auge und auch nur deshalb, weil all ihre Sinne in Alarmbereitschaft waren. Er stand in der Lebensmittelabteilung und tat so, als würde er die Plastikbecher mit Rindergulasch und Fertignudelgerichten für die Mikrowelle studieren. Sein Blick folgte ihr, als sie an ihm vorbei zum Zeitungsständer ging. Sie griff sich eine der Gratiszeitungen, die *West End News*, und tat so, als würde sie lesen. Der Typ beobachtete sie immer noch. Er war nicht nur groß. Er war riesig. Eins fünfundneunzig, wenn nicht noch mehr. Dicker

Hals und breite Schultern. Er trug eine Jeans und eine Holzfällerjacke. Sie wandte sich wieder ihrer Zeitung zu und nippte bedächtig an ihrer heißen Schokolade, während sie überlegte, was sie jetzt machen sollte. Raus in die Kälte konnte sie noch nicht. Dieser eine Becher musste so lange halten, bis sie wieder richtig warm geworden war. Aber er machte sie nervös. Sie warf ihm noch einen Blick zu. Er lächelte. Wenigstens war es ein freundliches Lächeln. Kein anzügliches. Schnell wandte sie den Blick ab. Scheiße, jetzt kam er zu ihr rüber. Benimm dich ganz normal, dachte sie. Nicht schwach werden. Ihr Herz hämmerte. Sie hörte, wie die Stimmen sich langsam aus dem Schlaf erhoben. *Hier kommt der TOD*, sagte eine. Er sah allerdings nicht so aus wie der TOD. Zumindest nicht wie der TOD im Schlafzimmer der Markhams.

»Alles in Ordnung?«, sagte er, als er vor ihr stand, den Arm voller Fertignudeln. »Sie sehen ein bisschen nervös aus.«

Sag ihm, er soll sich ins Knie ficken, sagten die Stimmen. *Sag ihm, er soll seinen dicken, fetten Schwanz in seinen dicken, fetten Arsch stecken.*

»Ja. Nein. Ja«, sagte Abby. Die Worte kamen viel zu wirr aus ihrem Mund. »Alles in Ordnung.« Ihr wurde bewusst, dass sie den Kopf in den Nacken legen musste, um ihn anzuschauen. Als würde sie zur Spitze des Observatoriums hochschauen. Oder des Empire State Building. »Alles in Ordnung«, wiederholte sie. »Mir geht's bestens.« Sie redete immer noch viel zu schnell. Zu laut. Sie musste sich unbedingt bremsen. Sie holte tief Luft. »Ich bin bloß unterwegs zu meiner Freundin«, sagte sie dann. Na also. Das war schon besser.

»Zu Fuß? Bei dem Wetter. Sind Sie verrückt?«

Die Stimmen gackerten. Sie hielten das für einen prima Witz. Abby schloss die Augen. Sie würde sie nicht beachten. »Es ist nicht weit«, sagte sie. »Gleich drüben in der ...« Sie überlegte so angestrengt, wie sie nur konnte, und plötzlich war er da. Der Name der Straße. »Gleich drüben in der Summer Street.« Ja. Summer Street. Wo sie im Sommer gewesen war. Vielleicht war das das Problem. Vielleicht kam man da im Winter gar nicht hin.

»Wissen Sie, bis zur Summer Street ist es noch ein ganz schöner Fußmarsch von hier. Wie wär's, wenn ich Sie hinfahre?«

»Nein, nein.« Sie bemühte sich, möglichst normal zu klingen. »Das ist nicht nötig.«

»Na ja, es ist vielleicht nicht nötig«, erwiderte er und kratzte sich mit der freien Hand am Kopf, »aber es wäre garantiert wärmer, als die ganze Strecke zu Fuß zu gehen. Und wahrscheinlich auch sicherer in einer Nacht wie dieser. Ich würde es mir niemals verzeihen, wenn Sie da draußen erfrieren würden, obwohl es mich nur ein paar Minuten gekostet hätte, Sie zu fahren. Was meinen Sie? Mein Wagen steht gleich da draußen. Ich hab den Motor laufen lassen.« Er schenkte ihr ein breites Lächeln. »Damit der Wagen schön warm bleibt«, fügte er hinzu. Sie wusste zwar nicht genau, wieso, aber sie merkte, wie sie allmählich nachgab. Dieser Mann wirkte kein bisschen gefährlich, und die Vorstellung, in einem warmen Auto zu Leanna gefahren zu werden, war geradezu unwiderstehlich. Sie deutete auf das halbe Dutzend Plastikbehälter in seinem Arm. »Essen Sie das Zeug da?«, wollte sie wissen.

Er wurde rot. »Ja.«

Okay, alles in Ordnung. Der TOD würde nicht rot werden. Und ein Vergewaltiger wahrscheinlich auch nicht, dachte sie.

»Sogar ziemlich gern, ehrlich gesagt.«

Der TOD würde vermutlich auch keine Beefaroni essen, obwohl eine entsprechende Menge von dem Zeug einen wahrscheinlich umbringen konnte. Abby entspannte sich. Die Stimmen zogen sich in ihren Verschlag zurück. Sie ging hinter dem Mann in Richtung Ausgang.

»Hallo, Esther«, sagte er zu der Frau hinter dem Tresen. Dann packte er die Mikrowellenmahlzeiten darauf.

»Wie geht's, wie steht's, Joe«, sagte sie und scannte den Strichcode jedes einzelnen Bechers ein. »Habt ihr diesen Killer schon geschnappt?«

»Noch nicht.« Er wandte sich zu Abby um. »Wie heißen Sie?«

»Abby.«

Er wartete ein paar Sekunden, dann sagte er: »Wollen Sie nicht wissen, wie ich heiße?«

Sie zuckte die Schultern.

»Ich bin Joe.« Er streckte die Hand aus, und sie schüttelte sie.

Erst als er sein Portemonnaie hervorholte, um die Beefaroni zu bezahlen, sah sie die Pistole unter seiner Jacke hervorlugen. Ihr Herz fing sofort wieder an zu pochen. Die Frau hinter dem Tresen gab ihm das Wechselgeld und steckte die Becher in eine Plastiktüte.

»Gehen wir«, sagte er und lächelte erneut.

Sie folgte ihm wie betäubt. Der Sturm hatte sich, wenn das überhaupt möglich war, noch verschlimmert. Auf dem Weg zu seinem Wagen dachte sie, dass sie vielleicht lieber weglaufen sollte. Aber schließlich entschied sie, dass sie lieber in einem warmen Auto sterben wollte, als hier draußen auf der Congress Street zu erfrieren. Und das war keineswegs verrückt, sagte sie sich. Sondern schlau. Er entriegelte die Türen, und sie stiegen ein. Dann verstaute er die Tüte mit den Nudelbechern hinter dem Fahrersitz, wo schon ein paar Schneeschuhe, ein zusammengerollter Schlafsack und noch ein paar andere Sachen lagen, unter anderem auch ein Eispickel. Er sah, wie ihr Blick darauf fiel.

»Ich will zum Mount Katahdin rauf zum Winter-Camping«, sagte er.

»Ich habe ein paar Tage frei und will ein bisschen Schneeschuhwandern. Und Eisklettern. Dafür brauche ich den Eispickel.«

Sie stellte den Becher mit der heißen Schokolade in den Becherhalter und legte die Hände in den Schoß. Wenn er bei diesem Wetter zelten gehen wollte, dann war er noch verrückter als sie.

Er musste ihre Gedanken erraten haben, denn er sagte: »Nein, ehrlich, das macht Spaß, Abby. Zumindest wenn man die richtige Ausrüstung dabei hat.«

Sie erwiderte nichts. Versuchte lediglich, noch einen Blick auf die Pistole zu erhaschen. Er legte gerade den Sicherheitsgurt an, darum war sie nicht zu sehen. Dann wartete er, bis sie sich ebenfalls angeschnallt hatte. Sie sah zu, wie er die Handbremse löste und sich im Sitz umdrehte, um rückwärts ausparken. Dabei lugte auch die Pistole wieder hervor.

»Wollen Sie mich erschießen?« Sie hatte nicht vorgehabt, ihn das zu fragen. Die Worte kamen einfach von ganz alleine aus ihrem Mund. Er trat auf die Bremse, sodass der Wagen halb in der Parklücke und halb auf der Straße stehen blieb.

»Was? Was, zum Teufel, soll das denn heißen? Sie sind ja wirklich verrückt.«

»Sie haben eine Pistole. Ich hab sie gesehen.«

»Ja, stimmt, ich habe eine Pistole. Das muss ich sogar«, erwiderte er.

»Niemand *muss* eine Pistole haben.« Vielleicht war er ja doch der TOD.

»Ich schon. Ich bin Polizist. Ehrlich, Abby, alles in bester Ordnung.«

Er lächelte wieder. Das freundliche, beruhigende Lächeln, das die

Stimmen zum Gähnen brachte und sie in den Schlaf wiegte. Er zog eine Brieftasche aus seiner Jackentasche und klappte sie auf. Eine Dienstmarke und ein Ausweis mit einem Passfoto von ihm. Portland Police Department. Joseph L. Vodnick. Er reichte ihr eine Visitenkarte und sagte: »Hören Sie, Abby, wenn Sie irgendwann mal vor etwas Angst haben oder sich sonst irgendwie bedroht fühlen, dann rufen Sie die Nummer auf dieser Karte an. Dann komme ich Ihnen sofort zu Hilfe. Okay?«

Abby betrachtete die Karte und nickte, gab aber keine Antwort. Während der Fahrt starrte sie einfach nur geradeaus und sah den Scheibenwischern dabei zu, wie sie den Schnee wegwischten.

*Portland, Maine**Samstag, 7. Januar**9.00 Uhr*

Ganz langsam, die Augen geschlossen, näherte sich McCabe dem Wachzustand. Sonnenstrahlen wärmten sein Gesicht. Irgendjemand musste die Jalousien hochgezogen und die Sonne hereingelassen haben. Die Helligkeit war richtiggehend schmerzhaft, trotz der geschlossenen Lider. Keine besonders nette Geste gegenüber jemandem, der nur ein paar Stunden Schlaf bekommen hatte. Er ließ die Hand auf die andere Hälfte des Bettes gleiten, tastete herum, ohne Erfolg. Er streckte sich noch ein bisschen weiter. Nur Laken, sonst nichts.

»Suchst du was?«

Kyras Stimme kam von hinten. Sie schien amüsiert, und McCabe dachte für sich, dass es beinahe an Frechheit grenzte, zu einer so gottlosen Zeit schon amüsiert zu klingen. Ihm fiel wieder ein, was er am gestrigen Abend alles getrunken und was er nicht gegessen hatte. Zu seiner großen Verwunderung hatte er keine Kopfschmerzen. Nur einen wahnsinnigen Durst. Aber nichts, was irgendwie als Kater durchgegangen wäre.

Wahrscheinlich war es hauptsächlich Schlafmangel.

Er wälzte sich auf die linke Seite und blinzelte sie an. »Wie viel Uhr ist es?«

Sie saß in dem Bugholzschaukelstuhl und nippte an einer Tasse Kaffee.

»Kurz nach neun.«

Er verarbeitete das Gehörte. Nickte. Okay. Kurz nach neun. Vier Stunden geschlafen. Mehr als genug. Er machte die Augen ein Stückchen weiter auf. Sie trug einen viel zu großen New-York-Giants-Pullover mit Tiki Barbers Nummer einundzwanzig sowie eine karierte Schlafanzughose. Beides gehörte ihm.

»Soll ich dir einen Kaffee holen?«

Er knurrte etwas, das sich vage nach Zustimmung anhörte. Sie machte

sich auf den Weg in die Küche. Als sie wiederkam, hatte er sich schon aufgesetzt. Sie stellte einen Kaffeebecher auf das Nachttischchen und reichte ihm ein großes Glas Orangensaft.

»Hier. Ich hatte das Gefühl, als könntest du das hier auch gebrauchen.«

»Danke.« Mit wenigen großen Schlucken leerte er das Glas und ersetzte es dann durch den Kaffeebecher. »Wie war die Vernissage gestern Abend?«

»Großartig. Über hundert Leute. Zwei rote Aufkleber und jede Menge Streicheleinheiten fürs Ego von Gott und der Welt.«

»Auch von Kleinerman?«

»Hm. Ja. Er hat mich interviewt. Und hat gesagt, dass morgen in der Zeitung ein Artikel erscheint.«

»Morgen morgen oder morgen heute?«

»Morgen morgen. Am Sonntag. Wie war dein Mordfall?«

Er holte tief Luft. »Ziemlich übel«, sagte er und nippte an seinem

Kaffee. »Eine junge Frau. Rechtsanwältin hier aus Portland.

Irgendjemand hat ihr ein Messer in den Nacken gestochen und ihre Leiche dann in den Kofferraum ihres eigenen Autos gelegt. Sie war steinhart gefroren. Aber was mich total aus der Bahn geworfen hat, das war, dass sie Sandy wie aus dem Gesicht geschnitten ist. Sie sieht wirklich absolut identisch aus.«

Sie musterte ihn neugierig. »Hat dir das etwas ausgemacht?«

Er schwieg eine ganze Weile. Schließlich sagte er: »Ja. Hat es. Am Anfang. Für einen Moment hatte ich den verrückten Gedanken, dass es tatsächlich Sandy ist und dass ich es getan habe, so wie in meinen Träumen. Aber als ich mir klargemacht hatte, dass das Mordopfer weder meine Exfrau noch die Mutter meiner Tochter ist und ich auch nicht ihr Mörder bin, da habe ich mich wieder beruhigt.« Nicht ganz die Wahrheit, aber ziemlich dicht dran. Und was noch besser war, es hatte ihm nichts ausgemacht, ihr von dem Mord oder der Ähnlichkeit zwischen Goff und Sandy zu erzählen. Das war doch ein gutes Zeichen, oder?

»Wisst ihr schon, wer es getan hat?«

»Du kennst ja den alten Spruch, dass jeder tatverdächtig ist, was im Klartext nichts anderes bedeutet, als dass wir keinen Schimmer haben.«

»Was im Klartext nichts anderes bedeutet, als dass dieser Fall deine

gesamte Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird.«

»Für eine Weile, ja, ich denke schon.«

Kyra schlürfte an ihrem Kaffee, während sie sich seine Worte durch den Kopf gehen ließ. Schließlich nickte sie. Mehr zu sich selbst als zu ihm.

»Okay. Dann ziehe ich zurück in meine Wohnung.«

»Für immer?«

»Nein. Vorübergehend. Bis der Fall gelöst ist. Bis wir wieder richtig zusammen sein können.«

»Das ist doch nicht nötig.«

»Ich finde schon. Genau das habe ich gestern gemeint. Ich will mir nicht ständig Gedanken darüber machen, was du gerade tust oder wann du nach Hause kommst. Und wenn ich in meiner Wohnung bin, dann denke ich nicht so viel darüber nach. Sag mir einfach, wenn es vorbei ist, dann bin ich wieder da, vergnügt wie ein Fisch im Wasser und mit wedelndem Schwänzchen.«

Er sparte sich jeden Kommentar bezüglich ihrer zusammengewürfelten Metapher. Oder Analogie. Oder was es auch sein mochte. »Dann sehen wir uns also überhaupt nicht?« Er merkte, dass er mit seinem nackten Fuß auf den Boden klopfte. »Und was ist mit Abendessen morgen?«

»Das können wir machen. Falls du überhaupt Zeit dazu hast – was erfahrungsgemäß ziemlich unwahrscheinlich ist. Wenn du bis zu den Ohren in einem Mordfall steckst, dann sehen wir uns doch sowieso nie.«

»Aber es würde dir nichts ausmachen, wenn ich dich zwischendurch mal anrufe?«

»Wenn du mich nicht anrufen würdest, das würde mir etwas ausmachen.«

»In Ordnung. Schätze ich zumindest.« McCabes Miene hellte sich auf.

»Wie sieht es denn mit Partnerbesuchen aus? Wie sie im Gefängnis erlaubt sind.«

»Ehrlich? So was ist erlaubt? Im Gefängnis?«

»In New York schon. Und in Kalifornien auch, glaube ich.«

»Und in Maine?«

»Ich glaube, da nicht.«

»Tja, dann wäre das ja geklärt.«

Während Kyra duschte und ihre Sachen zusammenpackte, schlüpfte McCabe in einen Bademantel, ging ins Wohnzimmer und wählte die

Privatnummer von Henry Ogden, die Beth Kotterman ihm gegeben hatte. Der Rechtsanwalt nahm nach dem dritten Läuten ab. McCabe erklärte ihm, wer er war und warum er anrief, aber noch bevor er Ogden um ein persönliches Treffen bitten konnte, hatte dieser geschmeidig in den Offizielles-Geschwafel-Modus umgeschaltet und ließ McCabe wissen, dass Beth Kotterman ihn noch am späten Abend angerufen und über Lainies Tod informiert habe und was für ein Schock das für die ganze Kanzlei sei, insbesondere für diejenigen, die, so wie er, in der Abteilung für Firmenfusionen und Übernahmen eng mit ihr zusammengearbeitet hatten. Ja, es war fürchterlich, und die Kanzlei würde sich für die Bestattungsfeier etwas ganz Besonderes einfallen lassen müssen. McCabe schloss die Augen und ließ Ogden weiterschwafeln, hörte kaum zu und versuchte, sich ein zu der Stimme passendes Bild zu machen. Randall Jacksons Beschreibung bezüglich jenes letzten Freitagabends vor Weihnachten kam ihm in den Sinn. Ogden hörte sich genau so an, wie Jackson ihn beschrieben hatte. Wie ein reicher Weißer. Schließlich unterbrach McCabe den Sermon. »Bitte entschuldigen Sie, Mr. Ogden. Mir ist klar, wie aufwühlend das alles für Sie sein muss, aber ich hatte gehofft, dass wir uns vielleicht kurz treffen und persönlich unterhalten könnten.«

»Über Lainie?«

Wen denn sonst, zum Teufel? »Ja. Über Lainie und über ihre Ermordung.«

»Ich weiß ehrlich gesagt nicht, was ich dazu beitragen ...«

»Als Rechtsanwalt ist Ihnen doch sicherlich klar, wie wichtig es ist, dass wir mit jedem reden, der sie gekannt und mit ihr zusammengearbeitet hat. Wir wollen uns ein möglichst umfassendes Bild von ihrem Leben verschaffen und davon, welche Gründe jemand gehabt haben könnte, dieses Leben zu beenden.«

Ogden wollte ihn unterbrechen, aber jetzt war McCabe derjenige, der einfach weiterredete. »Ich würde mich gerne so bald wie möglich mit Ihnen treffen. Am späten Vormittag oder frühen Nachmittag, falls sich das einrichten lässt.«

»Ich fürchte, das passt bei mir nicht besonders gut. Barbara und ich bekommen Besuch von außerhalb zum Mittagessen. Sie hat das schon eine ganze Weile geplant, und Sie wissen ja, wie Frauen sind, wenn der

Ehemann ihre Pläne durchkreuzt.« Er lachte auf diese »Wir Männer verstehen uns doch«-Art.

Ob Ogden einem persönlichen Gespräch aus dem Weg gehen wollte? Und wenn ja, warum? So einfach würde er ihn jedenfalls nicht vom Haken lassen. »Es ist wirklich wichtig, Mr. Ogden, und es dauert auch bestimmt nicht lange.«

»Lässt sich das nicht auch morgen erledigen?«

»Heute wäre besser.«

»Also gut, von mir aus«, sagte Ogden und versuchte gar nicht erst, seine Verärgerung zu verbergen. »Wenn Sie um halb elf hier sind, dann kann ich versuchen, eine halbe Stunde oder so herauszuschlagen.«

»Wo wohnen Sie?«

»Cape Elizabeth.«

McCabe blickte auf seine Armbanduhr. Es war halb zehn. Selbst der entfernteste Winkel von Cape Elizabeth war höchstens zwanzig Minuten von hier entfernt. Wenn er sich ein bisschen beeilte, dann konnte er vorher sogar noch duschen. Er hätte eigentlich lieber in der 109 mit Ogden gesprochen, aber andererseits konnte er sich, wenn er ihn zu Hause besuchte, ein Bild davon machen, welche Art Leben der Mann führte. Das einzige Problem war die Zehn-Uhr-Besprechung im Dezernat. Er würde Maggie bitten müssen, die Leitung zu übernehmen und ihm hinterher zu berichten. Aber das machte ihr bestimmt nichts aus.

»Einverstanden«, sagte er. »Ich bin pünktlich um halb elf da.«

»Gut. Unser Cottage befindet sich in der Ledge Road 367. Wissen Sie, wo das ist?«

»Nein, aber ich werde es finden.«

Um zehn Uhr verließ McCabe frisch geduscht und rasiert seine Wohnung. Der Parkplatz vor dem Haus war schon geräumt, und keine fünf Minuten später hatte er den Crown Vic von Schnee und Eis befreit und auf die Eastern Prom gelenkt. Er fuhr die Fore Street hinunter und dann nach links, vorbei am John-Ford-Denkmal, auf die York Street in Richtung Casco Bay Bridge. Wenn ein Frachter oder ein Segelboot mit hohen Masten passieren musste, wurde die Brücke hochgeklappt, aber jetzt hatte er freie Fahrt und würde daher keine Probleme haben, die Ledge Road pünktlich zu erreichen. Auf der Route 77 durchquerte er South Portland und gelangte nach Cape Elizabeth, in einen der

wohlhabendsten Vororte von Portland. Er bestand vorwiegend aus breiten, geschwungenen Straßen, gesäumt von weitläufigen, komfortablen Kolonialstilvillen oder viktorianischen Stadthäusern auf riesigen, baumbestandenen Grundstücken. Hier lebte ein wesentlicher Prozentsatz der Ärzte, Rechtsanwälte und Börsenmakler Portlands und, so nahm er an, der größte Prozentsatz an nichtberufstätigen Hausfrauen und Müttern im gesamten Bundesstaat.

Es war ein herrlicher klarer Tag. Knackig kalt, aber dennoch sehr schön. Die Straßen wurden von jungfräulichem Schnee gesäumt. Er folgte den Angaben aus Google Maps, bog bei der Old Ocean House Road links ab, dann am Trundy Point noch einmal links, bis es im leichten Linksbogen auf die Ledge Road ging, gerade einmal hundert Meter vom offenen Meer entfernt und mit Sicherheit eine der besten Adressen der ganzen Stadt. Nummer 367 lag auf der linken Straßenseite. Einziges Erkennungszeichen war ein großer schwarzer Briefkasten in ländlichem Design. Nur Zahlen. Keine Namen. Das Haus selbst war, genau wie das Meer, hinter einem dichten Birken- und Ahornwäldchen verborgen. Eine zarte Schneedecke umhüllte die kahlen Äste der Bäume. Er folgte der Einfahrt, die – samstagvormittags um halb elf und trotz der knapp vierzig Zentimeter Neuschnee, die in der vergangenen Nacht gefallen waren – bereits fein säuberlich geräumt und gestreut war. Nach fast hundert Metern endete der Wald, und der Weg mündete in einen mit weißem Kies bedeckten Parkplatz, ebenfalls fein säuberlich geräumt. Er stellte den Crown Vic auf der rechten Seite zwischen einem schwarzen S-Klasse-Mercedes 500 – das angemessene Gefährt für einen der erfolgreichsten Rechtsanwälte der Stadt – und einem zehn Jahre alten Ford Taurus mit verbeultem Heckkotflügel ab. Der Mercedes war schneefrei. Ogden war heute Morgen also bereits unterwegs gewesen. McCabe stieg aus und sah sich um. Das hundert Jahre alte, schindelbedeckte »Cottage«, wie Ogden das Haus bezeichnet hatte, besaß genauso viel Ähnlichkeit mit einem Cottage wie der Mount Washington mit einem Hügel. McCabe schätzte, dass das Haus auf eine Wohnfläche von mindestens 600 Quadratmetern kam. Es stand auf einem spektakulären Grundstück mit Meeresblick, das garantiert weit über einen Hektar Land umfasste. Er war fünf Minuten zu früh, hatte aber nicht die Absicht, bis zum vereinbarten Termin hier draußen in der

Kälte zu stehen. Er folgte dem Pfad zur Haustür und klingelte. Im Inneren ertönte ein Glockenspiel. Die Tür ging auf, und er sah sich einer Frau mittleren Alters gegenüber. Sie trug eine Jeans, ein Sweatshirt und hielt einen Plastikeimer in der Hand.

»Mrs. Ogden?« sagte er, obwohl er hätte wetten können, dass sie es nicht war.

»Nein. Ich bin Chloe. Ich hole sie.«

»Eigentlich bin ich mit Mr. Ogden verabredet. Ich bin Detective Sergeant Michael McCabe.«

»Ich weiß, wer Sie sind. Kommen Sie rein. So gelangt ja die ganze Wärme nach draußen.«

McCabe betrat die Eingangshalle.

»Ich kenne Sie. Ich habe Sie letztes Jahr im Fernsehen gesehen. Als dieses Teenagermädchen ermordet worden ist. Katie Dubois. Das waren doch Sie, oder?«

Portland nannte sich zwar Stadt, aber es war immer wieder erstaunlich, was für ein Dorf es in Wirklichkeit war. Jeder kannte jeden. In New York hätte sich kein Mensch mehr daran erinnert. »Ja, das war ich.«

»Ich hole ihn. Ziehen Sie die Schuhe aus. Ich bin gerade erst mit den Böden fertig geworden.« Er gehorchte. »Den Mantel können Sie mir geben.«

Mit Eimer und Mantel in der Hand verschwand sie im hinteren Teil des Hauses.

McCabe blickte sich um. Überdimensioniertes Cottage oder nicht, es war jedenfalls ein spektakuläres Gebäude. Hohe Decken, herrliche Stuckarbeiten, Buntglasfenster. Von da, wo er stand, waren mindestens zwei offene Kamine zu sehen. Und in beiden brannte ein Holzfeuer.

»Lieutenant McCabe?« Ein gut aussehender Mann, groß und schlank, mit teuer frisierten grauen Haaren und selbstbewusstem Auftreten, kam auf ihn zu. Selbst mit seiner verwaschenen Bluejeans, der Helly-Hansen-Fleece-Jacke und den grauen Bartstoppeln auf den rosigen Wangen sah Ogden aus wie der Traum jedes Hollywood-Regisseurs, der einen Top-Rechtsanwalt zu besetzen hatte. »Hank Ogden«, sagte er und streckte die Hand aus. McCabe ergriff sie. Er erkannte Ogden wieder. Er war einer der Männer in Abendgarderobe, die auf dem Foto, das Tasco ihnen gezeigt hatte, neben Goff gestanden hatten.

»Danke für die Beförderung, Mr. Ogden, aber ich bin Sergeant. Detective Sergeant, um genau zu sein.« McCabe zeigte ihm seine Dienstmarke. Ogden würdigte sie keines Blickes, und McCabe steckte sie wieder ein. »Ein sehr schönes Haus haben Sie hier.«

»Ja, das stimmt. Ein Frühwerk von John Calvin Stevens. 1897 erbaut und, abgesehen von der Küche und den Badezimmern, immer noch weitgehend im Originalzustand. Es befindet sich bereits seit einiger Zeit im Besitz der Familie meiner Frau.«

McCabe hatte schon von Stevens gehört. Der bekannteste Architekt Portlands des letzten Jahrhunderts. Wer hier in der Stadt zwischen 1890 und 1930 ein extravagantes Haus haben wollte, der hatte sich an ihn gewandt. Und alle, die heute ein Haus von John Calvin Stevens bewohnten, prahlten damit. Sogar die mundfaulen Yankees. Die prahlten höchstens ein bisschen diskreter.

Ogden führte ihn in ein kleines, mit Bücherregalen gesäumtes Arbeitszimmer. Auch hier knisterte ein heimeliges Feuer in einem offenen Kamin, der im klassizistischen Adams-Stil gehalten war. Nachdem er McCabe einen der beiden roten Ledersessel angeboten hatte, setzte er sich in den anderen. Er musterte McCabe einen Augenblick lang und nahm dann aus einer feinen Porzellantasse mit rosa Blütenmuster einen Schluck Kaffee. McCabe hätte auch nichts gegen einen Kaffee gehabt, aber Ogden bot ihm keinen an, und McCabe hatte nicht vor, darum zu bitten.

»Wie ich bereits am Telefon gesagt habe, Sergeant, meine Zeit ist knapp, also lassen Sie uns gleich zur Sache kommen. Was möchten Sie wissen?«

»Erzählen Sie mir etwas über Elaine Goff.«

»Was soll ich sagen? Lainie war eine scharfsinnige, wunderschöne Frau und eine sehr gute Rechtsanwältin. Auf dem besten Weg, Teilhaberin zu werden. Sie wäre eine der jüngsten gewesen, die die Kanzlei je hatte.« Er setzte seine Trauermiene auf. »Ihr Tod ist eine Tragödie, die mich sprachlos macht.«

»Fällt Ihnen irgendein Grund ein, warum jemand sie hätte umbringen wollen?«

»Beim besten Willen nicht. Ich kann mir nur vorstellen, dass es ein zufälliger Überfall war. Ein Raubüberfall oder eine Vergewaltigung

vielleicht. Aber über solche Dinge wissen Sie mehr als ich.«

»An ihrem letzten Arbeitstag, da waren Sie und Elaine Goff die Letzten, die sich bei Palmer Milliken ausgetragen haben. Das war Freitag, der 23. Dezember.« McCabe hielt kurz inne für den Fall, dass Ogden dazu etwas sagen wollte. Wollte er aber nicht. »Sie haben sich zehn Minuten nach ihr ausgetragen, um genau zehn nach neun. Sind Sie ihr vielleicht vorher noch im Büro begegnet?«

»Das bin ich, ja, in der Tat. Wir hatten noch eine Besprechung. Von ungefähr halb neun bis neun. Lainie wollte vor ihrem Urlaub noch einige Dinge mit mir klären.«

»Zum Beispiel?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, welche Bedeutung das für Ihre Ermittlungen haben könnte.«

Wenn du sie auf deinem Schreibtisch gevögelt hast, dann könnte das sogar von großer Bedeutung sein, du arschloch, hätte McCabe am liebsten erwidert. Doch er entschied sich für eine abgeschwächte und weniger hitzige Bemerkung. »Alles, was Ms. Goff durch den Kopf gegangen ist, alles, worüber sie gesprochen hat, könnte ihre späteren Handlungen beeinflusst haben und hilft uns unter Umständen, ihren Mörder zu finden.«

Ogden erwiderte nichts, und seine ausdruckslose Miene gab nichts preis. Wahrscheinlich ein verflucht guter Pokerspieler. Schließlich sagte er:

»Nun, ich weiß zwar nicht, was das mit ihrem Tod zu tun haben könnte, aber bei der Besprechung ging es um Lainies berufliche Zukunft. Sie wollte gern noch vor Jahresende zur Teilhaberin aufsteigen, was außergewöhnlich früh gewesen wäre. Sie ist erst seit sechs Jahren bei Palmer Milliken. Ich war dennoch der Meinung, dass derartige Überlegungen aufgrund ihrer Arbeitsleistung durchaus gerechtfertigt waren. Darum habe ich mich bei einer Sitzung der Teilhaber am frühen Abend jenes Tages für ihre Aufnahme in unseren Kreis eingesetzt.«

»Und, hat man ihr ein Angebot unterbreitet?«

»Nein. Meine Kollegen hielten den Zeitpunkt für zu früh und waren der Meinung, dass Lainie noch ein Jahr warten sollte. PM vergibt die Teilhaberschaft in aller Regel nach sieben Jahren. Ich habe mich zwar für sie eingesetzt, aber ohne Erfolg.«

»Und das haben Sie ihr bei ihrem Treffen mitgeteilt?«

»Ja.

»Wie hat sie es aufgenommen?«

»Sie war natürlich enttäuscht.«

»War sie wütend?«

Ogden betrachtete McCabe, als wollte er abschätzen, wie viel der Detective wusste. Nach kurzem Zögern sagte er: »Nicht, dass man es ihr angesehen hätte.«

»Hat sie gesagt, wo sie anschließend hinwollte?«

»Nein, und ich habe sie auch nicht danach gefragt. Aber ich nahm wohl an, dass sie nach Hause fahren würde, um zu packen. Sie wollte ja am nächsten Morgen in den Urlaub.«

»Ich möchte, dass meine Leute Zugang zu ihrem Büro und ihrem Computer bekommen. Vielleicht finden wir ja irgendwelche Notizen oder E-Mails, die uns bei unseren Ermittlungen weiterbringen.«

»Wenn sie nur zufällig von einem Straßenräuber ...«

»Wir haben Grund zu der Annahme, dass sie ihren Mörder gekannt hat.« Das stimmte zwar nicht ganz, aber vielleicht brachte er Ogden damit aus dem Konzept. »Es könnte sein, dass sich in ihrem Büro entsprechende Hinweise finden lassen.«

»Tja, für mich hört sich das eher so an, als würden Sie im Trüben fischen.« Ogden spitzte die Lippen und schüttelte dann den Kopf. »Nein, das werde ich nicht erlauben.«

»Ich kann mir eine richterliche Anordnung besorgen.«

»Das glaube ich nicht. Ihre Akten unterliegen der anwaltlichen Schweigepflicht.«

»Wir wollen nur einen Blick in ihre persönlichen Unterlagen werfen. Sie oder ein anderer Mitarbeiter Ihrer Kanzlei können gerne dabei sein. Um sicherzustellen, dass wir nicht mit vertraulichen Informationen in Berührung kommen.«

»Das reicht nicht. Ich bin mir nicht sicher, ob ihre persönlichen Dinge sich tatsächlich von den arbeitsrelevanten Unterlagen trennen lassen. Bei E-Mails ist das jedenfalls mit Sicherheit nicht der Fall. Natürlich möchte ich Ihnen gerne so gut wie möglich behilflich sein, aber ich darf unter keinen Umständen das vertrauliche Verhältnis zu meinen Mandanten gefährden. Wenn Sie eine richterliche Anordnung beantragen, dann fürchte ich, müssen wir mit einem Antrag auf Aufhebung dieser

Anordnung reagieren. Und ich glaube, dass wir damit Erfolg haben werden.«

Da konnte Ogden durchaus recht haben. McCabe würde unter Umständen glaubhaft darlegen müssen, dass Goffs Akten tatsächlich relevante Informationen enthalten könnten. Er würde sich besser erst einmal mit Burt Lund von der Staatsanwaltschaft über das weitere Vorgehen verständigen. Vielleicht konnte Lund ja eine Vereinbarung mit Ogden aushandeln. Anderenfalls würden sie es mit einem Durchsuchungsbefehl probieren. Doch im Augenblick musste er einen anderen Weg einschlagen.

»Was haben Sie denn gemacht, nachdem Sie an diesem Freitag das Büro verlassen haben?«

»Ich habe mich noch mit einer Bekannten getroffen, um den erfolgreichen Jahresabschluss zu feiern, und danach bin ich hierher nach Hause gekommen und habe den Rest des Abends mit meiner Frau verbracht.«

»Und was für eine Bekannte war das?«

»Eine Anwältin aus meiner Abteilung. Wir haben uns auf einen Drink in der Bar des Portland Harbor Hotel getroffen, und ja, ich kann es beweisen. Die Quittung liegt in meinem Büro.«

»Und wer war diese Anwältin?«

»Ich glaube nicht, dass Sie das etwas angeht.«

»Seien Sie doch bitte so nett.«

Ogden, der Einfaltspinseln gegenüber offensichtlich keine Geduld aufbrachte, seufzte. »Eine Angestellte aus meiner Abteilung für Firmenfusionen und Übernahmen. Eine gewisse Janet Pritchard.«

Interessant. Eine Frau. Wahrscheinlich eine junge Frau, da sie noch nicht Teilhaberin war. Ob Ogden sie auch vögelte? McCabe merkte sich den Namen, um sich später noch einmal damit zu beschäftigen. »Noch eine letzte Frage.«

Ogden warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

»Wo waren Sie in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch zwischen 22.00 Uhr und 3.00 Uhr morgens?«

»Sergeant McCabe, ich fürchte, ich habe keine Zeit mehr. Abgesehen davon empfinde ich dieses Gespräch zunehmend als ermüdend. Ich werde veranlassen, dass Chloe Ihnen Ihren Mantel bringt.« Mit diesen

Worten stand er auf und verließ das Zimmer, ließ die beinahe leere Tasse auf dem Tisch stehen und McCabe in seinem roten Ledersessel sitzen. McCabe musterte die Tasse und überlegte, ob er sie vielleicht unbeobachtet in die Tasche stecken konnte. Dann würde seine Tasche zwar nass werden, aber er hätte eine Probe von Ogdens Speichel und damit auch seine DNA. Und den Ogdens würde der Verlust einer einzigen Tasse höchstwahrscheinlich nicht weiter auffallen. Aber er wusste auch, dass alle Indizien, die er unerlaubterweise und ohne Durchsuchungsbefehl an sich brachte, vor Gericht nicht zugelassen würden.

»Hier ist Ihr Mantel, Detective.«

»Danke, Chloe.«

McCabe schlüpfte hinein und schwang die langen Mantelschöße dabei bewusst im weiten Bogen hinter sich herum. Ogdens Tasse zerschellte auf dem Holzfußboden.

»Oh, verdammt. Nun schaue sich das mal einer an.« Er wusste doch, dass es einen Grund gab, warum er diesen bodenlangen Mantel trug. Chloe lief los, um Kehrschaufel und Besen zu holen. »Tut mir furchtbar leid«, rief er ihr nach. Dann kniete er sich hin und steckte so viele Randstücke wie möglich in seine Tasche. Er schlüpfte in seine Schuhe, winkte Chloe zum Abschied zu und zog die Haustür hinter sich ins Schloss. Nicht, dass die ganze Wärme nach draußen gelangte.

Henry C. »Hank« Ogden stand am Flurfenster im ersten Stock und sah mit einer gewissen Abscheu zu, wie McCabe über den vereisten Kies auf den großen schwarzen Ford zuing. Er verspürte ein Ziehen in seinen Eingeweiden. Es war ein Gefühl, das er nicht mochte. Überhaupt nicht. Er musste unbedingt verhindern, dass dieser neugierige Scheißkerl von Detective mit seinen ganzen Fragen über Lainie und wer wann wo gewesen war, allzu tief in seinen Angelegenheiten herumstocherte. Es wäre nicht gut, wenn er zu viel in Erfahrung brächte. Oh nein. Überhaupt nicht gut.

Tief in Gedanken versunken merkte er gar nicht, wie Barbara hinter ihn trat. Als sie ihm die Hand auf die Schulter legte, zuckte er zusammen.

»Du solltest dich so langsam duschen und umziehen, Henry. In weniger als einer Stunde werden Jock und Sonia mit den Jungs hier sein.«

Er nickte geistesabwesend, den Blick immer noch auf das Auto gerichtet,

während es ausparkte und dann die Einfahrt hinunter verschwand. Sein ältester Sohn aus Boston kam mit seiner Frau und den beiden Söhnen übers Wochenende zu Besuch. Es würde schwer werden, den hingebungsvollen Vater und Opa zu spielen, während ihm so viele andere Dinge durch den Kopf gingen.

»Wer war das in dem schwarzen Auto?«, wollte Barbara wissen.

»Ein Polizist. Jemandem aus der Kanzlei ist etwas zugestoßen. Er wollte mir ein paar Fragen stellen.«

»Tatsächlich? Was ist denn passiert?«

»Eine unserer Anwältinnen ist gestorben. Nun – das stimmt nicht ganz. Um genau zu sein, sie wurde ermordet.«

»Oh mein Gott, Henry, das ist ja furchtbar. Es tut mir so leid«, sagte sie.

»Wer war sie denn?«

»Eine junge Frau aus meiner Abteilung. Du kennst sie nicht. Elaine Goff.«

»Ermordet. Mein Gott. Hat die Polizei schon eine Vermutung, wer es getan hat?«

»Nein. Noch nicht.«

»Elaine Goff? Ich glaube nicht, dass ich den Namen schon einmal gehört habe. War sie denn wichtig für die Kanzlei?«

»Nein«, erwiderte er. »Nicht wichtig.« Er lächelte und küsste sie sanft auf die Wange. »Überhaupt nicht wichtig.«

McCabe fuhr nicht sofort zurück in die 109, sondern hielt vor dem Coffee by Design in der Congress Street an. Er ließ den Motor laufen und bestellte sich einen großen Becher von der dunklen Röstung des Tages, »Schwarzer Donner«, die sich zumindest danach anhörte, als sollte sie ihn eine ganze Weile auf Trab halten. Nachträglich kam er auf die Idee, sich auch noch einen Preiselbeer-Walnuss-Scone zu bestellen. Dann saß er eine ganze Weile in seinem Wagen, schlürfte und kaute und betrachtete sich das Bild von Elaine Goff im schwarzen Abendkleid. Ogden zu ihrer Linken. Jack Kelly zu ihrer Rechten. Der Typ, der aufgrund von Lainies Tod fast zweihundert Riesen bekommen sollte. McCabe wendete den Crown Vic, bog nach rechts in die Avon Street, dann sofort wieder nach links und noch einmal nach rechts, bis er zur Einfahrt eines großen, heruntergekommenen viktorianischen Stadthauses gelangte. Zwei kleinere Gebäude weiter hinten auf dem Grundstück schienen ebenfalls dazuzugehören. Er stellte sich zwischen einen roten Jeep Cherokee – einen von den alten, kastenförmigen – und einen verbeulten Schulbus, dessen ursprüngliche gelb-orangefarbene Lackierung hellblau übermalt worden war. In schwarz waren von Hand die Worte SANCTUARY HOUSE auf die blaue Grundierung gemalt worden. Darunter stand in etwas kleinerer Schrift: WO DIE HOFFNUNG ZU NEUEM LEBEN ERWACHT. Unter der blauen Farbe waren noch die Umrisse einer früheren Beschriftung zu erkennen. Sie hatte WEST PARIS SCHOOL DISTRICT gelautet.

Ein Junge und ein Mädchen, beide nur wenig älter als Casey, lehnten am Verandageländer, saugten voller Hingabe an ihren Zigarettenstummeln und gaben sich alle Mühe, ihn zu ignorieren. Der Junge wandte den Blick ab, als McCabe näher kam. Das Mädchen starrte ihn durch eine dicke Make-up-Schicht hindurch verächtlich an. Von schwarzem Lippenstift und noch schwärzerem Lidstrich schien sie mindestens ebenso abhängig zu sein wie von Nikotin. Unter dem bemalten Gesicht trug sie ein kurzes, flauschiges weißes Kunstpelzjäckchen sowie einen knappen Minirock über einer dunkelgrauen Leggings, die wiederum in flauschigen Stiefeln steckte, welche irgendwie zu dem flauschigen

Jäckchen passten. Abgesehen von der Leggings, die wohl als Zugeständnis an das Wetter gewertet werden musste, schrie ihre ganze Aufmachung »Nutte«. Er wusste nicht, was genau er hier im Sanctuary House erwartet hatte, aber so etwas eher nicht.

McCabe setzte sein freundlichstes Lächeln auf. »Weiß jemand von euch vielleicht, wo ich John Kelly finden kann?«

Er bekam keine Antwort und wiederholte seine Frage.

Schließlich nickte das Mädchen langsam. »Ja. Wissen wir.«

»Na prima. Das ist doch ein Anfang. Und könnt ihr mir vielleicht auch sagen, wo?«

Sie nahm einen letzten tiefen Zug und warf den Stummel dann in eine große Konservendose, die offensichtlich genau zu diesem Zweck hier draußen stand. »Ich geh ihn holen«, sagte sie dann und betrat das Haus.

Der Junge rauchte weiter und starrte auf die Straße. Sein mit Aknenarben übersätes Gesicht war unter den vielen Piercings fast nicht mehr zu erkennen.

»Schöner Tag heute, was?«, sagte McCabe.

Keine Antwort.

»Aber trotzdem ganz schön kalt. Eine Jacke könnte dir nicht schaden.«

Immer noch keine Antwort.

»Hast du auch einen Namen?«

»Nein.« Der Junge schnippte den Zigarettenstummel in die Konservendose und ging zur Haustür. McCabe folgte ihm achselzuckend. Kaum war er eingetreten, sah er das Mädchen zurückkommen.

»Er sagt, Sie sollen in seinem Büro auf ihn warten. Da drüben.« Sie deutete auf eine geschlossene Tür, an der ein handgeschriebener Zettel klebte. Darauf stand: ANKLOPFEN!

»Er sagt, er sei gleich da.« Sie huschte die Treppe hinauf. McCabe trat ohne anzuklopfen ein und machte die Tür hinter sich zu. In Kellys Büro gab es nicht viel zu sehen, und das wenige, was da war, wirkte ziemlich abgegriffen. Schon drei- oder viermal ausgemustert und weitergereicht. Ein alter Eichenschreibtisch. Ein paar Klappstühle aus Metall für Besucher. Ein großer Blech-Aktenschrank in der Ecke. Praktisch jede ebene Fläche war mit Papieren übersät – Akten, Anleitungen, Stapeln mit Zeitungsausschnitten, die zum größten Teil vom Sanctuary House

oder Kelly persönlich zu handeln schienen. Allesamt voll des Lobes. Auf dem obersten war ein Bild von Kelly zu sehen, die Hände auf den Schultern zweier Teenager, die deutlich gepflegter aussahen als die beiden draußen auf der Veranda. EIN HELD DER STRASSE, verkündete die Schlagzeile.

Die beiden Zimmerwände rechts und links waren hinter überquellenden Bücherregalen verborgen, gebaut aus Backsteinen und rohen Holzbrettern, wie in einer Studentenbude. Hunderte Bücher. Die meisten Titel schienen zu Kellys beruflicher Betätigung zu passen. *Zerbrochenes Leben: Die Tragödie der Kindesmisshandlung; Zur Psychotherapie verstoßener Kinder; Spenden sammeln und Gemeinnützigkeit: Lokale Partnerschaften gründen*. Er griff nach einem Buch mit dem Titel *Die heilende Kraft des Spiels: Arbeiten mit misshandelten Kindern* von einer Autorin namens Eliana Gil, blätterte ein wenig darin herum und stellte es wieder zurück. Er ging in die Knie und besah sich die unteren Regalbretter. Überwiegend Bücher zum Thema Religion und Theologie. Zwei Titel in der rechten Ecke hinter Kellys Schreibtisch weckten sein Interesse. Der erste lautete *Die Theologie der prophetischen Tradition*. Er griff nach dem zweiten: *Einführung in die alttestamentlichen Propheten und ihre Botschaft*. Er blätterte ein bisschen darin herum. Viele Stellen waren mit gelbem Leuchtstift markiert. Dann schlug er das Inhaltsverzeichnis auf und wurde von Erregung gepackt, gefolgt von einer Woge des Zweifels. Er starrte auf die Worte, die er da las. Kapitel 17. Seite 463. *Die Prophezeiungen des Amos. Ihre historische Bedeutung im Zeitalter der Moderne*.

Da wurde er von einer tiefen Stimme unterbrochen. »Sie interessieren sich für meine Bibliothek?«

McCabe blickte auf. Zwei dunkelblaue Augen blickten durch eine dicke schwarze Brille zu ihm herab. Er klappte das Buch zu und erhob sich.

»John Kelly?«

Kelly nickte.

»Detective Sergeant Michael McCabe. Portland Police Department.«
Sie gaben einander die Hand.

»Womit kann ich dienen?«

»Alle Sünder in meinem Volk sollen durchs Schwert sterben«, sagte McCabe und beobachtete Kelly genau. Keine Reaktion, abgesehen von

sanfter Neugier.

»Wie bitte?«

»Alle Sünder in meinem Volk sollen durchs Schwert sterben. Kommt Ihnen das irgendwie bekannt vor?«

»Ich fürchte, ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

McCabe hielt ihm das Buch hin. »Das ist ein Zitat aus dem Buch Amos. Kapitel neun. Vers zehn. Ich habe mich gefragt, ob Sie das vielleicht schon einmal gehört haben.«

»Ich kann mich nicht konkret daran erinnern, aber wahrscheinlich bin ich schon einmal über diese Stelle gestolpert.«

»Ist das Ihr Buch?«

»Selbstverständlich ist das mein Buch, genau wie die anderen auch. Allerdings ist das hier schon ein bisschen älter. Ich habe während des Studiums eine Arbeit über das römisch-katholische Verständnis der alttestamentlichen Propheten geschrieben.«

»Haben Sie dabei auch das Buch Amos mit berücksichtigt?«

»Ja. Das war allerdings nicht der Schwerpunkt.«

»Aber an diesen speziellen Vers können Sie sich nicht erinnern?«

»Nicht genau, aber bei Amos geht es ja ständig darum, dass die Sünder ausgemerzt werden sollen, insofern passt diese Stelle recht gut ins Gesamtbild.«

»Interessant.«

»Wenn Sie das sagen.«

»Interessieren Sie sich immer noch für die Bibelforschung?«

»Vermutlich schon. Damit habe ich schließlich meinen Dokortitel erworben. Und es war das Fach, das ich am College unterrichtet habe, bevor ich die Entscheidung traf, nicht nur zu reden, sondern auch zu handeln und diese Institution hier zu gründen. Ich lese immer noch ab und zu etwas zu dem Thema, und manchmal schreibe ich sogar etwas. Wenn ich Zeit habe. Was nicht allzu oft vorkommt.«

»Wer weiß von Ihrer Arbeit über die prophetischen Traditionen?«

Kelly stieß einen tiefen Seufzer aus. »Also, so langsam wird es langweilig. Ich habe keine Ahnung. Mein Dozent von damals erinnert sich vielleicht noch daran. Und mein damaliger Mitbewohner vielleicht auch. Aber warum, um alles in der Welt, stellen Sie mir Fragen über Amos-Zitate?«

»Findet man diese Arbeit über Google?«

»Meine Seminararbeit?« Kelly warf McCabe einen irritierten Blick zu.

»Du meine Güte, nein. Sie ist nie veröffentlicht worden. So gut war sie nicht.«

»Haben Sie sie immer noch?«

Kelly überlegte. »Sie liegt wahrscheinlich in irgendeinem Karton bei den anderen Sachen, die ich vom Studium aufbewahrt habe.«

»Wo steht dieser Karton?«

»Ich habe ein Sommerhäuschen. Obwohl Häuschen übertrieben ist. Es ist eigentlich nur ein Schuppen. Da habe ich viele Sachen eingelagert.«

»Unbeheizt?«

»Es gibt dort einen Holzofen. Aber im Winter verbringe ich nie Zeit dort. Es ist nicht isoliert. Das letzte Mal, dass ich da war, ist etliche Monate her.«

»Und wo steht es?«

»Auf einer der Inseln.«

»Auf welcher?«

»Harts.«

McCabe unterdrückte seine aufkeimende Erregung, so gut es nur ging.

»Hätten Sie etwas dagegen, wenn wir uns Ihre Hütte einmal anschauen?

Immer vorausgesetzt natürlich, Sie haben nichts zu verbergen. Wenn es Ihnen lieber ist, können wir auch jederzeit einen

Durchsuchungsbeschluss besorgen.«

Kelly schien darüber eher verwundert als verärgert zu sein. »Jederzeit.

Es ist nicht einmal abgeschlossen. Gehen Sie einfach rein.« Kelly

beschrieb ihm den Weg zu der Hütte. »Aber warum sagen Sie mir nicht endlich, was das alles mit Lainies Tod zu tun hat? Darum sind Sie doch hier, oder? Wegen Lainies Tod? Wollen Sie damit etwa sagen, dass da jemand das Buch Amos gelesen, den Inhalt wörtlich genommen und Lainie ausgemerzt hat, weil sie eine Sünderin war?«

»Ausmerzen – seltsames Wort, finden Sie nicht auch? Wo kommt es eigentlich her?«

»Ich habe keine Ahnung. Könnten Sie mir nun bitte eine Antwort auf meine Frage geben?«

»Tut mir leid, aber das kann ich nicht. Ich wollte nur etwas nachprüfen. Können wir vielleicht noch einmal von vorne anfangen?« Er streckte

Kelly die Hand entgegen. »Wie gesagt, ich heiße McCabe. Detective Sergeant Michael McCabe.«

»Ich weiß, wer Sie sind. Als die Kids mir Bescheid gesagt haben, dass ein Polizist da sei, da dachte ich mir schon, dass Sie es sind.«

McCabe deutete lächelnd auf seine Zivilkleidung. »Wie sind sie denn darauf gekommen?«

»Diese Jugendlichen riechen die Polizei auf einen Kilometer gegen den Wind.«

Genau wie ihre Altersgenossen in New York, dachte McCabe. Die wussten auch immer sofort Bescheid. Ob mit oder ohne Uniform. Ob schwarz oder weiß. »Wie schaffen die das bloß? Die Polizei zu erschnffeln, meine ich.«

»Erfahrung. Die meisten sind ja Ausreißer, Verstoene und andere Restposten vom Schrottabladeplatz unserer Gesellschaft. Sie sind den größten Teil ihres Lebens von irgendwelchen Typen in blauen Uniformen schikaniert, terrorisiert und verfolgt worden.«

»Ich trage schon lange keine blaue Uniform mehr.«

»Es liegt nicht an der Uniform, McCabe. Glauben Sie mir. Die wissen Bescheid. Aber wie es auch sei, seit ich von der Sache mit Lainie erfahren habe, rechne ich mit Ihrem Besuch.«

Kelly deutete auf einen der Klappstühle. »Legen Sie die Akten einfach auf den Stapel da drüben.« Er schlüpfte hinter seinen Schreibtisch, setzte sich hin und betrachtete McCabe aufmerksam. Trotz der Brille konnte man nicht umhin, seine Augen zu bemerken. Sie waren noch blauer, blickten noch intensiver als auf dem Foto. Sie strahlten Energie aus.

Nach allem, was man hört, soll er ein wahnsinnig charismatischer Mann sein, hatte Maggie gesagt. *Einer, den man nicht so schnell wieder vergisst*. Seine schiefe Nase machte den Eindruck, als sei sie mehr als nur ein Mal gebrochen. McCabe tippte auf eine Vergangenheit als Schläger. So ähnlich wie Cleary vielleicht.

»Haben Sie mal geboxt?«

»Amateurboxen. Als Teenager, damals in Pittsburgh.«

»Waren Sie gut?«

»Nicht besonders. An der Nase sehen Sie ja, dass ich mehr Schläge abbekommen als ausgeteilt habe.«

»Warum haben Sie es dann trotzdem gemacht?«

»Ich möchte mich verteidigen können. Als ich jung war, bin ich immer wieder mal schikaniert worden. Besonders von einem Typen. Ich wollte, dass er mich in Ruhe lässt.«

»Sie haben ihn geschlagen?«

»Nur einmal. Das hat gereicht. Er hat sofort damit aufgehört.«

»Sie zu schikanieren?«

»Ja. Mich zu schikanieren.«

»Soll ich Sie Father Jack nennen?«

»Nein. Einfach nur John. Oder Jack, wenn Ihnen das lieber ist. Ich bin ja kein Priester mehr, schon lange nicht mehr.«

»Aber Sie sind immer noch gläubig?«

»Ja, aber anders als früher. Gott bestimmt den Kurs für mein Leben. Der Papst allerdings nicht mehr.«

»Tragen eigentlich die meisten der Jugendlichen hier solche Sachen wie das Mädchen auf der Veranda? Die, die Sie geholt hat?«

»Was haben Sie denn erwartet? Die Brady-Familie?«

»Wie alt ist sie? Fünfzehn?«

»Tara ist sechzehn.«

»Dann eben sechzehn. Gibt es einen bestimmten Grund, warum Sie zulassen, dass sie da draußen auf der Veranda herumhängt und raucht, aufgebrezelt wie eine Nutte am Times Square?« Vielleicht nicht die beste Einleitung für ein Gespräch mit Kelly, aber scheiß drauf. Das Mädchen war gerade mal zwei Jahre älter als Casey. McCabe musste sich irgendwie Luft machen.

»Hören Sie, McCabe, wenn unser Gespräch in diese Richtung gehen soll, dann können Sie gleich wieder einpacken und sich in die Middle Street verziehen. Meine Kinder sind keine Engel, das sollten Sie wissen, wo Sie doch auch einmal auf der Straße gearbeitet haben. Viele von ihnen sind nachtragende, schmutzige, reulose Sünder. Alle haben sie schwere Verletzungen davongetragen. Das kann ich nicht an einem Tag, in einer Woche oder in einem Monat ändern. In der Regel tragen sie die Sachen, die sie bei ihrer Ankunft hier am Leib hatten, und dazu das, was ihnen von den Kleiderspenden gefällt, die wir von den Kirchengemeinden der Stadt bekommen. Und das ist ehrlich gesagt nicht viel.«

McCabe war klar, dass er den falschen Ansatz gewählt hatte. Ihm war auch klar, dass das dämlich gewesen war. Wenn er noch irgendetwas von

Kelly erfahren wollte, dann musste er sich zusammennehmen. Seine Wut zurückdrängen. Kelly war allerdings gerade in Fahrt gekommen, und McCabe nahm an, dass er besser daran täte, ihn ausreden lassen.

»Tara sieht also aus wie eine Nutte«, fuhr Kelly fort. »Tja, raten Sie mal? Sie haben recht. So hat sie das letzte Jahr überlebt, und ich wette, wenn Sie sie danach fragen würden, dann würde sie Ihnen sagen, dass es immer noch besser ist, gegen Bezahlung Fremde zu ficken als den eigenen Vater, und zwar umsonst. Denn genau dazu hat er sie den Großteil ihres Lebens gezwungen. Zumindest dann, wenn er sie nicht gerade verprügelt und ihr erzählt hat, was für ein wertloses Stück Scheiße sie ist. Jetzt prostituiert sie sich immerhin nicht mehr, und das ist gut so. Sie hat einen neuen Anfang gemacht. Bloß die Kleidung hat sie noch nicht gewechselt.«

»Es tut mir leid.«

»Ihnen tut es leid?«

»Ja, es tut mir leid. Ich habe meinen Gefühlen einfach freien Lauf gelassen, und das war völlig unangebracht. Dafür entschuldige ich mich.«

»Okay.« Ein tiefer Atemzug. Eine Pause. »Entschuldigung angenommen.« Noch ein tiefer Atemzug. Noch eine Pause. »McCabe, Sie müssen verstehen, dass unsere erste Aufgabe hier darin besteht, Tara und andere so wie sie von der Straße zu holen und sie davon zu überzeugen, dass ihr Leben etwas wert ist, dass sie es wert sind, dass sich jemand um sie kümmert. Modefragen und Nikotinentzug, so wichtig diese Dinge für Sie sein mögen, spielen da aus meiner Sicht eine untergeordnete Rolle.«

»Sie scheinen das alles mit großer Leidenschaft anzugehen.«

»Das ist Ihnen also aufgefallen.«

»Ist denn an dem Gerücht, dass Sie als Kind selbst missbraucht worden sind, etwas dran?«

»Erstens ist es kein Gerücht, und zweitens, ja, da ist etwas dran. Das will ich gar nicht verschweigen. Ich war vierzehn Jahre alt, als der Priester meiner Heimatgemeinde mich vergewaltigt hat. Beim ersten Mal habe ich es meinem Alten erzählt, und der hat nichts weiter unternommen, als mir die Seele aus dem Leib zu prügeln, weil ich die Heilige Mutter Kirche beleidigt habe. Also bin ich zu dem Schluss gekommen, dass ich

mich wohl selbst verteidigen muss. Ich habe Ihnen doch erzählt, dass ich von jemandem schikaniert worden bin. Nun ja, beim zweiten Mal habe ich dem Priester eine heftige Tracht Prügel verpasst. Er war größer und älter als ich, aber hinterher hatte er zwei blaue Augen und eine blutige Nase.«

McCabe unterdrückte ein Lächeln. »Und Sie – welche Konsequenzen hatte das für Sie?«

»Keine. Er konnte ja schlecht sagen, wieso es dazu gekommen war. Also hat er überall, auch bei der Polizei, herumerzählt, dass er auf der Straße überfallen worden sei. Von ein paar kräftigen Schwarzen.«

»Natürlich. Passiert ja ständig.«

»Wie auch immer – wissen Sie, was mich seit damals ärgert? Dass es überhaupt nichts genützt hat, dass ich dem guten Hirten so zugesetzt habe. Er hat einfach weitergemacht, nur eben mit anderen Kindern.«

»Wie sind Sie denn auf die Idee gekommen, selbst Priester zu werden?«

»Sie meinen, abgesehen davon, dass ich mich berufen gefühlt habe?«

»Ja. Abgesehen davon.«

»Wie viele andere hatte auch ich die lächerliche Vorstellung, die Institution von innen heraus verändern zu können. Hat nicht lange gedauert, bis ich gemerkt habe, dass das eine Illusion war. Zu jener Zeit hatte die Institution kein Interesse an Veränderungen. Sie hatte nur ein Interesse daran, Skandale zu verhindern, und das ist ihr ja über Jahrzehnte hinweg auch sehr gut gelungen. Erst als der *Boston Globe* dafür gesorgt hat, dass das ganze Land davon erfährt, hat die Kirche wirklich angefangen, etwas zu verändern. Aber da war Sanctuary House schon längst gegründet und ich kein Priester mehr.«

McCabe konnte sich noch gut an die Artikelserie im *Globe* erinnern. Im Januar 2002 hatte ein Reporterteam der Zeitung die Geschichte der pädophilen Gottesmänner ans Tageslicht gezerzt, hatte die Sünden Hunderter Priester und die Leiden Tausender Kinder in allen Einzelheiten dokumentiert. Das ganze Land stand unter Schock. McCabe nicht. Schon Jahrzehnte zuvor hatte er von einem solchen Fall von Missbrauch durch einen katholischen Priester erfahren, weil er einen Jungen gekannt hatte, der ebenfalls Opfer gewesen war. Er hatte schon lange nicht mehr an Edward Mullaney gedacht. Vierzehn Jahre alt. Schüchtern und ernsthaft. Ministrant. Fromm und gläubig und

vollkommen wehrlos gegen die Gott-ähnliche Gestalt mit dem weißen Kragen, die ihn gern auf »Ausflüge« mitnahm. McCabe hatte sich oft gefragt, was wohl aus Edward geworden war. Letztes Jahr hatte er es erfahren. Da war Mullaney wegen Vergewaltigung eines achtjährigen Mädchens verurteilt worden.

»Wie viele Jugendliche wohnen denn hier?«

»Das kommt darauf an. Zwischen dreißig – das ist unser gesetzlich festgelegtes Maximum – und sechzig. Das ist das, was wir maximal hier reinquetschen können. Diejenigen, die im Sommer auf der Straße schlafen, schlafen im Januar hier bei uns. Im Augenblick haben wir drei bis vier in jedem Zimmer.«

»Die kommen und gehen?«

»Wir sind kein Gefängnis. Jugendliche sind hier immer willkommen. Alle. Und wenn sie uns wieder verlassen, dann rennen wir ihnen in der Regel nicht hinterher. Obwohl ich das ein paarmal gemacht habe, wenn ich dachte, dass sie für sich oder für andere zur Gefahr werden könnten. In einigen Fällen habe ich sogar Ihre Kollegen zu Hilfe gerufen.«

»Wie lange ist denn die durchschnittliche Aufenthaltsdauer?«

»Manche verschwinden schon nach einer Nacht wieder. Andere bleiben Wochen oder Monate hier. Dann haben wir die Möglichkeit, mit ihnen zu arbeiten. Wir schicken niemanden weg, und wir schmeißen niemanden raus, es sei denn, jemand hält sich nicht an unsere Regeln.«

»Die da wären?«, fragte McCabe.

»Es gibt nur drei, und wie gesagt, ein Rauchverbot gehört nicht dazu. Regel Nummer eins lautet: Keine Gewalt. Nicht gegen sich selbst oder jemand anders. Regel Nummer zwei: Kein Alkohol, keine Drogen. Weder hier noch sonst irgendwo. Regel Nummer drei: Gegenseitiger Respekt. Wer einmal eine Regel bricht, bekommt normalerweise eine zweite Chance. Beim zweiten Mal ist er draußen. Wer sich dran hält, bekommt von uns im Gegenzug eine Schlafstelle, etwas zu essen und die Pflicht aufs Auge gedrückt, sich irgendwie an den anfallenden Arbeiten zu beteiligen. Beim Kochen. Beim Saubermachen. Schneeschippen. Außerdem müssen sie sich mit einem unserer Berater zusammensetzen und einen Plan entwickeln, wie sie ihrem Leben eine Wende geben wollen. Wir versuchen, ihnen irgendwo in der Stadt eine Arbeit zu verschaffen. Eine dauerhafte Unterkunft. Wir schicken sie zur Schule,

damit sie auf dem zweiten Bildungsweg vielleicht noch einen Abschluss hinbekommen. Dank unserer freiwilligen Helfer können wir auch all denen, die es nötig haben, eine Therapie anbieten. Für die anderen gibt es Beratungsgespräche.«

»Haben Sie einen festen Mitarbeiterstamm?«

»Es gibt mich und drei Berater. Einer ist ein junger Mönch, der schon seit etlichen Jahre dabei ist. Die beiden anderen studieren Sozialarbeit an der University of Southern Maine. Zum Ende des Semesters hören sie hier auf und werden durch neue Studenten ersetzt. Außerdem haben wir noch eine ganze Reihe freiwilliger Helfer.«

»War Lainie Goff eine davon?«

»Ja, Lainie war eine davon. Außerdem gehörte sie zum Kuratorium.«

»Als aktives Mitglied?«

»Sehr aktiv. Diese Einrichtung hat ihr viel bedeutet.«

»Was war ihre Aufgabe?«

»Sie hat Spenden gesammelt. Das konnte sie wirklich hervorragend. Außerdem war sie unsere Anwältin. Kostenlos selbstverständlich.«

»Hat sie Sie vertreten oder die Jugendlichen?«

»Beides. Diejenigen, die die Entscheidungen treffen, werfen uns ständig irgendwelche Knüppel zwischen die Beine – die Stadtverwaltung, die Jugendämter. Sie hat sie uns vom Leib gehalten. Manchmal wollen Eltern die Kinder, die sie misshandelt haben, wieder zurückholen. Auch die hat sie uns vom Leib gehalten. Lainie war eine knallharte, kluge und kompromisslose Rechtsanwältin. Das hier war ihre Bestimmung, das hätte sie eigentlich machen sollen, anstatt sich in diesem Drecksloch von Kanzlei versklaven zu lassen.«

»Palmer Milliken?«

»Ja. Sie war zu gut für die. Als Rechtsanwältin. Und als Mensch, auch wenn ihr das vermutlich gar nicht bewusst war. Die Vierzehn-Stunden-Tage, die sie dort zugebracht hat, hätte sie hier bei uns viel sinnvoller nutzen können.«

»Was glauben Sie, warum hat sie das gemacht? Bei Palmer Milliken gearbeitet, meine ich. Ging es ihr nur ums Geld?«

»Geld war ihr wichtig. Zu wichtig, wenn Sie mich fragen. Sehen Sie, um Lainie zu verstehen, müssen Sie wissen, dass sie sehr unsicher war. Sie musste immer wieder unter Beweis stellen, dass sie die Beste war. Die

Klügste, die Härteste, die Erotischste, die Schönste. Was auch immer. Das war ihr Antrieb. Und trotzdem, ganz egal, wie gut sie ihre Sache gemacht hat – und sie hat sie immer ausgezeichnet gemacht –, irgendwie war es nie gut genug. Unsicherheit richtet in einem Menschen Schlimmes an. Es klingt zwar traurig, aber ich glaube, ich habe sie nur dann wirklich glücklich erlebt, wenn sie hier mit unseren Jugendlichen gearbeitet hat.«

»Ehrlich?«

»Schon seltsam, nicht wahr? Die knallharte Rechtsanwältin als Ersatzmutter. Wie ein Magnet ist sie immer von den Mädchen angezogen worden, die wie Tara aus Situationen des sexuellen Missbrauchs kamen. Sie haben ihr vertraut. Sie schien irgendwie intuitiv zu verstehen, was sie durchgemacht hatten.«

Es gab mal einen Stiefvater, aber ich glaube nicht, dass sie wollen würde, dass man ihn verständigt. Jetzt ergaben Janie Archers Worte plötzlich einen Sinn. »Glauben Sie, dass Lainie in ihrer Kindheit selbst einer Missbrauchssituation ausgesetzt war?«

»Ich weiß es nicht, aber ich habe es immer vermutet. Wer lange genug mit solchen Jugendlichen zu tun hat, der merkt, dass sie etwas ganz Bestimmtes ausstrahlen. Das kann man spüren. Bei Lainie habe ich es gespürt. Ich habe sie sogar ein, zwei Mal danach gefragt, aber sie wollte nicht darüber reden. Sie ist ein sehr zurückgezogener Mensch. War ein zurückgezogener Mensch.«

McCabe machte sich im Geiste eine Notiz, Erkundigungen über Wallace Albright einzuholen. Ob er wohl noch am Leben war, immer noch in Maine wohnte und vielleicht immer noch junge Mädchen missbrauchte?

»Und Lainie hat sich nur um Mädchen gekümmert?«, wollte er wissen.

»Ja.«

»Interessant.«

»Wenn sie selbst als Kind missbraucht wurde, dann passt das meiner Ansicht nach. Männer waren ihr Feindbild. Sie waren Menschen, die man benutzen und manipulieren, denen man aber niemals vertrauen konnte.«

»Aber Ihnen hat sie vertraut, oder?«

»Ich denke schon.«

»Wie würden Sie Ihre Beziehung zueinander beschreiben?«

»Wir standen uns nahe. So nahe, wie sie wahrscheinlich kaum jemanden an sich herangelassen hat.«

»Abgesehen von den Jugendlichen?«

»Ja. Abgesehen von den Jugendlichen.«

»Hatten Sie ein intimes Verhältnis?«

»Ein sexuelles, meinen Sie?«

»Sagen Sie's mir.«

»Nein. Wir hatten kein intimes Verhältnis. Weder auf sexuelle noch auf sonst irgendeine Weise, abgesehen davon, dass wir uns beide für die Belange der Jugendlichen eingesetzt haben. Sie war ein zurückgezogener Mensch und hat nicht viel aus ihrem Privatleben erzählt.«

»Aber sie war auch eine wunderschöne, erotische Frau, und Sie sind kein Priester mehr. Sind Sie da nicht in Versuchung gekommen? Körperlich, meine ich?«

Kelly starrte ihn an. »Ich bin anderweitig gebunden.«

»An wen?«

»Das geht Sie nichts an.«

»Waren Sie schon einmal in ihrer Wohnung?«

»Nein.«

»Wo waren Sie am vergangenen Dienstag zwischen 21.00 Uhr und Mitternacht?«

Angesichts dieser plötzlichen Wendung des Gesprächs musste Kelly lächeln. »Das klingt ja ganz so, als würden Sie mich verdächtigen.«

»Im Augenblick verdächtigen wir jeden.«

»Am vergangenen Dienstag war ich da, wo ich dienstags immer bin. Ich habe bis ungefähr zwei Uhr morgens hier gesessen und Finanzierungsanträge ausgefüllt.«

»Und anschließend?«

»Bin ich schlafen gegangen.«

»Wo?«

»Oben gibt es einen Bereitschaftsraum. Es ist immer ein Mitglied der Belegschaft im Haus, Tag und Nacht. Wir rotieren. Ich bin dienstags und donnerstags an der Reihe.«

»Hat Sie jemand hier gesehen?«

»Niemand, dem ein Geschworenengericht glauben würde.«

»Wer?«

»Gegen Mitternacht haben ein paar Straßenkinder an die Tür geklopft. Sie wollten ein Bett haben. Wir hatten zwar keins mehr frei, aber es war zu kalt, um sie wieder wegzuschicken. Also habe ich ihnen etwas zu essen gegeben und sie in der Küche schlafen lassen.«

»Haben die auch Namen?«

»Na klar. Einer nennt sich Bennie. Geht auf den Strich. Gibt Blowjobs, weil er Geld für Drogen braucht. Er ist ungefähr siebzehn. Letztes Jahr hat er eine Weile hier gewohnt, aber wir mussten ihn rausschmeißen.«

»Hat Bennie auch einen Nachnamen?«

»Er behauptet, er heißt Bennie Belmont, aber das muss natürlich nicht stimmen. Er ist ein Lügner und ein Unruhestifter. Er hat die Regeln mehr als zweimal gebrochen. Vielleicht finden Sie ihn, wenn Sie die entsprechenden Kneipen abklappern. Der andere hat sich als Gerald R. McGill vorgestellt, aber der Name ist ganz offensichtlich ausgedacht.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nun, weil er dann der Inhaber des Bestattungsinstituts auf der anderen Straßenseite wäre. Und das halte ich für unwahrscheinlich. Jedenfalls sind Bennie und Mr. McGill am nächsten Morgen wieder abgezogen, und seither habe ich sie nicht mehr gesehen.«

»Wie sieht es denn mit Freitag, dem 23. Dezember, aus? Zwei Tage vor Weihnachten. Wo waren Sie denn da um, sagen wir mal, 21.00 Uhr?«

Kelly überlegte. »Zu Hause. In meiner Wohnung. In der Howard Street.« Die Howard Street lag nur wenige Querstraßen von McCabes Wohnung in der Eastern Prom entfernt. »War jemand bei Ihnen?«

»Ja.«

»Wer?«

»Mein Lebenspartner. Wir wohnen zusammen.«

»Sie sind schwul?«

»Ich bin schwul.«

»Wie heißt Ihr Partner?«

»Edward Childs. Aber er wird meistens Teddy genannt.«

»Und Mr. Childs wird bestätigen, dass Sie an diesem Abend zusammen waren?«

»Da bin ich mir sicher.«

»Und Sie waren nur zu zweit, alleine zu Hause, zwei Tage vor Weihnachten? Keine Party, keine Weihnachtsfeier, die Sie besucht

hätten?«

»Wir sind gern unter uns. Wir haben zu Abend gegessen. Ein paar letzte Weihnachtskarten geschrieben. Haben gelesen. Und sind ins Bett gegangen.«

»Wie lange sind Sie und Teddy schon zusammen?«

»Acht Jahre.«

»Können Sie sich vorstellen, dass jemand einen Grund gehabt haben könnte, Lainie umzubringen?«

»Nein.«

»Haben Sie hier auch Jugendliche, die psychisch labil sind?«

»Falls Sie damit emotionale Probleme, Ängste, Depressionen und Ähnliches meinen, dann trifft das praktisch auf alle zu. Falls Sie eher an manische Depressionen oder Schizophrenie gedacht hatten, dann gab es hier zwar durchaus den einen oder anderen Fall, aber nicht viele. In der Regel verfügen wir schlicht nicht über die nötigen Mittel, um mit solchen Dingen fertigzuwerden.«

»Können Sie mir eine Liste der Mädchen machen, mit denen Lainie am meisten Kontakt gehabt hat? Die müssen wir befragen.«

»Glauben Sie etwa, dass jemand von unseren Jugendlichen das getan haben könnte?«

»Es ist theoretisch möglich, aber ich bezweifle es.« Es war mehr als unwahrscheinlich, dass ein Straßenkind düstere Bibelsprüche am Tatort hinterließ, und ein solches Kind am Steuer eines nagelneuen BMW wäre genauso aufgefallen wie ein Walzer tanzender Elefant. »Wir möchten nur mit ihnen reden. Falls jemand zufällig etwas bemerkt hat.«

Kelly nickte. »Über welchen Zeitraum reden wir hier?«

»Die gesamte Zeit, seit Goff angefangen hat, sich bei Ihnen zu engagieren.«

»Das sind aber über drei Jahre. Wahrscheinlich ein Dutzend Mädchen, vielleicht auch mehr. Es könnte schwierig werden, die eine oder andere ausfindig zu machen.«

»Wir haben unsere Möglichkeiten. Außerdem würden wir auch gerne mit den übrigen Mitarbeitern sprechen.«

»Einverstanden. Ich schicke Ihnen eine E-Mail, sobald ich beide Personenlisten zusammengestellt habe. Wie lautet Ihre E-Mail-Adresse?«

McCabe reichte Kelly seine Visitenkarte und fragte dann: »Haben Sie den Namen Abby Quinn schon einmal gehört?«

»Natürlich. Abby hat im letzten Jahr sechs Monate lang hier gewohnt. Sie ist zwar schon älter als unsere eigentliche Zielgruppe, aber ihr Psychiater gehört ebenfalls unserem Kuratorium an, und er war der Meinung, dass die Erfahrung ihr guttun würde. Wir haben sie als eine Art unbezahlte Praktikantin betrachtet. Sie hat überall ein bisschen mit angepackt.«

»Wie heißt ihr Psychiater?«

»Wolfe. Dr. Richard Wolfe.«

Wieder einmal war McCabe verblüfft darüber, wie klein Portland doch war. Immer wieder begegnete man denselben Leuten. »Wie kann sich Abby einen so exklusiven Arzt wie Wolfe leisten?«

»Über die staatliche Krankenversicherung. Abby ist arbeitsunfähig geschrieben. Zumindest war sie das, als sie hier bei uns gewohnt hat.«

»Hat Dr. Wolfe recht behalten? Ich meine, mit seiner Einschätzung, dass das Sanctuary House ihr guttun würde?«

»Ich glaube schon. Abby leidet unter Schizophrenie, aber sie hat regelmäßig ihre Medikamente genommen, hat ihre Aufgaben erledigt und sich sehr bemüht, sich einzufügen. Das hat gut geklappt.«

»Warum ist sie dann wieder gegangen?«

Kelly zögerte kurz, bevor er eine Antwort gab. »Sie war bereit. Für sie war es Zeit, nach Hause zu gehen.«

»Einen anderen Grund gab es nicht?«

»Nein.«

»Hat sie Lainie gekannt?«

»Das weiß ich nicht. Schon möglich, dass sie einander ein, zwei Mal begegnet sind. Aber Lainie hat nie mit ihr gearbeitet. Dafür war ausschließlich Dr. Wolfe zuständig.«

»Wissen Sie, wo sie sich jetzt aufhält?«

»Auf Harts Island, nehme ich an. Dort wohnt sie.«

»Sie ist zurzeit nicht hier, oder doch?«

Kelly sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an, dann schüttelte er den Kopf. »Nein. Warum sollte sie?«

»Nur so ein Gedanke. Hat Abby sich während ihres Aufenthaltes hier mit jemandem besonders angefreundet? Mit irgendeinem Mädchen, zu dem

vielleicht noch Kontakt besteht?«

»Nicht, dass ich wüsste. Wieso?«

»Wir müssen mit ihr reden.«

»Im Zusammenhang mit dem Mord?«

»Ja. Fällt Ihnen irgendjemand ein, mit dem sie engeren Kontakt gehabt hat?«

»Fragen Sie doch mal Wolfe. Den würde ich jedenfalls als Erstes fragen. Oder fahren Sie nach Harts Island und fragen Sie sie selbst. Wird das Ganze hier eigentlich noch länger dauern?«

McCabe überhörte diese Frage. »Wie steht das Sanctuary House denn finanziell da?«

»Nicht besonders gut, aber das gilt für alle vergleichbaren Einrichtungen. Wir sind weitgehend von kleinen Förderbeiträgen verschiedener Stiftungen und Spenden wohlgesonnener Bürger abhängig. Staatliche oder städtische Gelder lehnen wir ab. Dadurch bewahren wir uns unsere Handlungsfreiheit.«

»Sie sagten, dass Lainie eine gute Spendensammlerin gewesen sei.«

»Ja, das stimmt. Erst vor einem Monat hat sie entscheidend dazu beigetragen, dass wir eine Spende über zehntausend Dollar bekommen haben.«

»Bekommen Sie öfter Beträge in dieser Größenordnung?«

»Gelegentlich schon, aber es ist nie genug. Schauen Sie sich doch mal um. Sehen wir aus, als wären wir reich? Wir kriegen so viele Beschwerden wegen irgendwelcher Verstöße gegen die Bauvorschriften, dass sie uns schon zu den Ohren rauskommen, aber bis jetzt hat die Stadt sie Gott sei Dank alle ignoriert. Die wollen genauso wenig wie ich, dass meine Kids wieder auf der Straße landen. Und Ihnen wäre das garantiert auch nicht recht. Aber ohne Lainie, die uns den Rücken freihält, wird es schwer werden.«

»Könnte es passieren, dass Sie schließen müssen?«

Kelly zuckte mit den Schultern. »Die Gefahr besteht immer. Es ist ein fortwährender Kampf. Vielleicht möchten Sie ja etwas spenden?«

McCabe lächelte. »Unter Umständen, ja. Was würden Sie von einhundertachtzigtausend Dollar halten?«

Kelly warf McCabe einen fragenden Blick zu. »Mir ist natürlich klar, dass das ein Scherz sein soll – aber so viel Geld, das würde unsere

Situation von Grund auf verändern.«

»Nein, das war kein Scherz. Lainie hatte eine Lebensversicherung, und Sanctuary House ist als Begünstigter eingetragen.«

»Ist das Ihr Ernst?« Kelly saß da wie vom Donner gerührt.

»Einhundertachtzigtausend Dollar?«

»Das haben Sie nicht gewusst?«

»Nein. Sie hat nie ein Wort davon gesagt.«

»Ich nehme an, sie hatte nicht vor zu sterben«, erwiderte McCabe. »Wo genau waren Sie in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch zwischen elf Uhr abends und drei Uhr morgens?«

»Das habe ich Ihnen doch schon gesagt.«

»Sagen Sie's mir noch einmal.«

»Ich war hier.«

»Sind Sie sicher?«

»Wollen Sie mir etwa unterstellen, ich hätte Lainie um des Geldes willen umgebracht?«

»Ich will Ihnen gar nichts unterstellen. Aber jetzt, wo Sie es erwähnen – haben Sie?«

»Nein.«

»Ganz sicher?«

»Ganz sicher.«

»Dann haben Sie ja wahrscheinlich auch nichts dagegen, heute Nachmittag ins Polizeipräsidium zu kommen, damit wir Ihre Fingerabdrücke und eine DNA-Probe nehmen können.«

»Weil Sie im Augenblick jeden verdächtigen?«

»Ja. Jeden.«

Kelly erklärte sich bereit, in die Middle Street zu kommen, und McCabe verabschiedete sich.

Es war beinahe halb zwei, als McCabe schließlich wieder in der 109 eintraf. Er steckte die Scherben von Henry Ogdens Porzellantasse in einen Indizienbeutel und schloss ihn in der untersten Schreibtischschublade ein. Dann rief er Joe Pines an, den DNA-Guru des staatlichen Kriminallabors in Augusta. Samstag hin oder her, McCabe war sich ziemlich sicher, dass Pines im Labor sein würde. Er hatte es noch nie erlebt, dass Joe nicht da gewesen wäre.

»Hallo, Joe, ich habe mal eine Frage.«

»In Zusammenhang mit einem aktuellen Fall oder rein hypothetisch?«

»Rein hypothetisch. Nehmen wir mal an, jemand trinkt aus einer Kaffeetasse, und die Tasse bleibt dann einige Tage oder vielleicht sogar Wochen irgendwo stehen. Lässt sich aus dem getrockneten Speichel dann trotzdem noch die DNA ermitteln?«

»Sie ist dann vielleicht nicht mehr ganz so intakt, wie wir es im Idealfall gerne hätten, und es könnten ein paar Probleme bei der genauen Zuordnung längerer Sequenzen auftreten, aber ja, ein Ergebnis würden wir auf jeden Fall bekommen. Um wen geht es denn?«

»Wie gesagt, das war eine rein hypothetische Frage.«

»Okay. Geben Sie Bescheid, wann Sie mir die Tasse zuschicken.«

Er musste erst noch nachsehen, an welchen Tagen in der Ledge Road von Cape Elizabeth der Müll abgeholt wurde, damit er wusste, wann er die Porzellanscherben in der Tonne am Straßenrand gefunden hatte.

Sein nächster Anruf galt Tony Krawchek, dem Leiter des dreiköpfigen Drogendezernats des Portland Police Department.

»Hallo, Mike. Sag mal, die Kofferraumleiche von gestern Abend, zeigt die dir immer noch die kalte Schulter?« Krawchek wieherte los. Noch so ein Witzbold.

»Ja, immer noch. Darum rufe ich an. Hast du schon mal von einem kleinen Dealer mit dem Spitznamen Hotdog-Mann gehört?«

»Damit dürfte Kyle Lanahan gemeint sein. Betreibt einen Würstchenstand auf dem Monument Square. Ist eigentlich ein Amateur, der gelegentlich ein bisschen Koks vertickt. Wir haben ihn bloß noch nicht auf frischer Tat ertappt.«

»Hättet ihr was dagegen, wenn wir ihn zum Verhör aufs Revier holen?«

»Was wollt ihr denn von ihm?«

»Elaine Goff hatte ein Tütchen im Auto. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie das von ihm bekommen hat.«

»Na klar. Warum nicht? Und wenn ihr schon mal dabei seid, dann könnt ihr auch gleich noch aus ihm herauskitzeln, von wem er das Zeug bezieht. Das wüssten wir nämlich wirklich zu gern.«

McCabe war einverstanden, rief Tom Tasco an und bat ihn, Mr. Lanahan zu einer Befragung einzuladen.

Danach googelte er Wallace Albright. Er bekam über vierhundert Treffer. Schon nach wenigen Minuten hatte er den richtigen gefunden. Wallace Stevens Albright, ein prominenter Rechtsanwalt mit einer Kanzlei in Camden. Er war bereits zum dritten Mal verheiratet. Der Name seiner zweiten Frau lautete Martha Tynes Goff. McCabe googelte auch diesen Namen und bekam etliche Artikel angezeigt, die sich hauptsächlich mit der Tatsache beschäftigten, dass Martha Tynes Goff, Lainies Mutter, im Mai 1995 Selbstmord begangen hatte. Am Ende von Lainies zweitem Jahr am Colby College. Schließlich suchte er sich bei Google Images ein paar Fotos von Mr. Albright heraus und druckte sie aus. Gut aussehender Kerl. Schmales Gesicht. Kantige Züge. Graue Haare.

Ich glaube nicht, dass sie wollen würde, dass man ihn verständigt.

Aber er ist noch am Leben?

Was Lainie angeht, nicht.

Später hatte er Kelly gefragt: *Glauben Sie, dass Lainie in ihrer Kindheit selbst einer Missbrauchssituation ausgesetzt war?*

Ich weiß es nicht, aber ich habe es immer vermutet.

Sobald er Zeit hatte, würde er rauf nach Camden fahren und ein wenig mit Mr. Albright plaudern. Aber zuerst hatte er noch ein paar andere Dinge zu erledigen.

Maggie kam zu seinem Schreibtisch herübergeschlendert.

»Nimm dir mal den zweiten Hörer«, sagte er. »Ich rufe jetzt Burt Lund an.«

Sie zog sich einen Stuhl heran, während McCabe die Nummer der Staatsanwaltschaft wählte. In Maine wurden alle Tötungsdelikte von der Staatsanwaltschaft bearbeitet, und McCabe arbeitete am liebsten mit dem

stellvertretenden Staatsanwalt Burt Lund zusammen. Er hoffte nur, dass der Vertreter der Anklage nicht gerade irgendwo in Sunday River eine Piste hinuntersauste und gar nicht telefonieren konnte. Seine Sorge war unbegründet.

»Soll ich Ihnen mal was verraten, McCabe? Ich habe Ihnen meine Handynummer nicht gegeben, damit Sie mir am Wochenende zu Hause auf die Nerven gehen können.«

»Ach, kommen Sie schon, Burt, Sie wissen doch selbst, wie gekränkt Sie wären, wenn ich mich bei einem Mordfall nicht zuerst bei Ihnen melden würde.«

»Geht es um diese Goff?«

»Um wen denn sonst? Ach übrigens, Maggie hört mit.«

»Hallo, Mag.«

»Hi, Burt.«

»Also, was wollen Sie von mir?«, erkundigte sich Lund.

»Einen Durchsuchungsbefehl für Elaine Goffs Büro bei Palmer Milliken. Henry Ogden will uns nicht reinlassen, weil er angeblich die anwaltliche Schweigepflicht gefährdet sieht.«

»Das wäre sie vermutlich auch.«

»Er meint außerdem, er würde gegebenenfalls eine Aufhebung beantragen.«

»Hm. Das kommt mir aber ein bisschen übertrieben vor. Palmer Milliken hat doch die Möglichkeit, sensible Daten so zu sichern, dass sie nicht einsehbar sind. Das müsste Ogden eigentlich wissen.«

»Ich glaube, er hat irgendwas zu verbergen.«

»Halten Sie ihn für den Täter?«

»Ich halte es zumindest für denkbar. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er und Goff was miteinander hatten, und ja, Burt, ich weiß sehr wohl, dass ein bisschen herumvögeln im Büro nicht notwendigerweise einen Mord nach sich ziehen muss.«

»Genauso ist es. Es gibt Gerüchte, dass Hank seinen ausgesprochen privilegierten Füllfederhalter schon seit Jahren mal hier, mal da in die Bürotinte tunkt. Soweit ich weiß, sind die gut aussehenden Besitzerinnen der Tintenfässer aber bis heute noch am Leben, die meisten zumindest. Ein paar sind sogar Teilhaberinnen geworden.«

»Trotzdem, in diesem Fall könnte es anders gelaufen sein.«

»Tatsächlich? Sprechen Sie weiter.«

»An dem Abend, als Goff verschwunden ist, hatte sie spät am Abend noch ein Treffen mit Ogden in seinem Büro. Ich glaube, Henry hatte ihr vorher eine rasche Beförderung zur Teilhaberin versprochen. Und an diesem Abend hat er ihr gestanden, dass daraus nichts wird. Der Wachmann sagt, dass Lainie, als sie gegangen ist, wahnsinnig wütend gewesen sei. Womöglich ist sie ja ausgetickt, als Ogden mit der Wahrheit rausgerückt ist. Vielleicht hat sie ihm gedroht, seiner Frau etwas zu verraten. Oder den anderen Teilhabern. Oder die Affäre publik zu machen und die Kanzlei wegen sexueller Belästigung anzuzeigen. Was meinen Sie?«

»Ob er sie wegen so etwas gleich umbringen würde?«, fragte Maggie. Sie klang skeptisch.

»Wenn man sich Ogdens persönliche Situation vor Augen führt, dann wäre das durchaus denkbar«, meinte Lund. »Was wissen Sie über die liebreizende und mit vielen Gaben gesegnete Mrs. Ogden?«

»Gar nichts«, erwiderte McCabe.

»Barbara Milliken Ogden, von ihren Freunden auch Atila, die Henne, genannt.«

»Das klingt ja charmant«, meinte Maggie. »Und was sagen ihre Feinde?«

»Keine Ahnung, aber nichts Nettes. Sie ist nicht nur unattraktiv, sondern auch böartig und nachtragend. Der schöne Henry hat sie nur wegen des Geldes geheiratet.«

»Ihr Mädchenname lautet Milliken?«

»Ja. Ich nehme an, dass Barbara Henrys kleine Sexkapaden duldet, solange sie diskret ablaufen. Aber sollte irgendeines von Henrys Betthäschen sie öffentlich demütigen, dann würde sie ihm wohl die süßen kleinen Eier abschneiden.«

»Und was würde das für Henry konkret bedeuten?«, wollte Maggie wissen. »Eine teure Scheidung? Hohe Unterhaltszahlungen?«

»Unterhalt ist kein Thema. Henry verdient gut, im Vergleich zu Leuten wie uns sogar ganz hervorragend, aber das Familienvermögen hat Barbara eingebracht. Ein Teil davon stammt von den Millikens, der weitaus größere Teil aber von ihrer Mutter. Haben Sie schon mal was von den Dexters gehört?«

»Die von Dexter Oil?«, fragte McCabe. Das rote, diamantenförmige

Dexter-Logo prangte auf sämtlichen Öltanks im Hafen von South Portland und starrte McCabe praktisch jeden Morgen ins Gesicht. »Genau die. Da geht es um riesige Summen. Hunderte Millionen wahrscheinlich. Sollte Babs ihren Henry irgendwann aus der Flitterwochen-Suite rausschmeißen, dann sieht er keinen Cent mehr. Niemals. Könnte ihn sogar den Job kosten. Dexter Oil war der erste große Konzern, der als Klient zu Palmer Milliken gekommen ist. Hat die Kanzlei damals in den Fünzigern in die erste Liga katapultiert. Und ist immer noch mit großem Abstand ihr wichtigster Mandant.«

»Sie glauben, Barbara könnte dafür sorgen, dass er gefeuert wird?«

»Das weiß ich sogar. Dexter befindet sich nach wie vor im Privatbesitz, und Barbara ist Mehrheitseignerin. Wenn sie Henrys Partnern vor Augen führt, dass sie das Dexter-Mandat verlieren, wenn sie Henry nicht über die Klinge springen lassen, dann ist er Geschichte. Erledigt. Im Arsch. Dann kann er sich glücklich schätzen, wenn er in dieser Stadt noch einen Job als Hundefänger bekommt.«

»Ziemlich dämlich, das alles aufs Spiel zu setzen, bloß weil er Lainie an die Wäsche wollte«, sagte Maggie.

»Aber auch weit verbreitet. Sie erinnern sich vielleicht, es ist noch gar nicht lange her, da hatten wir sogar einen Präsidenten, der seinen Reißverschluss nicht unter Kontrolle hatte. Von all den Gouverneuren und Senatoren ganz zu schweigen. Ich frage mich nur, warum Henry so wild entschlossen ist, uns nicht in Lainies Büro zu lassen.«

»Wer weiß?«, sagte Maggie. »Telefonmitschnitte. Bilder. E-Mails. Falls es Beweise für eine Affäre gibt, dann wird Ogden die vor uns in die Finger bekommen wollen.«

»Das würde wiederum nahelegen, dass er nicht der Killer ist«, meinte McCabe. »Denn wenn er es wäre, hätte er schon vor zwei Wochen angefangen, nach belastendem Material zu suchen. Gleich nachdem er sie in seine Gewalt gebracht hatte.«

»Wenn er aber erst gestern Abend von dem Mord erfahren hat«, sagte Maggie, »dann will er uns sicher so lange wie möglich hinhalten, damit er zuerst selbst nachsehen kann.«

Maggie hatte recht. Also war vermutlich Ogden derjenige, der gestern Nacht noch Goffs Wohnung durchwühlt hatte. Gleich nachdem er von ihrem Tod erfahren hatte. Womöglich war er auch in ihrem Büro

gewesen. Vielleicht besaß er aber auch keinen Generalschlüssel und musste bis Montagmorgen warten. *Palmer Milliken hat doch die Möglichkeit, sensible Daten so zu sichern, dass sie nicht einsehbar sind.* Alle möglichen sensiblen Daten, dachte McCabe.

»Okay«, meinte Lund. »Mal sehen, ob wir rauskriegen, wonach Henry suchen könnte. Schreiben Sie mir eine ausführliche Begründung, und dann suchen wir uns einen Richter, der den Durchsuchungsbefehl unterschreibt. Wenn Ogden allerdings eine Aufhebung des Befehls beantragt, dann könnte sich das Ganze noch ein paar Tage hinziehen.« Sie legten auf.

»Schnapp dir deine Jacke, wir gehen mittagessen«, sagte McCabe zu Maggie. »Wir unterhalten uns währenddessen.«

Das Tallulah's lag auf halber Höhe des Munjoy Hill und war zum Bersten voll mit Wochenend-Brunch-Gästen. Wie üblich stand Tallulah zur Begrüßung an der Tür. McCabe wurde mit der obligatorischen Umarmung bedacht, wobei sie ihren ausladenden Vorbau an seine Brust drückte. »Wie geht's dir denn, Mike? Hab schon gehört, dass es gestern Nacht einen Mord gegeben hat. Irgend so 'ne Rechtsanwältin.«

»Mir geht's gut, Lou, und du hast richtig gehört. Und jetzt hätten wir gerne einen ruhigen Tisch in einer Ecke, wo wir ein paar geschäftliche Dinge besprechen können.«

Er ließ den Blick durch den belebten Saal schweifen. »Das heißt, falls du einen übrig hast.«

Sie warf einen Blick auf ihr Klemmbrett und machte sich ein paar Notizen. »Kein Problem, Sergeant. Da habe ich ja Ihre Reservierung.« Lächelnd hob sie den Blick. »Pünktlich auf die Minute.«

Tallulah führte sie an einem lärmenden Haufen Mittdreißiger vorbei, die an der Bar herumstanden, Bier und Bloody Marys tranken und auf einen freien Tisch warteten. Wie hieß es so schön in der

American-Express-Werbung: »Eine Mitgliedschaft bringt Privilegien mit sich«? Sie brachte sie in den hinteren Teil des Restaurants, so weit wie nur möglich vom allgemeinen Trubel entfernt. »Soll ich euch zum Anfang erst mal zwei Bloody Marys bringen?«

McCabe überlegte und wollte gerade nicken, da sagte Maggie: »Heute nicht, Lou. Wir sind im Dienst.«

»Ja, stimmt«, seufzte McCabe. »Maggie hat recht. Also eine Virgin

Mary. Und einen Burger mit Salat für mich, bitte.«

Maggie reichte ihre Speisekarte zurück. »Mach zwei draus. Medium.

Und eine Portion Zwiebelringe.«

»Ich sage Mandy Bescheid.« Tallulah gab die Bestellung an die hübsche Blondine weiter, die zwei Tische entfernt gerade die Getränke servierte. Mandy war Teilzeitkellnerin, Vollzeitkünstlerin und eine Freundin von Kyra. Wie die meisten Künstler konnte auch sie nicht allein vom Verkauf ihrer Werke leben und kellnerte nebenher.

»Wieso nimmst du eigentlich überhaupt nicht zu?«, wollte McCabe wissen. »Du isst wie ein Teenager. Du machst keinen Sport. Und siehst trotzdem großartig aus.«

Maggie strahlte ihn an. »Hab wahrscheinlich einfach einen super Stoffwechsel.« Sie wartete, bis Tallulah außer Hörweite war, dann sagte sie: »Weißt du, ich habe vorhin am Telefon den Mund gehalten, aber es gibt noch ein paar andere Gründe, weshalb ich mir einfach nicht vorstellen kann, dass Ogden unser Irrer ist.«

»Andere Gründe als den, dass er in den zwei Wochen seit ihrem Verschwinden nicht in ihrem Büro gewesen ist?«

Sie nickte. »Ja, genau. Ich finde, Ogden ist einfach nicht der Typ, der seltsame Bibelsprüche im Mund seines Opfers hinterlässt. Das Buch Amos? Ich meine, so was wird ja wohl nicht gerade an der juristischen Fakultät in Harvard unterrichtet, oder? Und dann soll er sie auch noch nach Harts Island und wieder zurück geschafft haben? Wozu denn das? Wenn Ogden jemanden umbringen wollte, dann würde er doch möglichst simpel vorgehen. Die Schlagzeile kennst du ja wohl in- und auswendig:

»Frau in einsamer Garage überfallen und umgebracht. Täter flieht.«

Vielleicht flieht er auch nicht. Vielleicht wirft er ihre Leiche in die Casco Bay oder lädt sie irgendwo mitten im Nirgendwo ab. Maine ist ein großer Bundesstaat. Über 90 000 Quadratkilometer, das meiste davon Wildnis. Könnte Monate, Jahre dauern, bis sie gefunden wird. Vielleicht findet man sie auch nie.«

McCabe nickte. »Sehe ich auch so. Ich glaube auch nicht, dass Ogden unser Mann ist. Ich habe es dir noch gar nicht erzählt, aber nachdem wir gestern Abend von Harts zurückgekommen sind, habe ich Goffs Wohnung einen Besuch abgestattet.«

Maggie schaute ihn fragend an. »Ehrlich? Wieso denn das? Ich finde es

ja gut, dass du dich für den Beruf aufopferst, aber hätte das nicht bis zum Morgen Zeit gehabt?«

»Ich wollte einfach sehen, wie sie gelebt hat. Jedenfalls hat irgendjemand die Wohnung durchwühlt, und zwar nachdem ihr weg wart. Wann genau seid ihr denn gegangen?«

»Kurz vor elf.«

»Also gut. Ich war so gegen halb vier dort. Mit anderen Worten: Der Eindringling ist dort aufgetaucht, nachdem Goffs Ermordung bekannt gemacht wurde. Ich wette, das war Ogden.«

Mandy brachte ihre Getränke. »Die Burger kommen gleich«, sagte sie. Sobald sie weg war, bat McCabe Maggie um eine Zusammenfassung der Abteilungssitzung, die am Morgen um zehn stattgefunden hatte.

»Irgendwelche Fortschritte?«

»Kaum. Die Befragung der Nachbarschaft hat überhaupt nichts ergeben. Niemand hat etwas gesehen. Niemand hat etwas gehört. Niemand weiß etwas. Der Einzige, der sich irgendwie interessiert gezeigt hat, war Goffs Vermieter.«

»Andrew Barker?«

»Genau, und der war etwas zu interessiert für meinen Geschmack. Hat eine Frage nach der anderen gestellt, als würde ihm dabei einer abgehen. So ein schwächlicher Typ, ziemlich gruselig. Würde mich nicht wundern, wenn er unser Messerstecher wäre.«

»Glaub ich nicht.«

»Ach nein? Wieso denn nicht?«

»Er hat sich in Goffs Wohnung geschlichen, als ich da war, und wir haben ein bisschen miteinander geplaudert. Aber erzähl mir doch lieber erst mal, was du sonst noch hast.«

»Bloß jede Menge loser Fäden. Heute Morgen habe ich als Erstes in der ViCAP-Datenbank nach weiteren Fällen gesucht, in denen ein weibliches Opfer vergewaltigt und mit einem Messerstich ins Rückenmark getötet wurde. Ein paar habe ich auch gefunden.«

»Gibt's da eine mögliche Verbindung?«

»Nur falls unser Mann ein Nachahmungstäter ist. Einer der Täter ist tot. Und der andere, der mindestens sechs Frauen auf diese Art und Weise umgebracht hat, sitzt lebenslänglich und ohne Aussicht auf Bewährung in einem Hochsicherheitstrakt in Youngstown, Ohio. Dann habe ich noch

E-Mails an die anderen Dienststellen in Maine und in New Hampshire sowie an die kanadischen Kollegen geschickt. Aber bis jetzt hat niemand von ähnlichen Vorfällen berichtet.«

»Hat Cleary schon was von Verizon gehört?«

»Ja. Sie haben ihm eine Liste mit allen ein- und ausgehenden Anrufen von Goffs Handy für die letzten drei Monate geschickt. Er geht sie gerade durch und sortiert alle raus, mit denen wir uns vielleicht unterhalten sollten.«

»Irgendwelche Anrufe am Dreiundzwanzigsten?«

»Nichts. Falls sie an dem Tag jemanden angerufen hat, dann von ihrem Büro aus. Der letzte Anruf ging an das chinesische Restaurant in der St. John Street, das Brian erwähnt hat. Das war am Donnerstag, dem Zweiundzwanzigsten, um 20.37 Uhr.«

»Lass mich raten. Sie hat Hühnchen mit Erbsenschoten bestellt.«

Maggie nickte. »Danach sind noch drei Nachrichten auf ihrer Mailbox eingegangen. Zwei vom Bacuba Resort – die wollten gern wissen, wieso sie dort nicht aufgetaucht ist. Und eine von einer Freundin aus New York. ›Das, was wir besprochen haben, geht klar. Falls du das hier auf Aruba abhörst, dann ruf mich mal an. Falls nicht, auch okay. Wir sehen uns, wenn du wieder zu Hause bist.‹ Das war alles.«

»Das, was wir besprochen haben, geht klar?«

»Ja.«

McCabe probierte es auf Janie Archers Handy. Sie ging nicht ran. Bloß ihre Mailbox, die ihn aufforderte, eine Nachricht zu hinterlassen. »Ms. Archer. Hier noch einmal Detective McCabe. Bitte rufen Sie mich so schnell wie möglich zurück. Danke.« Er legte auf. »Hat Goff einen Festnetzanschluss?«

»In ihrer Wohnung habe ich kein Telefon gesehen.«

Er auch nicht. »E-Mails?«

Maggie zuckte die Schultern. »Bei ihr zu Hause war kein Computer, aber eine Frau wie Lainie hat doch garantiert einen Laptop gehabt. Vielleicht hatte sie den dabei, als sie entführt wurde. Oder er ist noch in ihrem Büro.«

»Oder Ogden hat ihn gefunden und in die Casco Bay geworfen. Sonst noch was?«

»Ja. Ich habe meinen Bekannten bei *Vessel Services* erreicht.« Maggie

klappte ihr Notizbuch auf und blätterte eine Weile, bis sie die richtige Seite gefunden hatte. »Am Mittwochabend hatten sie nur ein einziges Boot zu Wartungsarbeiten da. Die *Good and Plenty*. Sie ist über Nacht im Hafen geblieben und am Donnerstag um vier Uhr früh wieder losgefahren. Ich habe den Kapitän über Satellitentelefon erreicht. Er sagt, er habe den Wagen zwar auf dem Anleger stehen sehen, aber nicht beobachtet, wie er dort hinkam oder wer der Fahrer war. Auch dem Rest der Mannschaft ist nichts weiter aufgefallen.«

McCabe steckte die Selleriestange, auf der er herumgekauert hatte, wieder zurück in sein Glas. »Ist Cleary immer noch mit den Dienstplänen der Fähren beschäftigt?«

»Er ist gerade unten am Hafen und spricht mit den Deckhelfern. Er meinte, dass er damit ungefähr um ...«, sie schaute auf ihre Armbanduhr, »... demnächst fertig sein müsste. Außerdem habe ich heute Morgen noch kurz im Winter Haven Hospital vorbeigeschaut und mich dort eine Dreiviertelstunde lang mit irgendwelchen Schweigepflicht-Formalitäten herumgeschlagen, bis sie endlich den Namen und eine Telefonnummer von Abby Quinns Psychiater herausgerückt haben.«

»Dr. Richard Wolfe?«

»Genau. Woher weißt du das?«

»Von Kelly.«

Obwohl McCabe eine möglichst ausdruckslose Miene aufgesetzt hatte, musste sie ihm irgendwas angesehen haben.

»Was ist los?«, sagte sie. »Kennst du den vielleicht?«

»Ja, ich kenne ihn«, erwiderte McCabe. »Wolfe ist ein guter Kerl.«

Maggie musterte ihn misstrauisch. Ihr Gespür war einfach zu gut.

»Okay, er ist also ein guter Kerl. Verschweigst du mir vielleicht irgendwas?«

»Was meinst du damit?«, fragte er zurück.

»Ich weiß nicht. Vielleicht, dass du eine Therapie machst oder so was? Bei einem gewissen Dr. Richard Wolfe zum Beispiel?«

Mandy brachte ihre Burger. McCabe reichte ihr sein leeres Glas und bestellte ein Shipyard Export.

»Nein, ich mache keine Therapie«, sagte er, als die Kellnerin wieder gegangen war. Er griff nach seinem Burger und biss herzhaft hinein.

»Hast du vielleicht mal eine gemacht?«

Er gab keine Antwort.

»Ach bitte, McCabe, erspar mir diese Clint-Eastwood-Nummer. Ich bin deine Freundin, oder hast du das schon vergessen?«

Er schwieg weiterhin.

»Na ja, was soll's.« Sie seufzte. »Ansonsten gibt es nur noch zu berichten, dass Scott Ginsberg von METCO die Überwachungsvideos aus dem Monument Square Nummer zehn vom 22. und 23. Dezember geschickt hat. Ich soll dich grüßen. Eddie hat einen Großteil des Vormittags damit verbracht, sich mit Starbucks zusammen die Videos anzuschauen.

Sie sitzen immer noch davor, aber bis jetzt ist ihnen nichts Verdächtiges aufgefallen«, fuhr sie fort. »Es gibt zwei Kameras. Die eine ist auf den Tresen der Wachleute und die Fahrstühle gerichtet, die andere auf den Haupteingang. An beiden Tagen hat nach 18.00 Uhr nur die Putzkolonnie das Gebäude betreten, jeweils als geschlossene Gruppe. Am Donnerstag um 18.05 Uhr, am Freitag um 18.08 Uhr. Am Freitag verlässt Goff um 20.04 Uhr ohne Mantel das Haus und ist fünf Minuten später wieder da. Da hat sie etwas in der rechten Hand. Dann, um 21.03 Uhr, geht sie wieder raus, ohne sich auszutragen. Sie marschiert an dem Wachmann vorbei, und es stimmt – sie sieht wirklich stinkwütend aus. Zeigt ihm den Finger und verschwindet aus dem Bild. Dann, um 21.12 Uhr, verlässt ein grauhaariger Mann das Gebäude.«

»Henry Ogden.«

»Er sieht auch alles andere als fröhlich aus, aber er schüttelt dem Wachmann die Hand und gibt ihm einen weißen Briefumschlag.«

»Hundert Dollar. Das war sein Weihnachtsgeschenk.«

»Er trägt sich auch nicht selbst aus. Mehr passiert nicht, weder am Donnerstag noch am Freitag, abgesehen von der Putzkolonnie, die das Gebäude verlässt, wieder im Pulk, und zwar ...«, Maggie warf einen Blick auf ihre Notizen, »... am Donnerstag, beziehungsweise am Freitagmorgen, um genau 1.00 Uhr und am Samstagmorgen um 1.04 Uhr.« Sie hob den Kopf. »Sie schauen sich die Videos gerade zum zweiten Mal an.«

McCabe hatte seinen Burger und den Salat je zur Hälfte aufgegessen. Mehr wollte er nicht. Er nahm einen Schluck von seinem Shipyard.

»Was hört man vom GS?« So wurde der Polizeipräsident, Chief

Shockley, intern genannt. »GS« für »Der Große Shockley«.

»Ist mucksmäuschenstill. Hat nicht mal einen Pieps von sich gegeben.«

McCabe machte ein skeptisches Gesicht. »Das passt ja gar nicht zu ihm.«

»Stimmt. Hält auch bestimmt nicht lange an. Allein schon deshalb, weil sein Betthäschen irgendwann etwas Neues braucht, was es seinen Zuschauern präsentieren kann. Das wäre dann im Prinzip alles, abgesehen von unserer übergewichtigen Schizophrenen.«

»Was hast du den anderen über sie erzählt?«

»So gut wie alles.«

»Auch, wie sie heißt?«

»Ja. Ich habe ihnen aber eingebläut, dass sie ihren Namen nur im äußersten Notfall preisgeben dürfen und dass sie niemandem sagen sollen, warum wir nach ihr suchen.«

»Okay«, meinte McCabe. »Ich schätze mal, dann bin ich jetzt an der Reihe.« Er gab Mandy ein Zeichen und bestellte zwei Tassen Kaffee. Die folgenden zwanzig Minuten verbrachte er damit, Maggie von seinen Gesprächen mit Janie Archer gestern Nacht sowie mit Henry Ogden und John Kelly am heutigen Vormittag zu berichten.

»Glaubst du, dass Kelly unser Mann ist?«

»Ich weiß nicht. Schon möglich. Es spricht vieles dafür. Dass er mit den alttestamentlichen Propheten vertraut ist. Seine Hütte auf Harts. Seine sprunghafte Persönlichkeit. Und außerdem hat er für die beiden entscheidenden Abende nur sehr schwache Alibis. Einmal von zwei unzuverlässigen und vermutlich unauffindbaren Straßenkindern. Das andere von seinem langjährigen Lebenspartner. Aber das Motiv macht mir Probleme. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, welchen Grund Kelly gehabt haben könnte, sie umzubringen.«

»Sex?«

»Kelly ist schwul und lebt in einer festen Partnerschaft.«

»Vielleicht ist er ja bi«, meinte Maggie.

»Könnte sein, glaube ich aber nicht.«

»Und das Geld? Hundertachtzig Riesen, das sind nicht gerade Peanuts.«

»Ich bin mir nicht einmal sicher, ob er überhaupt davon gewusst hat. Dazu kommt noch, dass ihm Lainie offenbar wirklich etwas bedeutet hat. Und es war ihm vollkommen gleichgültig, als ich sagte, dass wir sein

Haus auf Harts unter die Lupe nehmen wollen.«

»Na klar. Weil er sie gar nicht dort, sondern bei den Markhams umgebracht hat. Darum werden wir bei ihm nicht den geringsten Hinweis finden. Ich sage aber trotzdem Jacobi Bescheid und veranlasse eine Durchsuchung.«

»Und sag Tommy, dass er auch dabei sein soll. Sie sollen wirklich gründlich suchen. Falls es da draußen irgendwelche Hinweise gibt, dann müssen wir sie finden.«

Maggie zuckte mit den Schultern, nickte und erledigte die Telefonate.

»So, alles geregelt. Und du warst also gestern Nacht noch in Goffs Apartment?«

»Ja.«

»Wie findest du die Bilder?«

McCabe lächelte. »Was soll ich sagen. Ein niedliches junges Ding und so überaus züchtig.«

»Erinnert sie dich immer noch an Sandy?«

»In mancher Hinsicht, ja«, sagte McCabe. »In anderer, nein.«

Maggie schien kurz davor, noch eine Frage zu dem Thema zu stellen, doch dann schüttelte sie den Kopf. »Ach, egal. Geht mich nichts an. Jedenfalls, du hast gesagt, dass die Wohnung durchwühlt worden ist?«

»Genau. Ich gehe davon aus, dass Ogden – vorausgesetzt, es war Ogden – bei meiner Ankunft noch in der Wohnung war. Entweder hat er mich auf der Veranda gehört oder durchs Wohnzimmerfenster beobachtet, wie ich auf das Haus zugekommen bin. Ihm muss klar gewesen sein, dass er nicht die Treppe hinunter verschwinden konnte, sonst wäre er mir ja begegnet. Also ist er eine Treppe höher gestiegen und hat sich da versteckt. Nachdem ich in der Wohnung bin und die Tür hinter mir zugemacht habe, haut er ab. Während ich dabei war, das Schloss zu knacken, habe ich ein Geräusch gehört. Ich dachte, es käme von drinnen, aber offenbar lag ich damit falsch. Es kam von der Treppe. Ich hätte ihn mir schnappen müssen. Im Prinzip habe ich's also verbockt.«

»Okay, dann bist du eben nicht perfekt. Das kommt vor. Wie hast du die Wohnung vorgefunden?«

»Er hat die Schubladen durchsucht und manche ausgekippt. Hat Bücher aus dem Regal gerissen, als hätte er nach etwas gesucht, das sich zwischen zwei Buchdeckeln aufbewahren lässt.«

»Papiere.«

»Kann sein. Ich glaube allerdings kaum, dass Hank der Typ ist, der Liebesbriefe schreibt. Er hat wohl eher nach Fotos oder E-Mail-Ausdrucken gesucht.«

»Bist du sicher, dass es nicht Barker war? Du hast doch erzählt, dass er später in die Wohnung gekommen ist. Könnte ja auch das zweite Mal gewesen sein.«

»Mehrere Gründe sprechen dagegen. Zunächst einmal habe ich Barker ziemlich unter Druck gesetzt. Aber mehr als Verwirrung hat das bei ihm nicht ausgelöst. Er hat absolut nichts zugegeben.«

»Das muss noch gar nichts heißen.« Maggie war mit dem Bau kleiner Zuckerwürfeltürme beschäftigt. »Die Tür war verriegelt. Die Fenster auch. Wer immer also da drin gewesen sein mag, hat anschließend wieder abgeschlossen. Und Barker hat einen Schlüssel.«

»Wenn Ogden ihr Liebhaber war, dann hat er vielleicht auch einen. Und vergiss nicht, dass wir an dem Schlüsselring im BMW weder Haus- noch Büroschlüssel gefunden haben. Falls der Killer die an sich genommen hat, dann vermutlich aus gutem Grund.«

Maggie nickte. »Okay. Du hast was von mehreren Gründen gesagt. Was spricht noch dagegen?«

»Lainies Unterwäsche.«

»Lainies Unterwäsche?« Sie unterbrach ihre Turmbauarbeiten und runzelte die Stirn. »Wieso denn Lainies Unterwäsche?«

»Als Barker noch gedacht hat, er sei alleine, hat er sich umgesehen und dabei eines von Goffs Höschen entdeckt, so einen schwarzen Spitzentanga, ganz oben in einer offenen Schublade. Er wirkte überrascht. Richtig aufgeregt sogar. Wie ein Junge, der zu Weihnachten ein nagelneues Spielzeugauto bekommen hat. Wenn er aber vorher schon mal da gewesen wäre, dann hätte er das Höschen da bereits gesehen, hätte es wahrscheinlich eingesteckt und mit nach Hause genommen.«

»Was hat er damit gemacht?«

McCabe zuckte nur die Schultern.

Maggie rümpfte die Nase. »Ein Unterwäsche-Schnüffler?«

McCabe zuckte erneut mit den Schultern und nickte.

»Und trotzdem glaubst du nicht, dass er unser Irrer ist?«

»Ganz genau.«

»Ich weiß nicht recht, McCabe. Die nötigen Mittel, die Gelegenheit, das Motiv. Passt alles zusammen. Die Mittel? Barker besitzt einen Schlüssel, mit dem er die Wohnung jederzeit betreten kann. Gelegenheit? Sie fährt in Urlaub. Zwei Wochen lang wird sie niemand vermissen. Motiv? Ganz einfach. Der Typ ist ein Widerling. Ein Perversling. Ein Unterwäsche-Schnüffler. Igitt.«

Mandy trat an ihren Tisch und schnappte gerade noch das Wort

»Unterwäsche-Schnüffler« auf. »Möchte noch jemand einen Schluck Kaffee?« Sie lächelte unsicher.

»Nein, danke, Mandy. Nur die Rechnung«, erwiderte McCabe.

Als sie außer Hörweite war, nahm Maggie den Faden wieder auf.

»Überleg doch mal, McCabe. Goff ist eine wunderschöne Frau. Barker verzehrt sich nach ihr. Träumt von ihr. Du hast doch selbst gesehen, wie er die Bilder angestarrt hat. Wahrscheinlich hüpfte sie Nacht für Nacht nackt durch sein krankes Hirn, und er holt sich dabei einen runter. Aber natürlich weiß er genau, dass er von Lainie nie das bekommen wird, was er eigentlich will. Also beschließt er, es sich zu nehmen, und zwar auf die einzig mögliche Art und Weise.«

Maggie war jetzt richtig in Fahrt, und vielleicht hatte sie ja recht. Barker zu verdächtigen war geradezu verlockend. Er war ein Widerling, keine Frage. Aber trotzdem machte ihn das nicht automatisch zum Mörder. Es bedeutete nicht einmal zwingend, dass er der Typ war, der Lainies Apartment durchwühlt hatte.

»Nehmen wir einfach mal an, er schleicht sich an diesem Freitagabend in das Apartment 2F«, sagte Maggie. »Er wartet, bis sie nach Hause kommt, überwältigt sie ...«

»Überwältigt sie?« McCabe lachte. »Ach, komm schon, Mag. Hör doch auf. Der Typ ist nicht bloß schwächling, das ist ein Hänfling wie aus dem Bilderbuch. Die Goff hätte den doch platt gemacht. Verdammt, sogar meine Tochter hätte den platt gemacht.«

Das nahm ihr für einen Moment den Wind aus den Segeln. »Na gut.

Okay. Kann sein. Aber wenn er eine Pistole gehabt hat oder ein Messer? Das Messer? Oder wenn er ihr K.O.-Tropfen untergejubelt hat?«

»Du meinst, als sie gemütlich zusammensaßen und sich einen Cocktail gegönnt haben?«

Maggie starrte ihn böse an. »Jetzt spiel doch hier nicht den

Klugscheißer.«

»Also gut, tut mir leid, aber was denn dann? Sie wird bewusstlos, und er schleift sie zur Wohnung raus, packt sie in ihr Auto und nimmt die Fähre nach Harts Island? Warum? Damit er sie umbringen und gleichzeitig den schönen Meeresblick genießen kann? Und dann, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, klaut er auch noch ihren Wohnungsschlüssel, obwohl er selbst einen hat? Geben Sie's zu, Detective Margaret. Das passt doch alles nicht zusammen.«

»Also gut, also gut.« Widerwillig hob sie die Hände. »Du hast recht. Trotzdem ist und bleibt der Typ ein Widerling ...«

»Da stimme ich dir hundertprozentig zu.«

»Ein Widerling, der uns irgendwas verschweigt. Zum Beispiel, wieso er mit Taschenlampe und Werkzeuggürtel ausgerüstet um vier Uhr morgens in Goffs Wohnung geschlichen kommt. Ich finde, darauf brauchen wir eine Antwort.«

McCabe nickte. Sie mussten dahinterkommen, was Barker in Goffs Apartment vorgehabt und was das mit ihrer Ermordung zu tun hatte.

»Okay. Lad ihn zum Verhör ein – auch wenn ich nicht sicher bin, wie viel du aus ihm rauskriegen wirst. Als ich ihn heute Nacht ein bisschen härter angefasst habe, hat er mir sofort seine eigenen Rechte verlesen.«

»Ach komm schon, McCabe.« Sie lächelte. »Du bist doch nicht Brian Cleary. Du weißt doch, dass man mit sanften Mitteln manchmal mehr erreicht als mit Härte.«

»Also gut, Mag, mach deine Trickkiste auf. Krieg raus, was er da wollte. Aber ich kann mir immer noch nicht vorstellen, dass er es war, der die Wohnung so auf den Kopf gestellt hat.«

»Du setzt also immer noch auf Ogden?«

»Ich glaube zumindest, dass er der Eindringling war. Wie Burt schon sagte: Ogden hat eine Menge zu verlieren, wenn alle Welt erfährt, dass er seine Frau betrogen hat.«

Maggie wandte sich wieder ihrem Zuckerwürfelbauprojekt zu. »Also nehmen wir mal an, dass weder Ogden noch Barker sie umgebracht haben. Wer bleibt denn dann noch übrig? Kelly?«

»Die Indizien sprechen dafür. Was wir jetzt noch brauchen, ist ein Motiv.«

Sie teilten sich die Rechnung und machten sich auf den Weg zurück in

die 109.

Als McCabe und Maggie im dritten Stock des Polizeipräsidiums von Portland den Aufzug verließen, erwartete Cleary sie vor der Fahrstuhltür. »Habt ihr mal eine Minute? Es gibt ein paar aktuelle Entwicklungen, und dann ist da noch was, das ihr euch anschauen solltet.«

Er brachte sie in das kleine Sitzungszimmer und machte die Tür zu.

»Was hast du rausbekommen?«

»'ne Menge«, erwiderte Cleary. »Zunächst mal: Quinn besitzt kein Auto und hat auch keines gemietet. Zumindest nicht in Portland. Und mit dem Taxi ist sie auch nicht gefahren. Ihre Mutter hat einen 97er Subaru Outback, aber den hat sie nicht benutzt. Er steht immer noch unter einem dicken Schneehaufen auf einem Parkplatz in der India Street. Sie könnte sich von Bekannten ein Auto geliehen haben, aber das ist reine Spekulation.«

»Was ist mit dem Flugplatz und den Bahnhöfen?«

»Der Flughafen ist bis auf Weiteres gesperrt, und Quinn ist weder dort noch am Bahnhof oder am Busbahnhof gesehen worden.«

McCabe spitzte die Lippen. »Ist bei der Befragung der Fährbesatzungen irgendwas rausgekommen?«

»Das ist die gute Nachricht. Den BMW hat niemand gesehen, aber Abby Quinn schon.«

»Und weiter?«

»Einer der Deckhelfer hat gesagt, dass sie gestern Abend mit der letzten Fähre aufs Festland gefahren ist.« Cleary setzte sich vor den Fernseher und rückte den beiden ein paar Stühle zurecht. Auf dem Standbild des Geräts war ein nervös wirkender Mann Mitte zwanzig zu sehen.

»Abfahrt von Harts Island um 23.55 Uhr. Ankunft in Portland um 0.15 Uhr.«

23.55 Uhr. Die Fähre, die McCabe aus der Kombüse der *Francis R. Mangini* heraus beobachtet hatte, als die beiden Schiffe sich in der Mitte der Bucht begegnet waren.

»Ich habe die ganzen Dienstpläne durchgeackert und jeden einzelnen Deckhelfer befragt.« Er nickte in Richtung Bildschirm. »Und der hier hat mir erzählt, dass er Quinn gesehen hat.«

»Wer ist das?«, wollte Maggie wissen.

»Er heißt Bobby Howser«, erwiderte Cleary. »Er und Quinn kennen sich. Sie waren Klassenkameraden auf der Portland High. Zuerst hat er geleugnet, dass er sie gesehen hat, aber irgendwas an seinem Verhalten war komisch ... na ja, es war jedenfalls ziemlich offensichtlich, dass er lügt. Also habe ich ihn mitgenommen, ihn in ein Verhörzimmer gesteckt und ihn eine Weile bearbeitet.« Cleary lächelte. »Ihr wisst schon. Guter Bulle, böser Bulle.«

Maggie lächelte. »Ach ja? Und welcher warst du?«

»Beide.« Cleary erwiderte ihr Lächeln. In rhythmischen Abständen schlug er die rechte Faust in die linke Handfläche.

»Du hast ihm doch nicht etwa wehgetan, oder, Brian?«, fragte McCabe. Sein Tonfall war scherzhaft, aber die Frage war ernst gemeint. Cleary hatte Potenzial, war aber leicht reizbar und der geborene Raufbold. McCabe wusste, dass er bei ihm die Zügel manchmal straff anziehen musste.

»Ach was, so was würd ich doch niemals machen.«

»Da bin ich aber froh. Wäre doch schade, wenn ich eine so vielversprechende Karriere vorzeitig beenden müsste. Was hat Howser dir erzählt?«

»Der Bursche hatte ziemlich die Hosen voll, als er kapiert hat, dass das Ganze kein Spiel ist. Er hat noch ungefähr fünf Minuten durchgehalten, dann ist er mit der Geschichte rausgeplatzt.« Cleary drückte auf PLAY, und das Standbild erwachte zum Leben. Howser saß am Tisch des kleinen Verhörzimmers am Ende des Flurs. Sein Blick flatterte in alle möglichen Richtungen, nur nicht da hin, wo Cleary sitzen musste. Eine Hand kam ins Bild und schob ein Foto über den Tisch. Clearys Stimme drang aus dem Lautsprecher. »Also gut, Bobby, ich stelle Ihnen jetzt noch einmal die gleiche Frage wie unten am Anleger. Haben Sie diese Frau schon einmal auf der Fähre gesehen?«

Howser warf einen hastigen Blick auf das Foto und sah dann schnell wieder weg. »Nein. Na ja, doch, aber nicht in letzter Zeit.«

»Wann haben Sie sie das letzte Mal gesehen?«

Howser schaute sich nervös um. »Kann mich nicht mehr erinnern.«

»Aber Sie kennen sie?«

»Ja.«

»Wie heißt sie?«

Howser gab nicht sofort eine Antwort. Urplötzlich ließ Cleary seine Hand auf den Tisch krachen. Howser zuckte zusammen, als der Schlag wie ein Gewehrschuss durch den Raum hallte. »Bobby. Ich habe Sie etwas gefragt«, sagte Cleary in gemäßigtem, beinahe sanftem, aber dennoch bedrohlichem Tonfall, »und ich erwarte eine Antwort.«

»Quinn. Sie heißt Abby Quinn.«

»Abby Quinn. Das ist schon besser. Wann haben Sie Abby Quinn das letzte Mal gesehen?«

Howser machte die Augen zu, holte tief Luft. Dann schlug er die Augen wieder auf und blickte Cleary zum ersten Mal überhaupt direkt an.

»Gestern Abend«, sagte er. »Da ist sie dreißig Sekunden vor der Abfahrt auf die Fünf-vor-zwölf-Fähre gesprungen. Wir hatten fast keine Passagiere. Um diese Jahreszeit fährt eigentlich kaum jemand mit dem späten Boot.«

»Wie lange kennen Sie Abby Quinn schon?«

»Mein ganzes Leben lang. Wir kommen beide von der Insel. Sind da aufgewachsen. Sie wohnt immer noch da. Ich hab jetzt eine Wohnung in der Stadt.«

»Haben Sie gestern Abend mit ihr geredet?«

»Wie gesagt, sie ist in der letzten Minute noch aufgesprungen. Dann kam sie sofort zu mir gerannt.« Howser unterbrach sich. »Sie wissen, dass Abby verrückt ist, oder?«

»Nein«, erwiderte Cleary, »das wusste ich nicht. Was meinen Sie denn mit verrückt?«

Howser zuckte mit den Schultern. »Manchmal ist sie echt seltsam drauf. Macht seltsame Sachen, redet seltsames Zeug. Und immer wieder mal stecken sie sie für eine Weile in dieses Irrenhaus in Gorham.«

»Winter Haven?«

»Genau, Winter Haven.«

»Hat sie denn am Freitag auch seltsame Sachen gemacht?«

Howser nickte. »Irgendwie schon. Als sie auf die Fähre zugerannt ist, da hatte sie so eine beknackte Skimaske auf. Aber ich wusste trotzdem, dass es Abby war.«

»Wie denn das? Ich denke, sie hat eine Maske getragen?«

»Weiß auch nich. Die Figur. Die Stimme. Wie sie sich bewegt und

geredet hat. Wie gesagt, ich kenn sie ja schon mein ganzes Leben lang.« Das ergab alles Sinn. Es war nicht besonders schwierig, jemanden, den man gut genug kannte, trotz Maske zu erkennen. Womit die naheliegende Frage weiterhin im Raum stand. Kannte der Killer Abby? Und wenn ja, wie gut? McCabe brauchte diesen Gedanken nicht auszusprechen. Er wusste, dass Maggie dasselbe dachte. Auf dem Bildschirm war Howser immer noch am Reden.

»Jedenfalls zieht sie die Maske ab und sagt, dass jemand hinter ihr her ist. Sie sieht ganz aufgeregt aus, also frage ich sie, wer. Sie sagt, der TOD. Genau das hat sie gesagt. Der TOD. Ich meine, das ist doch ziemlich seltsam, oder etwa nicht? Dann schiebt sie ihre Nase praktisch einen Zentimeter vor meine und sagt, dass ich ihr versprechen muss, niemandem zu erzählen, dass ich sie gesehen habe. Ich soll es schwören. Auf einen ganzen Stapel Bibeln. Hand aufs Herz und großes Indianerehrenwort. Als wären wir in der dritten Klasse oder so. ›Schwör, dass du's niemandem erzählst‹, hat sie gesagt. ›Los, mach schon, schwör's.‹ Sie hat darauf bestanden, dass ich es ausspreche, Wort für Wort: ›Ich schwöre, dass ich's niemandem erzähle.‹«

»Und das haben Sie getan? Es Wort für Wort geschworen?«

»Ja.«

»Was, genau, haben Sie geschworen?«

»Hab ich doch gerade gesagt.«

»Sagen Sie's noch mal.«

»Dass ich niemandem verrate, dass ich sie gesehen hab'. Nicht mal den Bullen, hat sie gesagt. Sonst würde der TOD sie holen kommen. Als wär der TOD irgend so ein Typ, den sie kennt.«

McCabe fragte sich, ob er *tatsächlich* ein Typ war, den sie kannte. Doch Cleary stellte eine andere Frage: »Was hatten Sie für ein Gefühl dabei?«

Bobby Howser senkte den Blick. Sagte mit leiser Stimme: »Ich kann Ihnen sagen, wenn Abby so ausflippt, dann kriege ich eine Heidenangst. Sie hat schon ein paarmal versucht sich umzubringen, verstehen Sie? Früher war sie nicht so. Damals in der Mittelstufe, da waren wir ziemlich gut befreundet. Und auf der Highschool auch. Da war sie ganz normal. Wie alle anderen.«

»Und jetzt? Wie ist sie jetzt?«

Howser warf Cleary einen frustrierten Blick zu, als hätte er es langsam

satt, immer wieder das Gleiche zu erzählen. »Hab ich doch schon gesagt. Verrückt. Man weiß überhaupt nicht, wo das ganze Zeug, das sie von sich gibt, eigentlich herkommt.«

»Okay, Sie haben also geschworen, dass Sie nichts verraten. Haben Sie mich deshalb angelogen, als ich Sie gefragt habe, ob Sie sie gesehen haben?«

Bobby senkte beschämt den Kopf. »Ja.«

Clearys Stimme wurde sanfter. »Ist schon in Ordnung. Sie haben alles richtig gemacht. Sie braucht Hilfe, und wir versuchen ihr zu helfen.«

Bobby blickte auf, und ein Hoffnungsschimmer huschte über sein Gesicht.

»Und was ist dann passiert?«, wollte Cleary wissen.

Howser zuckte mit den Schultern. »Sie hat sich im Klo eingeschlossen und ist während der ganzen Überfahrt da dringeblichen. Als wir in Portland angelegt haben, musste ich an die Tür klopfen, damit sie Bescheid weiß. Sie kam raus, hat sich diese bescheuerte Maske aufgesetzt und ist in der Dunkelheit verschwunden.«

»Was hatte sie sonst noch an?«

»Laufkleidung. Eine schwarze Nike-Jacke. Nike-Schuhe. Air Pegasus. Die sind mir aufgefallen, weil ich die gleichen hab'. Außerdem hatte sie noch einen kleinen Rucksack dabei. Und eine Gürteltasche.«

Cleary drückte auf STOP. Howser erstarrte erneut zum Standbild. »Das ist mehr oder weniger alles«, sagte er. »Ich habe dem Jungen gesagt, dass alles, was er mir erzählt hat, streng vertraulich bleiben muss. Dass er sich richtig tief in die Scheiße reitet, wenn er irgendjemandem davon erzählt. Er hat versprochen, dass er den Mund hält. Ich habe ihn gezwungen zu schwören.«

»Hand aufs Herz und Indianerehrenwort?«, fragte McCabe. Cleary grinste.

»Und er hatte keine Ahnung, wo sie hinwollte?«, hakte Maggie nach.

»Nein. Sie ist, offenbar ohne ein Wort zu sagen, in die Nacht hinausgerannt. Und puff, weg war sie. Einfach so.«

In gewisser Weise musste man es als Fortschritt betrachten, dachte McCabe. Sie wussten jetzt sicher, dass Abby auf dem Festland war. Sie wussten, dass sie noch lebte, oder zumindest, dass sie gestern um Mitternacht noch gelebt hatte. Sie wussten, welche Kleidung sie trug.

Die Kehrseite der Medaille war natürlich, dass sie sich jetzt in einem sehr viel größeren Gebiet aufhielt, in dem sie verloren gehen konnte. Oder umgebracht werden. Oder erfrieren. Abby zu finden war jetzt die vordringlichste Aufgabe. Für die Polizei genauso wie für den Killer. McCabe besaß den Vorteil, über größere Ressourcen zu verfügen. Ein Vorteil, der allerdings nichts wert war, wenn der Killer sie gut kannte. Wenn er wusste, mit wem sie befreundet war. An wen sie sich vermutlich wenden würde. Es würde ein sehr schwieriger Balanceakt werden. Da streckte Eddie Fraser den Kopf zur Tür herein. »Wir haben da was auf einem Video vom Monument Square entdeckt, das solltet ihr euch mal anschauen.«

Cleary schaltete den Fernseher aus und sagte, er werde erst noch Abbys Beschreibung an die Streifenwagenbesatzungen weitergeben. McCabe und Maggie folgten Eddie in Starbucks' Büroabteil. Es war kaum größer als ein begehrter Kleiderschrank, aber irgendwie quetschten sie sich alle hinein. An den Wänden reihte sich ein hochmodernes elektronisches Gerät ans andere. Der junge Somali empfing sie mit einem breiten Grinsen. »Sergeant McCabe«, rief er. »Ich glaube, wir haben hier was Gutes entdeckt.« Starbucks war erst seit sieben Jahren in Amerika, aber sein Englisch war so gut wie akzentfrei. Nur gelegentlich verriet er sich durch eine verschnörkelte Satzkonstruktion oder eine besonders förmliche Wortwahl. »Ich habe Detective Fraser geholfen, die Überwachungsvideos aus dem Foyer vom Monument Square Nummer zehn durchzusehen. Die vom Donnerstag, dem Zweiundzwanzigsten, und Freitag, dem Dreiundzwanzigsten.«

»An beiden Abenden haben die Reinigungstrupps das Gebäude betreten und nach Abschluss ihrer Arbeit wieder verlassen«, sagte Fraser.

»Das hier ist das Foyer kurz vor Ankunft der Putzleute am Donnerstag«, sagte Starbucks. Zwei Monitore standen nebeneinander auf einem Regal knapp oberhalb von Starbucks' Kopf. Er dirigierte ihre Blicke zu dem linken. »Wie Sie sehen, besitzt die Kamera ein Weitwinkelobjektiv und ist in einer Höhe von drei Metern zwanzig über dem Boden befestigt.«

Am unteren Bildrand waren das Datum und die Uhrzeit zu erkennen: 22/12/05 – 18:05:40. Die Drehtür am Ein- und Ausgang sowie die beiden normalen Türen links und rechts davon waren klar und deutlich zu erkennen. Genau wie die Stahltür, die laut Randall Jackson hinunter

in die Privatgarage der Anwälte führte. Starbucks drückte auf PLAY, und McCabe sah einen ganzen Schwarm Menschen zur linken Tür hereinkommen. Aufgrund des Winkels bekam er hauptsächlich Köpfe von oben und kaum Gesichter zu sehen. Sie drangen nur wenige Meter weit in die Lobby vor, dann wandten sie sich geschlossen ab, wie ein Fischschwarm, und verließen das Foyer durch die Garagentür wieder. »Wo gehen die hin?«, wollte McCabe wissen.

»Da unten befindet sich ein Lagerraum, wo die Putzsachen lagern. Außerdem gibt es da eine Toilette und eine kleine Umkleidekabine, wo sie während der Arbeit ihre Jacken und Taschen lassen können.«

»Das ist aber auch der Eingang zur Anwaltsgarage, stimmt's?«

»Ja, genau. Ich war unten und hab mich mal ein bisschen umgesehen«, meinte Fraser. »Man geht eine Treppe runter und kommt in einen kurzen Korridor. Links sind dann der Lagerraum und die Umkleide. Geradeaus geht es zur Toilette und nach rechts in die Garage. Am Ende des Korridors gibt es noch einen Lastenaufzug, mit dem die Putzkolonnen und die Hausmeister jedes beliebige Stockwerk erreichen können. Ein Notausgang ist auch da. Er führt direkt auf die Straße und kann von außen nicht geöffnet werden. Wird die Tür von innen aufgemacht, löst das einen Alarm aus.«

»Dann könnte unser Killer also theoretisch durch die Stahltür im Foyer in den Keller und von dort an jede beliebige Stelle im Gebäude gelangt sein?«

»Genau«, erwiderte Fraser. »Die Frage ist aber, wie er wieder rausgekommen ist. Ich habe den Notausgang kontrolliert. Die Alarmanlage war eingeschaltet, und sie funktioniert auch. Die einzigen möglichen Ausgänge sind demnach oben durch das Foyer oder durch die Garage. Aber um das Garagentor zu öffnen, braucht man eine Schlüsselkarte.« Ogden hatte natürlich eine solche Karte. Und Lainie auch. Genau wie alle anderen Rechtsanwälte von Palmer Milliken, 192 insgesamt. Und jeder, der im Lastenaufzug bis in die Garage hinunterfuhr, blieb für die Videoüberwachung unsichtbar. Er fragte Maggie, ob Jacobi in Goffs Wagen eine Schlüsselkarte gefunden hatte. Hatte er nicht. »Schaut euch mal den Rest des Videos an«, sagte Fraser. »Starbucks hat da was entdeckt, was mir beim ersten Mal gar nicht aufgefallen ist.«

»Das da sind die Putzleute bei ihrer Ankunft am Freitagabend, also vierundzwanzig Stunden später«, sagte Starbucks. McCabe und Maggie sahen jetzt, wie auf dem rechten Monitor praktisch eine exakte Wiederholung der Ereignisse vom Donnerstagabend ablief. Die Menschentraube traf nicht um 18.05 Uhr, sondern um 18.08 Uhr ein. Aber alles andere war genau gleich. Sie kamen zur gleichen Tür herein. Wandten sich an der gleichen Stelle nach rechts und verließen das Foyer durch die gleiche Stahltür.

»Habt ihr den Unterschied bemerkt?«, wollte Fraser wissen.

»Nein.« Wenn es einen Unterschied gab, war er für McCabe nicht zu erkennen gewesen. Wenigstens nicht beim ersten Mal. »Spiel den Donnerstag noch mal ab«, sagte er. Starbucks gehorchte. »Okay, gleich mal anhalten, und zwar ... jetzt.« Starbucks hielt das Video an der Stelle an, wo die Putzkolonnen sich vor der Stahltür staute. »Okay, und jetzt den Freitag, und halt bitte an genau der gleichen Stelle an.«

Dieses Mal fiel es ihm auf. Der zusätzliche Mann. Zumindest sah die Gestalt aufgrund ihrer Größe und ihrer Bewegungen aus wie ein Mann. Aber mit dem langen, dunklen Mantel und der Kapuze ließ sich es nicht eindeutig sagen. Am Donnerstag kamen sechs Putzleute durch die Tür. Dem Anschein nach drei Männer und drei Frauen. Am Freitag waren es sieben. Solange das Grüppchen dicht beisammenstand, war die siebte Gestalt gut versteckt und für die Kamera praktisch unsichtbar. Auch auf dem Weg durch die Tür behielt Nummer sieben den Kopf unten, wandte sich von der Kamera ab und hob schützend die Hand vors Gesicht, wie ein Prominenter, der sich vor den Objektiven der Paparazzi abschirmen möchte. Keine Frage. Er wusste genau, dass es eine Kamera gab. »Hab ich dich, du Drecksack«, knurrte McCabe leise. Dann wandte er sich an Fraser: »Hast du die Reinigungsfirma schon kontaktiert?«

»Ja. Joe Maguire von der Capitol Maintenance Corporation hat mir gesagt, dass an beiden Abenden sechs Leute zum Dienst eingeteilt waren. Dieselben sechs. Maguires Sohn, Joe junior, hat sie alle mit einem Firmentransporter vor dem Gebäude abgesetzt. Darum kommen sie immer gemeinsam an. Und am Ende der Schicht hat er sie wieder abgeholt. Er hat immer nur sechs Leute im Wagen gehabt, hin und zurück. Mehr passen zusammen mit dem Fahrer gar nicht in den Transporter.«

»Dann wartet der Täter also vor der Tür, bis die Putzkolonnie eintrifft, und schlüpft einfach mit ihnen ins Gebäude?«

»Danach sieht es aus«, erwiderte Fraser. »Maguire hat uns die Namen und die Kontaktdaten seiner sechs Angestellten überlassen. Sturgis ist schon unterwegs und versucht rauszukriegen, ob sich jemand an diesen Typen erinnern kann, der mit ihnen zusammen reingekommen ist.«

»Was ist mit dem Wachmann? Randall Jackson? Er könnte sein Gesicht auch gesehen haben.«

»Mit dem habe ich schon gesprochen. Ihm ist die zusätzliche Person nicht aufgefallen. Er hat nur die Putzleute registriert.«

McCabe seufzte. Er befürchtete, dass sie schon wieder in einer Sackgasse gelandet waren. »Kann ich mal sehen, wie die Putzleute am Freitag wieder gegangen sind?«

Starbucks spulte bis zu den frühen Morgenstunden vor. Die Stahltür schwang auf, die sechs Reinigungskräfte strömten ins Foyer und verließen das Gebäude. Keine Nummer sieben. Lainie Goffs mutmaßlicher Mörder hatte zwar ein-, aber nicht wieder ausgecheckt. Die Zeitangabe am Bildrand lautete *24/12/05 – 01:04:32*.

»Und danach hat niemand mehr das Gebäude verlassen?«

»Nein.«

»Dann bringt er sie also in seine Gewalt, und sie fahren mit ihrem Wagen weg.«

»Sieht ganz so aus.«

»Lass uns mal die beste Aufnahme von dem Kerl raussuchen.«

Starbucks spulte zurück bis zu der Stelle, wo die Putzkolonnie das Haus betrat. Dann ließ er das Video Bild für Bild vorwärtslaufen, bis er die bestmögliche Aufnahme von Putzmann Nummer sieben gefunden hatte. Sie war alles andere als gut. Er hielt den Kopf gesenkt. Schirmte mit der Hand sein Gesicht ab. Die Haare steckten unter einer Kapuze. Ein kleines Stück seines weißen Kinns, mehr war nicht zu erkennen.

Starbucks zoomte näher heran, bis der Kopf den ganzen Bildschirm ausfüllte. Jetzt war das Bild so verschwommen, dass man praktisch gar nichts mehr erkennen konnte. Nur dass es sich bei der Person um einen Weißen handelte und dass er größer war als die anderen Putzleute. Alles andere war unter dem schweren Kapuzenmantel verborgen. Völlig normal bei diesem Wetter. McCabe starrte das Standbild an. Einmal

angenommen, es handelte sich hier tatsächlich um den Killer – und das war immer noch lediglich eine Annahme –, dann war dies ein weiteres Indiz dafür, dass sie nicht hinter Henry Ogden her waren. Ogden hätte es nicht nötig gehabt, sich in sein Bürogebäude zu schleichen. Er war ja schon tagsüber und auch am Abend oben in den Büroräumen von Palmer Milliken gewesen. Natürlich war es denkbar, dass das Ganze eine absichtlich gelegte falsche Fährte war, um die Ermittler abzulenken. Vielleicht gehörte alles andere auch dazu. Das Bibelzitat. Die Überfahrt nach Harts. Die Leiche auf dem Anleger. Womöglich war das alles nur inszeniert, um den Verdacht in andere Richtungen zu lenken. Aber McCabe glaubte nicht daran. Wenn Ogden am Freitagabend um 18.08 Uhr noch bei der Sitzung der Teilhaber gewesen war und sich nicht in sein eigenes Gebäude geschlichen hatte, tja, dann hatte sich die Sache erledigt. Immer vorausgesetzt natürlich, dass Putzmann Nummer sieben tatsächlich der Killer war.

Dr. Richard Wolfe rief McCabe um kurz nach sieben zurück. »Sie haben gesagt, es sei dringend. Was gibt es denn? Geht es um Ihre Träume? Sind die wieder zurückgekommen?«

»Nein, es geht nicht um die Träume«, erwiderte McCabe. »Es geht überhaupt nicht um mich. Ich rufe Sie in meiner Eigenschaft als Kriminalpolizist an. Ich muss mit Ihnen über eine Ihrer Patientinnen sprechen.«

»Tatsächlich?« Wolfe überlegte kurz. »Nun, das könnte problematisch werden. Ihnen ist doch klar, dass die ethischen Grundsätze meines Berufes es nicht zulassen, private Informationen von Patienten weiterzugeben. Weder an Sie noch an sonst irgendjemanden.«

»Ja, das ist mir klar. Aber wenn ich richtig informiert bin, dann sind Sie unter bestimmten Umständen von der Schweigepflicht entbunden, oder?«

»Ja. Wenn ich zum Beispiel weiß, dass der Patient ein Verbrechen begangen hat. Oder kurz davor ist, eines zu begehen. Oder wenn Sie mir darlegen können, dass der Patient oder eine andere Person in Gefahr geraten wird, wenn ich schweige.«

»Dann glaube ich, dass Sie in diesem Fall keine ethischen Bedenken zu haben brauchen. Eine Ihrer Patientinnen ist in ein Verbrechen verwickelt worden und befindet sich womöglich in Lebensgefahr. Wir brauchen Ihre Hilfe.«

Am anderen Ende der Leitung entstand eine lange Pause, dann sagte Wolfe: »Einverstanden. Können Sie mir sagen, um welche Patientin es sich handelt?«

»Das sage ich Ihnen, sobald wir uns sehen. Wo sind Sie jetzt?«

»In meinem Büro. Ich mache gerade einen Artikel für eine Fachzeitschrift fertig.«

»Wie wäre es, wenn ich in, sagen wir, zwanzig Minuten bei Ihnen wäre?«

»Einverstanden. Das passt mir gut. Ich brauche sowieso mal eine Pause. Falls Sie noch nicht zu Abend gegessen haben, könnten wir das gemeinsam tun. Ich bestelle uns etwas, und wir unterhalten uns beim

Essen.«

»Abgemacht.«

»Gut. Wonach ist Ihnen denn? Chinesisch? Thailändisch? Pizza?«

»Das überlasse ich Ihnen.«

»Die Klingel ist rechts neben der Haustür. Am Wochenende ist abgeschlossen. Büro Nummer 201.«

»Das weiß ich noch.«

»Ja. Natürlich. Wenn ich nicht gleich runterkomme und Ihnen die Tür aufmache, telefoniere ich gerade. Dann warten Sie einfach. Sie brauchen nicht zweimal zu klingeln. Okay?«

McCabe beschloss, zu Fuß zu gehen. Von der Middle Street 109 bis zur Union Wharf 23 lief man etwa zehn Minuten, und die Luft war schon seit einem ganzen Monat nicht mehr so mild gewesen. Nur noch knapp unter dem Gefrierpunkt, wenn man Wetter.com Glauben schenken konnte, Tendenz steigend. Als er auf die Straße trat, hörte er ein paar Streifenbeamte über das Januar-Tauwetter reden. Am Sonntag, so sagten sie, könnte es plus zehn Grad Celsius werden, vielleicht sogar noch wärmer. Er stellte sich vor, wie die durchgefrorenen Bewohner Portlands aus ihren langen Unterhosen und in Shorts und T-Shirts hüpfen, in der Hoffnung auf ein bisschen Winterbräune. Vielleicht würde er dabei sogar mitmachen. Er ging auf der Middle Street nach Osten, bog nach links ab und kam auf die Exchange. Die Einkaufsmeile am Old Port war voll von Menschen. Manche blieben sogar vor den Schaufenstern stehen und besahen sich die Auslagen, anstatt einfach nur vom Auto zur Ladentür und wieder zurück zu hetzen.

Er rief Kyra an. Im Hintergrund waren Stimmen zu hören. »Ich habe ein paar Leute zu mir eingeladen«, erklärte sie ihm. »Wollte ein paar alte Beziehungen wieder aufnehmen und meine Freunde wissen lassen, dass ich noch lebe.«

»Sind auch welche da, die ich kenne?«

»Mandy zum Beispiel. Sie hat erzählt, dass sie dir und Maggie heute das Mittagessen serviert hat. Und Joe Turco. Den kennst du auch.« Turco besaß eine Druckerei in der ehemaligen Brotfabrik, in der sich auch Kyras Atelier befand. Exklusive Bildbände. Kunstbücher. Andere hochwertige Druckerzeugnisse. McCabe hatte ein paarmal mit Turco gesprochen. »Wir wollen nachher rüber in Joes Studio gehen und uns die

Druckfahnen eines seiner neuen Bildbände anschauen ...«

Kyra erzählte noch ein bisschen weiter. McCabe hörte nur mit halbem Ohr zu. Sie fehlte ihm schon jetzt, und dabei war sie erst heute Morgen ausgezogen.

»Und was macht dein Mord?«, erkundigte sie sich schließlich.

»Ich würde sagen, wir machen Fortschritte. Das lässt sich manchmal schwer einschätzen. Ach, ich habe da übrigens eine Frage an dich.«

»Zu dem Mord?«

»Ja. Du kennst doch die meisten guten Fotografen in der Stadt, stimmt's?«

»Die meisten«, sagte sie. »Manche persönlich, die anderen zumindest ihrem Ruf nach.«

Er beschrieb ihr die Bilder aus Lainie Goffs Schlafzimmer. »Ich wüsste gerne, wer die gemacht hat.«

»Industrieruinen und nackte Rechtsanwältinnen? Interessantes Spektrum. Sieht diese Goff immer noch so aus wie Sandy? Ohne Kleider, meine ich.«

»Ja.«

»Mehr nicht?«, erwiderte Kyra neckend. »Nur ein Ja? Keine weiteren Ausführungen?«

Er gab keine Antwort, und Kyra wurde wieder sachlich. »Die Fotos sind nicht signiert?«

»Nein.«

»Interessant. Wenn sie so gut sind, wie du sagst, dann wären sie mit Signatur mehr wert als ohne. Und außerdem wollen die meisten ernsthaften Fotografen natürlich, dass ihr Werk bekannt wird.«

»Vielleicht hat Goff den Fotografen extra darum gebeten, die Bilder nicht zu signieren. Vielleicht wollte sie nicht, dass jemand anders erfährt, wer sie so nackt fotografieren durfte.«

»Denkbar. Oder der Fotograf ist kein Profi, sondern nur ein talentierter Amateur. Oder aber«, fuhr sie fort, und ihre Stimme erhielt einen leicht verschwörerischen Unterton, »Goff und der Fotograf hatten eine heimliche Affäre.« McCabe lächelte. Kyra hatte offenbar Gefallen an der Sache gefunden. »Ich höre mich mal für dich um«, sagte sie. »Vielleicht hat ja eine meiner Freundinnen eine Idee, wer solche Aufnahmen gemacht haben könnte.«

»Danke. Aber sei diskret. Sag niemandem, warum du das wissen willst«, meinte McCabe. Sie versprach es ihm. Er fuhr fort: »Gibt es vielleicht eine Chance, dass wir uns heute Abend noch sehen?«

»Nein. Das muss ich schon länger als einen Tag durchhalten, findest du nicht auch? Aber trotzdem, ich liebe dich.«

Er seufzte, sagte ihr, dass er sie auch liebe, und steckte das Handy in die Tasche zurück. Er bog nach rechts in die Fore Street ein und überquerte sie, ohne auf den Verkehr zu achten. Überhöfliche Autofahrer blieben mitten auf der Straße stehen und ließen ihn passieren. Hätte er dasselbe in New York versucht, hätten sie sich fluchend auf die Hupe gelegt. Oder ihn womöglich einfach überfahren. Er warf einen Seitenblick auf die Sexspielzeuge in den Schaufenstern von Condom Sense. Pastabrüste und Marzipan-Penisse. Wer kaufte dieses Zeug eigentlich? Ein paar Meter weiter befand sich der Laden von Edward Malinoff, Lieferant für edle Weine. Malinoff hatte auch eine hervorragende Auswahl an Single Malts im Angebot und dazu die eine oder andere Kiste verbotener kubanischer Zigarren, die ausschließlich Malinoffs Freunden vorbehalten waren, und zwar zu astronomischen Preisen, die McCabe sich niemals hätte leisten können. Das machte nichts. McCabe hatte seit Jahren keine Zigarre mehr geraucht.

Vor dem Portland Harbor Hotel in der Union Street wandte er sich nach links, ging den Hügel hinunter am Three Dollar Dewey's, einem weit über Portlands Grenzen hinaus bekannten Bierhaus, vorbei, überquerte die Commercial Street und betrat dann die Union Wharf, eine der vielen Seebrücken am industriell genutzten Uferabschnitt von Portland. Wolfes Praxis befand sich in einem alten, dreigeschossigen Holzhaus am hinteren Ende. Eine Fensterfront im zweiten Stock war hell erleuchtet. Ein blitzblank geputzter Lexus IS 350 parkte direkt davor. Der musste wohl Wolfe gehören. Der Rest des Gebäudes lag dunkel und verlassen da. McCabe stieg die drei Eingangsstufen hinauf, klingelte bei der 201 und linste durch die gläserne Haustür in das dunkle Foyer. Das Haus, das früher einmal als Lagerhalle oder vielleicht als Fischfabrik gedient hatte, war innen komplett saniert worden, und zwar in einem Stil, den McCabe gerne als »SoHo-modern« bezeichnete. Glänzend schwarze Wände, freiliegende Rohrleitungen, die sich im Zickzack über die Decke zogen, große Fenster mit Blick auf den Hafen.

Dr. Wolfe war offensichtlich nicht am Telefon gewesen, denn es dauerte keine Minute, bis er die Tür aufmachte. McCabes ehemaliger Seelendoktor war Mitte vierzig und eins fünfundachtzig groß, vielleicht auch ein paar Zentimeter größer. Die grauen Haare waren erheblich kürzer geschnitten, als McCabe sie in Erinnerung hatte. Er trug eine runde, randlose Brille, die das Blau seiner Augen noch intensiver erscheinen ließ. Mit dem schwarzen Pullover, der schwarzen Hose und den schwarzen Segeltuchschuhen hatte er eher Ähnlichkeit mit dem Filmregisseur, der McCabe einst gern geworden wäre, als mit einem erfolgreichen Psychiater aus dem beschaulichen Portland, Maine.

»Schön, Sie zu sehen«, sagte Wolfe. Er ließ den Fahrstuhl links liegen und deutete auf die schwarze Stahltreppe. Sie gingen nach oben. »Das müsste jetzt ungefähr ein Jahr her sein, oder?«

»Ein bisschen länger noch.«

»Wie ist es Ihnen seitdem ergangen?«, wollte Wolfe wissen. Die Frage war eindeutig medizinisch gemeint.

»Gut«, antwortete McCabe. »Und Ihnen?«

»Keine Alpträume mehr?«

»Ich komme ganz gut zurecht.« Das entsprach zwar nicht ganz der Wahrheit, aber scheiß drauf.

»Nehmen Sie immer noch Xanax?«

»Nein.«

»Gut. Ich bin froh, dass Sie es nicht brauchen. Trinken Sie noch?«

»Dann und wann.«

»Zu viel?«

»Ich glaube nicht.«

Wolfe teilte sich das oberste Stockwerk mit einer Psychiaterin namens Leah Peterson. »Gehen wir in mein Büro«, sagte er.

Der Kontrast zwischen dem Büro und Wolfes Praxisraum, in dem die Abby Quinns und Michael McCabes dieser Welt ihm ihre Geschichten offenbarten, hätte kaum größer sein können. Zwei unterschiedliche Welten, die beide zu ein und demselben Mann gehörten. Der Praxisraum war klein und gemütlich. Dem Sessel des Doktors gegenüber stand eine große, bequeme Couch, die Regale an den Wänden waren mit Büchern und allerlei Krimskrams gefüllt. Alles, damit die Patienten sich wohlfühlten. Das Büro jedoch sah vollkommen anders aus. Es war im

Grunde genommen ein Spiegelbild der kühlen, kantigen Modernität des Foyers. Überall glänzende Flächen aus Glas und Chrom. Die zimmerhohen Fenster eröffneten den Blick auf den Hafen.

McCabe schaute hinaus. Zwei Schlepper zogen gerade ein großes Containerschiff zum internationalen Schiffsterminal. Autoscheinwerfer glitten in gleichmäßigem Strom über die Casco Bay Bridge.

Vier Stühle aus Chrom und Leder bildeten zusammen mit einem asymmetrischen Glastisch eine Sitzecke.

»Ich habe Thailändisch bestellt«, sagte Wolfe und deutete auf einen der Stühle. »Beim Siam Grill.« Den kannte McCabe. Hervorragendes thailändisches Essen und ausgefallene Martini-Cocktails in der Fore Street. Einer der besten Asiaten der Stadt.

»Shrimps in Kokosnuss-Soße. Frische Frühlingsrollen. Scharfe Ente mit Basilikum. Dauert noch etwa zwanzig Minuten. In Ordnung für Sie?«

»Perfekt.«

»Scotch?«, fragte Wolfe und holte eine Flasche Dewar's aus seiner Schreibtischschublade.

»Ist das erlaubt?«

»Warum nicht? Sie sind ja nicht als Patient hier.« Wolfe schenkte sich einen Schluck ein.

McCabe widerstand der Versuchung. Er war im Dienst, Wolfe nicht. »Im Augenblick nicht. Haben Sie einen Schluck Wasser für mich?«

Wolfe ging zu einem kleinen Kühlschrank hinter seinem Schreibtisch, gab ein paar Eiswürfel in seinen Drink und holte für McCabe eine Flasche Poland-Spring-Mineralwasser.

»Danke. Fantastischer Blick.«

»Ja. Leah Peterson und ich, wir segeln und kajaken beide. Wenn wir nicht auf dem Wasser sein können, dann sind wir gerne möglichst dicht dran.«

»Das Haus gehört Ihnen?«

»Uns beiden. Woher wissen Sie das?«

McCabe lächelte. »Es passt einfach gut zu Ihnen.«

Wolfe erwiderte das Lächeln sichtlich erfreut. »Danke.«

Sie setzten sich, und das Lächeln auf ihren Gesichtern verblasste. »Also. Um wen geht es denn?«, wollte Wolfe wissen. »Welcher meiner Patienten ist in ein Verbrechen verwickelt?«

»Eine gewisse Abby Quinn.«

»Abby?« Wolfe sah überrascht aus. »Was, um alles in der Welt, hat sie denn angestellt?«

McCabe entschloss sich, die Karten auf den Tisch zu legen. »Sie hat einen Mord beobachtet.«

Es dauerte eine Minute, bis Wolfe diese Nachricht verdaut hatte. »Den Mord an Elaine Goff?«

»Ja.«

»Abby hat gesehen, wie es passiert ist?«

»Ja. Sie kannten Ms. Goff, nicht wahr?«

»Ja, allerdings nicht besonders gut. Wir waren beide Mitglieder eines Kuratoriums. Vom Sanctuary House. Da sind wir uns einmal im Monat bei den Sitzungen begegnet.«

»Wann haben Sie sie das letzte Mal gesehen?«

»Goff oder Abby?«

»Goff.«

»Bei der letzten Sitzung. Die finden jeden zweiten Dienstag im Monat statt. Das müsste also ...«, Wolfe blätterte in seinem Kalender, »... Dienstag, der dreizehnte Dezember, gewesen sein. Von sieben bis neun.«

»Und Ms. Goff war auch da?«

»Ja. Wenn ich mich recht entsinne, ist sie zu spät gekommen. Die Sitzung hatte bereits angefangen.«

»Wer war noch dabei?«

Wolfe rattete eine Liste mit Namen herunter. Bis auf John Kelly kam McCabe keiner bekannt vor.

»Wie lange ist Abby schon bei Ihnen in Behandlung?«

»Seit ihrem ersten Aufenthalt in Winter Haven. Gleich nach ihrem ersten Selbstmordversuch. Das ist jetzt etwas über drei Jahre her.«

»Dann kennen Sie sie also gut?«

»Ja. Vermutlich sogar sehr gut.«

»Wer sind denn ihre Freunde?«

»Abby hat eigentlich keine Freunde. Keine engen jedenfalls. Ich wünschte, das wäre anders.«

»An wen würde sie sich wenden, wenn sie irgendwo unter schlüpfen müsste? Bei wem könnte sie sich unter Umständen verstecken?«

»Abby versteckt sich?«, fragte Wolfe zurück. »Ist sie denn in Gefahr?«

»Das könnte sein. Was glauben Sie, an wen würde sie sich wenden?«

»Ich weiß nicht. Ich hätte eigentlich gehofft, dass sie in so einem Fall zu mir kommen würde.«

»Aber das hat sie nicht getan?«

»Nein.«

»Kommt vielleicht sonst noch jemand in Frage?«

Wolfe überlegte. »John Kelly vielleicht. Er würde sie unter Umständen aufnehmen. Ihr eine Zuflucht bieten. Dafür hat er das Sanctuary House ja schließlich gegründet. Und dann gibt es noch Lori Sparks, ihre Arbeitgeberin auf Harts Island.«

»Kelly sagt, er habe sie nicht gesehen. Und Sparks sagt das Gleiche.«

»Dann weiß ich es nicht. Sind Sie sicher, dass Abby tatsächlich zugesehen hat, wie der Mord passiert ist?«

»Ja.«

Wolfe nippte an seinem Scotch. »Das tut mir wirklich sehr, sehr leid. Sie hat sich so gut entwickelt in letzter Zeit. Das könnte einen gewaltigen Rückfall für sie bedeuten.«

»War sie denn Ihrer Ansicht nach wieder gesund?«

»Nein. Abby leidet unter Schizophrenie. Diese Krankheit kann man nicht heilen. Es geht eher darum, die Symptome zu behandeln und unter Kontrolle zu halten. Und ein schweres Trauma ist ungefähr das Letzte, was man dabei gebrauchen kann.«

Wolfe blickte McCabe durch seine randlosen Brillengläser hindurch an. Er sah verwirrt aus. »Aber eines verstehe ich nicht. Sie haben offensichtlich keine Ahnung, wo Abby sich im Moment aufhält. Woher wissen Sie dann, dass sie einen Mord beobachtet hat?«

»In der Nacht, als Goff umgebracht wurde, ist Abby zur Polizeiwache auf Harts Island gekommen und hat dem zuständigen Beamten erzählt, was sie gesehen hat.«

»Und?«

»Er hat ihr nicht geglaubt.«

»Aufgrund ihrer Krankheit?«

»Ja. Er dachte, sie halluziniert.«

»Verstehe.« Wolfe nickte. »Und was genau hat das Portland Police Department dazu bewogen, seine Meinung so grundlegend zu ändern?«

»Abby hat dem Beamten ein paar Einzelheiten geschildert, die nur

jemand wissen konnte, der mit eigenen Augen gesehen hat, was passiert ist. Aber als der Kollege das an uns weitergemeldet hat, war sie bereits verschwunden.«

»Konnte sie den Killer denn identifizieren? War es vielleicht jemand, den sie kennt?«

»Nein. Das ist der Punkt, an dem das Ganze problematisch wird und wo ich möglicherweise auf Ihre Hilfe als Abbys Arzt angewiesen bin. Sie konnte uns lediglich sagen, dass es sich um einen nackten Mann gehandelt hat. Als der Kollege sie gebeten hat, diesen Mann zu beschreiben, war sie dazu nicht in der Lage. Sie sagte nur, dass sein Gesicht aus zuckenden Flammen bestand und seine Augen Eiszapfen waren.«

»Das ist alles? Keine weiteren Einzelheiten?«

»Das Gespräch wurde leider nicht protokolliert, aber soweit wir wissen, war das alles. Sie hat die Aussagen etliche Male wiederholt.«

Wolfe seufzte. »Sie halluziniert. Was entweder bedeutet, dass sie ihre Medikamente abgesetzt hat oder dass der Schock die Wirkung mindert.«

»Kommt das vor?«

»Das kann es, ja, unter extremen Stressbedingungen. Ich habe mir schon am Mittwoch Sorgen gemacht, als sie nicht zu ihrer Sitzung erschienen ist.«

»Wann haben Sie das letzte Mal mit ihr gesprochen?«

»Vor zwei Wochen. Kurz vor Weihnachten. Abbys Sitzungen finden immer mittwochs um elf Uhr statt. Das muss dann der, warten Sie mal ...«, erneut blätterte er in seinem Kalender, »... einundzwanzigste Dezember gewesen sein.«

»Was war denn mit dem darauffolgenden Mittwoch? Dem achtundzwanzigsten?«

»Zwischen Weihnachten und Neujahr war meine Praxis geschlossen.«

»Und in dieser Woche? Am Mittwoch? Da ist sie nicht aufgetaucht?«

»Genau. Ich habe mich gefragt, warum nicht.«

»Haben Sie sich erkundigt?«

»Meine Sekretärin hat bei ihr angerufen, hat sie aber nicht erreicht.«

»Hat Abby schon öfter eine Sitzung verpasst?«

»Ja. Zweimal. Beide Male war sie zu der Überzeugung gelangt, ihre Medikamente absetzen zu können.«

»Aber warum sollte sie das wollen?«

»Weil sie dachte, sie sei gesund. Sie hat sich normal gefühlt. Ich will es Ihnen ein bisschen ausführlicher erläutern. Abby bekommt ein Medikament namens Zyprexa. Das ist ein starkes Antipsychotikum. Sie nimmt die höchste Dosis, die ich generell verschreibe. Es schlägt gut an. Unterdrückt die meisten Symptome. Allerdings hat es auch eine Reihe von Nebenwirkungen. Die erste besteht in einer starken Gewichtszunahme. Darunter leidet Abby. Das ist nicht besonders verwunderlich. Körperlich attraktiv zu sein ist für eine Frau Anfang zwanzig von großer Bedeutung. Sobald sie also anfängt, sich wieder normal zu fühlen, sobald die Symptome der Psychose ausbleiben, sagt sie sich: ›Hey, das Zeug brauche ich jetzt nicht mehr‹ und reduziert entweder die Dosis oder setzt sie, wie in einem Fall, gleich komplett ab. Da sie in letzter Zeit keine psychotischen Schübe mehr gehabt hat, ist es sehr gut möglich, dass genau dieser Fall wieder eingetreten ist.«

»Und was passiert dann?«

»Es hängt davon ab, wie lange sie schon auf die Medikamente verzichtet hat, aber es hat ja den Anschein, als würde sie bereits halluzinieren. Die Tatsache, dass sie einen Mord beobachtet hat, hat vermutlich ein emotionales Trauma bewirkt, das diese Halluzinationen ebenfalls ausgelöst oder zusätzlich verstärkt haben könnte. Abby hat bereits zwei Selbstmordversuche hinter sich. Gut möglich, dass sie es noch einmal versucht. Ich denke, wir müssen sie so schnell wie möglich finden.«

»Sie haben recht. Aus zwei Gründen.«

»Was ist denn der zweite?«

»Wir sind vielleicht nicht die Einzigen, die nach ihr suchen.«

Lächelnd blickte Andy Barker auf das Thermometer vor seinem Fenster. Nach Wochen bitterer Kälte bewegte es sich endlich in die richtige Richtung. Gott sei Dank. Hoffentlich hielt es auch an. Von Anfang Oktober bis Ende Mai waren seine Fenster immer dicht verschlossen, alle Luftschlitze mit schützendem Klebeband verdeckt, die Vorhänge Tag und Nacht zugezogen. Dieselben gefütterten braunen Seidenvorhänge, die seine Mutter vor über vierzig Jahren aufgehängt hatte, als Andy noch ein kleiner Junge gewesen war. Und trotzdem fand die Kälte immer einen Weg, in die Wohnung einzudringen.

Wenn er mehr Fett am Leib gehabt hätte, dann wären die Winter in Maine vielleicht nicht ganz so schlimm gewesen, nicht einmal so schwere Winter wie dieser jetzt. Wenn Wale durch ihre Speckschicht warmgehalten wurden, dann musste das doch auch für Menschen gelten, oder? Diese ganzen aufgedunsenen Fettsäcke, die durch das Einkaufszentrum wabbelten, die spürten die Kälte wahrscheinlich nicht einmal. Jedenfalls nicht so wie er.

Andy hatte keinerlei persönliche Erfahrungen mit Körperfett. Als er ein Kind war, hatte Mimsy ihn pausenlos gedrängt, etwas zu essen. »Ist nur zu deinem Besten«, hatte sie immer gesagt. »Damit du groß und stark wirst.« Aber ganz egal, wie sehr Andy sich zwang, irgendwelches Essen in sich hineinzustopfen, es schien nichts zu nützen. Er blieb klein und mager und sah komisch aus. So war es eben. Ein hässliches Entlein, aus dem niemals ein schöner Schwan werden würde.

Tante Denise, Mimsys jüngste Schwester, hatte ihn immer als zierlich bezeichnet. Obwohl sie bloß zehn Jahre älter war als Andy, behandelte sie ihn stets wie ein kleines Kind. »Jetzt mach dich doch nicht verrückt«, sagte sie oft zu Mimsy, wenn sie zum Babysitten herüberkam, weil Mimsy die ganze Nacht weg war. »Andy ist schon okay«, sagte sie dann. »Er ist halt ein bisschen zierlich.«

Gott, wie er dieses Wort hasste. Zierlich. Als wäre er irgendeine gottverdammte Fee. Er war ganz bestimmt alles andere als eine Fee, und wenn es jemanden gab, der das wusste, dann war es Denise. Verdammt noch mal, er wusste, dass sie es wusste. So wie sie jedes Mal, wenn sie

auf ihn aufpassen sollte, in diesem durchsichtigen Nachthemd in der Wohnung rumstolzierte und ihre Möpfe zur Schau stellte. Wie sie ihn gnadenlos hänselte, wenn sie ihn bei einem verstohlenen Blick ertappte. Schlampe.

Manchmal hockte Andy sich vor das Schlüsselloch, wenn Denise in der Badewanne lag oder unter der Dusche stand. Das machte ihm immer sehr viel Spaß, zumindest bis zum letzten Mal. Da hockte er also, vierzehn Jahre alt, auf den Knien, das eine Auge gegen die Tür gedrückt, als sie plötzlich mit Schwung aufgerissen wurde und Denise ihn auf frischer Tat ertappte. Schlampe.

»Wolltest du vielleicht irgendwas sehen, Andy?«, sagte sie.

Splitterfasernackt stand sie vor ihm, ein schmieriges Grinsen im Gesicht und ihre Stimme so zuckersüß, als könnte sie kein Wasserchen trüben.

»Nein, nein, ich hab bloß ... war bloß ... hier.«

»Hast du etwa noch nie eine nackte Frau gesehen?«

Er gab keine Antwort.

»Hast du nicht, hab ich recht?«

Er brachte kein Wort heraus. Rappelte sich auf und stand einfach nur da, mit knallrotem Gesicht. Sie konnte garantiert die Beule in seiner Pyjamahose sehen, die von seinem Ständer kam. Bestimmt würde er gleich explodieren und sich total einsauen.

»Also gut, dann schau mal genau hin, Andy«, sagte sie mit einem gehässigen kleinen Lächeln. »Aber nicht anfassen. Denn das wär nicht richtig, oder?« Schlampe.

Er wusste noch, wie sie ihm die Tür vor der Nase zugemacht hatte. Ganz bestimmt würde sie Mimsy erzählen, was er getan hatte. Das war dann zwar nie eingetreten, aber die Angst war immer da. Und wenn sie danach über Nacht blieb, war das Schlüsselloch der Badezimmertür jedes Mal verdeckt. Er bekam sie nie wieder nackt zu sehen.

Andy schüttelte traurig den Kopf. Nein, nein, er mochte die Mädchen durchaus. Genau wie jeder andere auch. Es war bloß so, dass sie *ihn* nicht mochten. Keine Einzige. Wenn er darüber nachdachte, spürte er das altbekannte Gefühl der Verzweiflung in sich aufsteigen. Er versuchte es wegzuschieben. Das konnte er wirklich nicht gebrauchen. Schon gar nicht jetzt. Er machte die Augen zu und holte tief Luft, um sich zu beruhigen.

Seine Mutter war nicht mehr da, vor knapp fünf Jahren war sie an Krebs gestorben. Er vermisste sie. Ganz ehrlich. Andererseits musste er, wenn er mal ganz ehrlich war, zugeben, dass ihr Tod nicht nur schlechte Seiten hatte. Das Apartment 1F gehörte jetzt ganz allein ihm. Es stank nicht mehr nach Zigarettenrauch, und er musste seine Zeitschriftenstapel und seine Videos nicht mehr verstecken und keine Angst mehr haben, dass sie sie entdecken könnte. Außerdem wurde er nicht ständig getriezt, dass er doch mal ausgehen und sich *ein nettes Mädchen* suchen sollte.

Irgendwie hatte Mimsy es nie kapiert. Die Mädchen mochten ihn einfach nicht, nicht mal die hässlichen. Gelegentlich raffte er all seinen Mut zusammen und überredete irgendein weibliches Wesen, das er bei einer Partnerbörse im Internet aufgetan hatte, sich mit ihm zu verabreden.

Eines, das hässlich genug oder verzweifelt genug war, um ihm wenigstens eine Chance zu geben. Aber es funktionierte einfach nicht. Es kam nie zu einem zweiten Treffen, und Andy hatte einfach keine Lust mehr, abgewimmelt und versetzt und zurückgewiesen zu werden. Und außerdem, eine Hässliche wollte er sowieso nicht haben. Er wollte ein Mädchen wie Lainie. Aber jetzt war sie ihm genommen worden. Das war einfach nicht gerecht. Gott hatte ihn mal wieder so richtig in den Arsch getreten.

Zur Hölle damit. Er wollte nicht mehr darüber nachdenken. Auf eine gewisse Art hatte er Lainie immer noch und würde sie auch immer haben. Er drehte den Wohnungsschlüssel von 1F zweimal um, legte die Kette vor und holte seine Schachtel mit den DVDs aus dem Versteck hinter der falschen Holzverkleidung in dem Kabuff unter der Treppe. Dann stellte er die Schachtel neben seinen Lieblingssessel, einen La-Z-Boy aus braunem Kordsamt.

Die Idee mit den versteckten Kameras war ihm vor drei Jahren gekommen, als Lainie das Apartment 2F gemietet hatte. Da zog jemand ein, wo es sich wirklich lohnte hinzusehen. Jemand mit sehr viel mehr Sexappeal als Denise. Er wusste noch, wie er Lainie durch die Wohnung geführt hatte, wie er ihr in jedes leere Zimmer gefolgt war, wie er ihr die geräumigen Wandschränke gezeigt hatte und die großen Fenster, die so viel Licht spendeten, wie er sie auf die neuen Küchengeräte aufmerksam gemacht und gegen jede Vernunft gehofft hatte, dass sie sich für diese Wohnung entscheiden möge. Sie war die schönste Frau, die er in seinem

ganzen Leben gesehen hatte, da war er sich hundertprozentig sicher. Diese unglaublichen Augen. Dieses traumhaft schöne Gesicht. Dieser umwerfende Körper. Aber das Beste, vielleicht sogar der schönste Moment in seinem ganzen Leben, war, als Lainie sich am Ende der Besichtigung zu ihm umdrehte, lächelte und sagte: »Die Wohnung ist perfekt. Ich nehme sie.«

Oh Gott, es hatte ihn all seine Beherrschung gekostet, nicht beide Arme in die Luft zu werfen und lauthals »Ja!« zu brüllen wie ein Footballspieler, der gerade den entscheidenden Touchdown im Superbowl erzielt hat. Irgendwie hatte er es geschafft, sich zusammenzureißen. Hatte es geschafft, ganz ruhig ihr Lächeln zu erwidern und zu sagen: »Prima. Ich laufe schnell runter und drucke den Mietvertrag aus.«

Ja, Goff hatte die Wohnung gemietet, und das gab ihm letztendlich den Mut, seine lang gehegten Fantasien in die Tat umzusetzen. Er wusste ganz genau, was er zu tun hatte, welche Ausrüstung er brauchte und wie die ganze Sache funktionieren würde. Selbstverständlich wusste er das. Schließlich war er mal ein richtiger Video-Profi gewesen, oder etwa nicht?

Andy dachte an den Polizisten, der ihn gestern Nacht in 2F erwischt hatte. Der Typ hatte ihn behandelt, als wäre er pervers oder so was. Logisch machte ihn Lainies Unterwäsche scharf, na und? Wem würde das nicht so gehen? Schwarze Spitze, die sich ganz dicht an ihre Du-weißt-schon-was schmiegte. Andy hätte eigentlich wissen müssen, dass der Drecksack noch da war, aber er hatte in diesem Sessel im toten Winkel gehockt, wo die Schlafzimmerkamera nicht hinreichte, und es war so lange still gewesen da oben, dass er gedacht hatte, er sei weg. Der Drecksack hatte ihn reingelegt.

»Sie sind doch ihr Therapeut«, sagte McCabe. »Sie wissen, wie sie tickt. Falls jemand eine Ahnung hat, wo Abby sich vor einem Killer verstecken würde, dann doch wahrscheinlich Sie, hab ich recht?«
 Wolfe schüttelte ratlos den Kopf. »Meine Vermutungen kennen Sie ja bereits.«

»Kelly?«

»Ja.«

»Er sagt, er weiß nicht, wo sie ist.«

»Haben Sie das Haus durchsucht?«

»Wollen Sie damit sagen, dass Kelly lügt?«

»Ich will damit nur sagen, dass Kelly unberechenbar ist. Sobald man zu wissen glaubt, wer oder was John Kelly ist, kommt der Punkt, an dem man seine Meinung noch einmal ganz genau überdenken muss.«

»Aber haben Sie Abby nicht selbst bei Kelly untergebracht?«

»Ja.«

»Warum? Ich dachte, das Sanctuary House sei eigentlich eine Anlaufstelle für sexuell missbrauchte Ausreißer? In der Regel Teenager. Aber Abby ist weder missbraucht worden, noch ist sie ein Teenager.«

»Mit beidem haben Sie recht. Aber damals wollte ich sie aus Winter Haven wegholen. Es ging ihr gut. Sie nahm ihre Medikamente. Die Stimmen haben sich ruhig verhalten ...«

»Die Stimmen?«

»Ja. Abby hört Stimmen. Akustische Halluzinationen. Nichts Ungewöhnliches bei einer Schizophrenie-Patientin. Aber damals hatte sie sie unter Kontrolle. Da keine der Reha-Einrichtungen, mit denen ich sonst zusammenarbeite, einen Platz frei hatte, habe ich Kelly angerufen und ihn überredet, Abby als Hilfskraft zu beschäftigen, als eine Art unbezahlte Praktikantin oder große Schwester. Ich konnte ihn überzeugen, dass ihre Krankheit kein Hindernis darstellt. Und ich dachte, dass es Abby guttun würde, ein bisschen Verantwortung zu übernehmen. Dass es ihr Selbstbewusstsein stärken würde. Ihre Selbstachtung.«

»Hat das geklappt?«

»Ja. Etliche Monate lang sogar ausgesprochen gut. Abby war stolz auf

das Vertrauen, das ihr entgegengebracht wurde. Vor allem von Kelly. Sie hat hart gearbeitet und ihre Sache wirklich sehr gut gemacht.«

»Und was ist dann passiert?«

»Dann hat sie sich in Kelly verliebt.«

»Ich dachte, Kelly sei schwul.«

»Das ist er auch. Aber sie hat sich trotzdem in ihn verliebt.«

»Und dann?«

»Es hat ihr regelrecht den Boden unter den Füßen weggezogen. Ich habe ihr während unserer Sitzungen immer wieder gesagt, dass sie sich Kelly aus dem Kopf schlagen soll, aber sie meinte, dass sie ihre Gefühle nicht ändern kann. Also habe ich ihr vorgeschlagen, Sanctuary House wieder zu verlassen.«

»Was ist daraufhin geschehen?«

»Sie hat sich an Jack gewandt. Hat ihm ihre Gefühle gestanden. Hat ihm eindeutige sexuelle Angebote gemacht.«

»Das hat sie Ihnen erzählt?«

»Später, ja, aber zuerst habe ich es von Kelly erfahren. Er war besorgt um sie. Anscheinend hat er ihr gesagt, dass er sie für eine tolle junge Frau halte, ihre Gefühle aber leider unangemessen seien. Dass das Ganze eine unmögliche Situation sei und dass es für alle das Beste wäre, wenn sie Sanctuary House verlasse.«

»Das klingt nach einer angemessenen Reaktion.«

»Der Meinung bin ich auch.«

»Und wie hat sie reagiert?«

»Sie hat sich verstoßen gefühlt. Erniedrigt. Er war der erste Mann, den sie seit dem Beginn ihrer Krankheit begehrt hatte, und dieser Mann hatte sie abgewiesen.«

»Hat er ihr gesagt, dass er schwul ist?«

»Ja. Ich glaube, in gewisser Weise wusste sie es auch vorher schon. So hat sie unterbewusst eine Situation herbeigeführt, die unweigerlich zur Zurückweisung führen musste.«

»Warum?«

»Das weiß ich nicht. Vielleicht, um sich ihre eigene Minderwertigkeit zu demonstrieren.«

McCabe musste an das Foto von der kräftig und gesund aussehenden jungen Frau auf den Felsen am Meer denken. Nur wenige Jahre älter, als

Casey jetzt war. GRRRL POWER! hatte auf ihrem Sweatshirt gestanden. Eine tiefe Traurigkeit machte sich in ihm breit. Wie ungerecht das Leben sein konnte, welche Knüppel es manchen Menschen zwischen die Beine warf. Aber ihm war klar, dass er nicht viel daran ändern konnte.

Er zog das Foto aus der Tasche, das Lainie Goff umringt von anderen Menschen bei einem offiziellen Anlass zeigte, und reichte es Wolfe.

»Haben Sie vielleicht eine Ahnung, bei welcher Gelegenheit das gemacht worden ist?«

»Ja. Das war auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten des Sanctuary House. Ungefähr eine Woche vor Weihnachten. Ich war auch da. Insgesamt waren es vielleicht hundert Gäste.«

»Ich kenne Ogden und Kelly und natürlich auch Goff. Wissen Sie, wer die beiden anderen sind?«

»Die Blonde ist eine Rechtsanwältin von Palmer Milliken. Janet irgendwas. Die habe ich erst an dem Abend kennengelernt.«

»Janet Pritchard?«

»Kann sein.«

»Und der Große mit der Glatze?«

»Irgendein Geldsack aus Boston«, sagte Wolfe. »Goff hat ihn an Land gezogen und ihm einen ordentlichen Batzen Geld aus dem Kreuz geleiert, und Kelly hat die Spende dann auf der Veranstaltung entgegengenommen.«

»Wie viel?«

»Zehn Riesen.«

»Wissen Sie zufällig, wie der Geldsack heißt?«, wollte McCabe wissen.

»Ähm ... ja.« Wolfe hielt inne, um nachzudenken. »Einen Augenblick bitte. Leider habe ich nicht Ihr absolutes Gedächtnis.« Er blickte mit zusammengekniffenen Augen in die Ferne. »Tom? Ted? Nein, Todd. Genau. Todd Martin? Nein, das ist ein Tennisspieler.«

»Todd Markham?«

»Markham, ja, genau.« Wolfe nickte. »Todd Markham.«

Es klingelte. Wolfe schaute auf seine Armbanduhr. »Das Essen ist da«, sagte er. »Bleiben Sie sitzen. Ich laufe schnell runter und hole es.«

Mein Gott, dachte McCabe, das Ganze wird ja richtig inzestuös. Noch einmal betrachtete er sich das Foto. Jede der darauf abgebildeten Personen hatte irgendeine Beziehung zu Goff, und alle hatten sie unter

Umständen ein Motiv gehabt, sie umzubringen. Kelly wegen des Geldes. Ogden als ihr Liebhaber. Pritchard als Konkurrentin um eine Teilhaberschaft bei Palmer Milliken und vielleicht auch um Ogdens Gefühle. Und Markham? Bis jetzt wusste er nur, dass Lainie in Markhams Haus gestorben war, in seinem Bett. Vielleicht war sie ja auch seine Geliebte gewesen.

Markham war am Dienstagabend in Chicago, hatte Maggie gesagt. Zum Abendessen mit ein paar seiner Mandanten. Hat im Hyatt übernachtet. Und in Boston war er erst wieder am ... Ja, wann? Er hatte sie unterbrochen, bevor sie den Satz zu Ende bringen konnte. Das musste er überprüfen.

Wolfe kam mit einer braunen Papiertüte voller Essen wieder. Er stellte sie auf den Couchtisch. »Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich es überhaupt ansprechen sollte«, sagte er, während er diverse Behälter aus der Tüte hervorholte, »aber eine Möglichkeit haben wir noch gar nicht ins Auge gefasst.«

»Welche denn?«

»Dass Abby den Mord an Goff unter Umständen nicht nur gesehen, sondern ihn vielleicht sogar selbst begangen hat.« Wolfe zog eine Schreibtischschublade auf und holte Pappteller, Servietten und Essstäbchen heraus. »Soll ich einfach alles halb und halb aufteilen?«

»Gerne.«

Während Wolfe das Essen in zwei gleich große Portionen teilte, stellte McCabe sich ans Fenster und schaute aufs Wasser hinunter. Das Containerschiff hatte noch keine allzu großen Fortschritte gemacht, seit er hier oben in Wolfes Praxis war. Solche Frachtschiffe kamen vermutlich nur langsam voran. Er dachte über Wolfes Worte nach. War es tatsächlich denkbar, dass Abby die Mörderin war? Das hatte er nie ernsthaft in Erwägung gezogen. Niemand von ihnen. Nicht Maggie. Nicht Bowman. Kein einziger seiner Mitarbeiter. Das war wahrscheinlich ziemlich dumm gewesen. Der Gedanke war so naheliegend, dass man ihn nicht einfach außer Acht lassen konnte. Sie war auf jeden Fall zum Zeitpunkt des Mordes am Tatort gewesen, das war klar – sie kannte Einzelheiten, von denen sie andernfalls niemals hätte wissen können –, und sie war weggerannt. Hinaus in die Nacht und verschwunden. Sie alle waren davon ausgegangen, dass sie sich vor dem

Killer verstecken wollte. Aber war es nicht genauso gut denkbar, dass sie sich vor ihnen versteckte? Vor der Polizei? Oder vielleicht vor dem, was sie getan hatte?

Wolfe hielt die Dewar's-Flasche in die Höhe. »Sind Sie sicher, dass Sie nichts davon wollen?«

McCabe drehte sich um. »Ja, ganz sicher.«

»Noch etwas Wasser vielleicht?«

»Gerne.«

Wolfe schenkte sich selbst nach und stellte eine zweite Flasche Poland Spring neben McCabes Teller.

Aber wenn Abby tatsächlich die Mörderin war, überlegte McCabe, warum war sie dann überhaupt zur Polizei gegangen? Warum hatte sie Bowman mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen? Welches Motiv konnte sie gehabt haben? Doch noch während er sich diese Fragen stellte, war ihm klar, dass sie keinerlei Relevanz hatten. Abby war verrückt. Litt an Schizophrenie. An Halluzinationen und Sinnestäuschungen. Bei jemandem wie Abby kam man mit normalen Konzepten wie Vernunft und Motiv nicht weiter. Falls sie Lainie Goff umgebracht hatte, dann war das vermutlich mitten während eines psychotischen Schubs geschehen, wahrscheinlich ohne dass sie sich ihrer Tat überhaupt bewusst gewesen wäre.

McCabe setzte sich wieder hin und fing an zu essen. Er nahm eine Frühlingsrolle zwischen die Finger, stippte sie in die Soße und biss ab.

»Sie haben gesagt, dass Sie Abby besser kennen als jeder andere. Halten Sie sie für fähig, einen Mord zu begehen?«

»Ob sie dazu fähig ist? Aber natürlich ist sie dazu fähig«, erwiderte Wolfe und kaute auf einem Bissen scharf gewürzter Ente herum. »Abby leidet unter Schizophrenie. Sie lebt in einer zweiten Realität. Falls sie ihre Medikamente eine Zeitlang abgesetzt hat oder deren Wirkung aus irgendeinem Grund schwächer wird, dann ist sie praktisch zu allem fähig.«

»Sie wollen damit also sagen, dass sie die Geschichte mit dem Monster und dem Flammengesicht erfunden hat?«

»Nein. Wahrscheinlich nicht«, erwiderte Wolfe. »Es kann gut sein, dass sie genau das gesehen hat, ein Monster mit einem Flammengesicht, ganz egal, ob sie Goff eigenhändig umgebracht oder den Mord nur beobachtet

hat.«

»Helfen Sie mir da bitte ein bisschen auf die Sprünge, Herr Doktor. Ich bin heute nicht der Schnellste.«

»Dann will ich Ihnen einmal etwas genauer schildern, womit wir es hier zu tun haben. Schizophrenie ist eine schwere psychische Erkrankung. Hauptmerkmal ist eine tiefgreifende Diskrepanz zwischen Wahrnehmung und Realität. Wie die meisten Erkrankten leidet auch Abby unter Wahrnehmungsstörungen, Halluzinationen und Sinnestäuschungen. Sie sieht und hört Dinge, die gar nicht da sind. Trotzdem sieht und hört sie sie tatsächlich. Sie sind für Abby genauso real, wie diese Garnele in Kokosnusssoße für Sie real ist.«

»Falls Abby also Elaine Goff getötet hat ...«

»Dann kann es sein, dass sie tatsächlich gesehen hat, wie ein Monster diese Tat beging. Vielleicht hat sie irgendwo tief in ihrem Unterbewussten das Gefühl, dass nur ein Monster so etwas tun könnte. Was sie, sollte es wirklich so abgelaufen sein, nicht wahrnimmt, ist, dass sie selbst das Monster ist.«

McCabe ließ sich gegen die Stuhllehne sinken und starrte zur Decke hinauf. Sicher, Wolfe konnte durchaus recht haben mit seiner Theorie. Aber je mehr er darüber nachdachte, desto mehr kam er zu der Überzeugung, dass es nicht so geschehen war. Es gab zu viele Einzelheiten, die einfach nicht dazu passten. Einzelheiten, die Wolfe nicht kannte. Dass die Leiche auf dem Fish Pier zurückgelassen worden war. Das mit dem Zettel im Mund. Die präzise und sehr umsichtige Tötungsmethode. Nein, Abby hatte es nicht getan, da war McCabe sich sicher. »Und wenn sie es nicht gewesen ist?«, wollte er wissen. »Wenn sie die Tat tatsächlich beobachtet hat?«

Wolfe zuckte mit den Schultern. »Dann betrachtet sie den Täter vermutlich als Monster, weil das, was sie gesehen hat, zu furchterregend oder zu schmerzhaft war, um es mit Hilfe ihres Verstandes zu akzeptieren. Das ist allerdings, um ehrlich zu sein, eine reine Spekulation.«

McCabe wischte sich mit einer Papierserviette den Mund ab, stand auf und warf seinen leeren Teller in den Mülleimer. »Gibt es vielleicht eine Möglichkeit, die realen Erinnerungen zurückzuholen?«

»Möglicherweise. Wenn gesunde Menschen schmerzhaft Erinnerungen

unterdrücken, dann hilft in manchen Fällen eine Hypnotherapie.«

»Hypnose?«

»Ja. Sie wird im Normalfall bei Schizophrenen nicht angewandt, aber es gibt nichts, was ausdrücklich dagegen spräche. Ich habe es noch nie ausprobiert, habe aber von einigen Experimenten gelesen. Es würde mich tatsächlich sehr interessieren, wie so eine Behandlung bei einem Menschen wie Abby anschlägt.«

»Kennen Sie vielleicht jemanden, der sich mit – wie haben Sie gesagt? – Hypnotherapie auskennt?«

»Ja. Mich.«

»Und wären Sie bereit, Abby zu hypnotisieren?«

»Aber ja, natürlich. Bloß müssen wir sie zuerst finden.«

McCabe nickte nachdenklich. »Danke, Herr Doktor. Ich sage Ihnen Bescheid, sobald wir sie haben.« Er schlüpfte in seinen Mantel. »Und danke für das Essen.«

»Sie heißen Andy, nicht wahr? Darf ich Sie Andy nennen?« Maggie beugte sich zu dem geöffneten hinteren Fenster des schwarz-weißen Streifenwagens hinab und blickte die schwächliche Gestalt an, die auf der Rückbank kauerte. Als er die Frage hörte, hob er den Kopf, gab aber keine Antwort. Maggie lächelte. Andy Barker zwinkerte. »Sie haben doch nichts dagegen, dass ich Sie Andy nenne, oder?«, fragte sie noch einmal. »Mein kleiner Bruder heißt auch Andy. Er ist ehrlich gesagt mein Lieblingsbruder.« Ihre Brüder hießen in Wirklichkeit Trevor und Harlan. »Andy war schon immer einer meiner Lieblingsnamen.« Ihr Blick glitt über die grün-schwarz karierte Wollhose, die der Typ trug, seine grünen, knöchelhohen Wildlederstiefel und das Jackett aus künstlichem Schlangenleder. Der kleine perverse Scheißer zieht sich sogar pervers an, dachte sie.

»Ja. Okay«, sagte er schließlich. Er zwinkerte immer noch. »Das geht in Ordnung, schätze ich. Darf ich Sie Margaret nennen?«

Ob er sie Margaret nennen durfte? Der Name stand auf der Visitenkarte, die sie ihm gestern Abend gegeben hatte. »Na klar«, sagte sie. »Sie dürfen mich Margaret nennen.«

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Er warf einen Blick darauf, machte aber keine Anstalten, sie zu ergreifen. »Schön, Sie kennenzulernen, Andy«, sagte sie. »Und danke, dass Sie sich bereit erklärt haben, mit auf die Wache zu kommen und mit uns zu sprechen.« Sie streckte ihm die Hand noch ein Stückchen weiter entgegen.

Schließlich streifte er den Handschuh ab und schlug ein. Seine Hand fühlte sich kalt und trocken an. Wie von einem Toten, dachte sie und ließ los. Sie sah, dass er zitterte. »Hey, Castleman«, rief sie dem Streifenbeamten hinter dem Steuer zu. »Dreh die Heizung ein bisschen hoch, okay? Der Mann hier hinten friert.«

Castleman rührte sich erst einmal nicht. Maggie war klar, dass er keinerlei Bedürfnis verspürte, es dem Typen auf der Rückbank gemütlicher zu machen. Tja, Pech gehabt. »Hey, Castleman, hast du nicht gehört?« Castlemans rechte Hand fummelte am Regler herum und brachte die Heizung auf Touren.

»Danke, Castleman«, sagte Barker mit einer Spur Häre in der Stimme. Dann hob er den Blick. »Warum muss ich eigentlich mit dem da fahren?«, wollte er wissen. »Ich würde viel lieber mit Ihnen fahren. In Ihrem Wagen.«

»Ja, ich weiß. Das wäre mir auch lieber, Andy. Dann könnten wir auf der Fahrt ein paar persönliche Worte wechseln. Aber wir müssen uns an die Vorschriften halten. Verstehen Sie?« Sie richtete sich auf und klopfte mit der linken Hand zweimal an die Vordertür des Streifenwagens, um Castleman zu signalisieren, dass er losfahren sollte. Das hintere Seitenfenster fuhr hoch. Der Wagen zog raus auf die Brackett Street. Maggie sah, wie Barker sich umdrehte und durch die beschlagene Heckscheibe zu ihr zurückblickte. Lächelnd hob sie die Hand und winkte. Wie eine Mutter, die ihren Kleinen in die Schule verabschiedet. Sobald der Streifenwagen nach links in die Pine Street abgebogen war, machte sie einen großen Schritt über einen schmutzigen Schneehaufen hinweg, der angesichts der steigenden Temperaturen bereits angefangen hatte zu schmelzen. Sie öffnete die Tür ihres zivilen Crown Vic, zog ihre Jacke aus, warf sie auf den Beifahrersitz und machte sich auf den Weg in die 109.

Barker verheimlichte ihnen etwas. Da war Maggie sich absolut sicher. Irgendetwas, das erklärte, warum er sich um vier Uhr nachts mit einem Werkzeuggürtel um die Hüften in Goffs Wohnung schlich. Die Schwierigkeit bestand nun darin, es aus ihm herauszukitzeln. McCabe gegenüber hatte sie den Mund ziemlich voll genommen, aber sie musste sehr behutsam vorgehen. Es würde alles andere als einfach werden. Maggie setzte sich erst einmal in Fortiers Büro und beobachtete über den Monitor in der Zimmerecke, wie Barker herumzappelte. Er war nervös, schaute immer wieder nach hier und nach da. Jetzt saß er schon zehn Minuten da drin und wurde langsam kribbelig. Es war Zeit, mit der Show zu beginnen. Sie nickte Brian Cleary zu, der neben ihr stand. Zehn Sekunden später sah sie, wie die Tür des Verhörzimmers aufging. Cleary trat ein.

»Hallo, Mr. Barker, wie geht es Ihnen? Mein Name ist Detective Cleary.« Cleary setzte sich auf den Stuhl, der für den verhörenden Polizisten vorgesehen war, und verschwand aus dem Bild. Die Kamera blieb die ganze Zeit auf Barkers Gesicht gerichtet.

»Wo ist Margaret?«

»Wer?«

»Margaret.«

»Sie meinen Detective Savage?«

»Sie hat mich gebeten, sie Margaret zu nennen.«

»Ach so. Nun ja. Sie ist meine Chefin, also muss ich Detective Savage zu ihr sagen. Jedenfalls hängt sie im Moment noch in einer Besprechung fest. Ich soll Ihnen ausrichten, dass sie so schnell wie möglich herkommt. Kann eigentlich nicht mehr lange dauern. Sie hat mich gebeten, schon mal ein paar Formalitäten mit Ihnen zu klären, damit wir nicht mehr von ihrer kostbaren Zeit in Anspruch nehmen müssen als unbedingt notwendig. Ach, soll ich Ihnen vielleicht eine Tasse Kaffee holen? Oder ein Wasser oder irgendetwas anderes?«

»Ein Glas Wasser, bitte.«

»Okay. Geht in Ordnung.« Cleary stand auf, wobei seine Schulter kurz ins Bild rückte. Eine Minute später konnte Maggie sehen, wie er ein volles Wasserglas vor Barker auf den Tisch stellte. Wenn dieser daraus trank, würde er auf dem Rand eine DNA-Probe hinterlassen.

Sie sah, wie Clearys Hände einen Aktenordner aufklappten. »Okay«, sagte er. »Also, Ihr voller Name lautet wie?«

»Andrew Barker.«

»Haben Sie noch einen zweiten Vornamen?«

»John.«

»Gut. Und Sie wohnen im Apartment 1F in der Brackett Street 342 hier in Portland, richtig?«

»Mir gehört das Haus.«

»Ach, tatsächlich? Wie schön für Sie. Wie lange wohnen Sie schon da?«

»Mein ganzes Leben lang. Ich bin da auf die Welt gekommen.«

»Tatsächlich? Dort in der Wohnung?«

»Nein«, erwiderte Barker, und leichte Verärgerung machte sich in seiner Stimme bemerkbar. »Die Geburt war im Cumberland Medical Center. Aber meine Eltern haben zu der Zeit schon in der Brackett Street gewohnt.«

»Wohnen sie da immer noch?«

»Kommt Margaret bald?«

»Ja, natürlich. Nur noch ein paar Minuten. Sie hat gesagt, dass sie darauf

brennt, sich mit Ihnen zu unterhalten, also kommt sie bestimmt, so schnell es geht. Wohnen Ihre Eltern immer noch da? In der Wohnung, meine ich?»

»Nein. Meine Eltern wurden geschieden, als ich klein war. Mimsy ist vor ungefähr fünf Jahren gestorben.«

»Mimsy?»

»Meine Mutter.«

»Sie hieß Mimsy?»

»Nein. Gloria. Aber ich habe sie immer Mimsy genannt.«

»Ach ja? Also praktisch wie Mom oder Mommy oder so etwas in der Art?»

Barker blickte Cleary mit zusammengekniffenen Augen an. »Nein, nicht so. Alle haben sie Mimsy genannt.« Er ließ den Blick durch den Raum wandern. Sah überallhin, nur nicht zu Cleary. »Wo ist Margaret? Ich habe gedacht, sie will mit mir reden. Ich kann nicht den ganzen Abend auf sie warten, wissen Sie?» Seine Stimme klang verdrießlich. Maggie war klar, dass es jetzt Zeit für ihren Auftritt war. Wenn sie noch länger wartete, würde Barkers Verärgerung in Wut umschlagen und sie bekam vermutlich gar nichts aus ihm heraus.

»Mr. Barker«, sagte sie beim Betreten des Verhörzimmers. »Es tut mir sehr leid, dass Sie so lange warten mussten.« Und dann an Cleary gewandt: »Brian, ich kann jetzt übernehmen.« Als Cleary sich nicht von der Stelle rührte, fügte sie hinzu: »Wenn es dir nichts ausmacht?»

»Oh, ich bleibe gerne hier, Marg..., äh, Detective Savage«, erwiderte Cleary.

»Nicht nötig«, meinte Maggie. Sie trat hinter Barkers Stuhl und blickte Cleary direkt ins Gesicht. »Ich würde mich gerne unter vier Augen mit Mr. Barker unterhalten.«

Cleary hob beide Hände, die Handflächen nach außen, zum Zeichen der Kapitulation. »Okay, Sie sind der Boss«, sagte er. »Sagen Sie einfach Bescheid, wenn Sie mich brauchen.«

Maggie kam um den Tisch herum und sah gerade noch ein kaum wahrnehmbares Lächeln über Barkers Gesicht huschen, während er zusah, wie Cleary seine Notizen einsammelte und das Zimmer verließ. Das sorgfältig einstudierte Schauspiel war zu Ende.

»Arschloch«, knurrte Barker.

»Ach, kümmern Sie sich nicht um den«, meinte Maggie. »Er macht auch nur seinen Job. So wie wir alle.«

»Sie sind aber anders.«

»Danke, Andy. Das freut mich.« Sie setzte sich auf den Stuhl, den Cleary soeben frei gemacht hatte.

Er blickte sie an.

»Ich möchte Ihnen zunächst einmal ein paar Fragen über Ihr Haus und über Elaine Goff stellen. Und über Ihre anderen Mieter. Sind Sie damit einverstanden?«

»Okay. Ja. Klar. Kein Problem.«

Maggie klappte einen kleinen Notizblock auf und stellte Barker ungefähr zehn Minuten lang alle möglichen allgemeinen Fragen über das Haus und über seine Aufgaben als Vermieter. Danach beschäftigten sie sich etliche Minuten lang mit den Mietern der anderen Wohnungen. Wer sie waren. Wo sie arbeiteten. Wie lange sie schon im Haus wohnten.

Während des Gesprächs bemerkte Maggie, wie Barkers Augen permanent hin und her huschten, von ihrem Gesicht, wenn sie ihn anschaute, zu ihren Brüsten, wenn er dachte, dass sie ihn gerade nicht anschaute. Jedes Mal, wenn sie sich über ihren Block beugte, um etwas aufzuschreiben, zack, wanderten sie nach unten. Es war fast schon lustig. Wahrscheinlich fing der kleine Lustmolch gleich an zu sabbern. Oder zu wichsen. Sie überlegte, ob sie die Jacke zuknöpfen und ihm die Sicht nehmen sollte. Doch stattdessen entschloss sie sich, ihre langen Beine auf den Schreibtisch zu legen und sich zurückzulehnen, sodass die Jacke noch weiter aufklaffte. Mit Barkers lüsternen Blicken wurde sie ohne Weiteres fertig, und je länger er dachte, dass er etwas zu sehen bekam, desto länger würde er bleiben und ihre Fragen beantworten wollen. Und, was vielleicht noch entscheidender war: Je aufgeregter er wurde, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, dass er irgendetwas ausplauderte, was er eigentlich lieber für sich behalten hätte. *Ich wollte das Verbrechen doch gar nicht gestehen, Euer Ehren. Aber die Möpfe der Polizeibeamtin haben mich abgelenkt.*

»Wie lange hat Elaine Goff in Ihrem Haus gewohnt?«

»Seit etwas über drei Jahren. Im November hat sie einen Anschlussvertrag für ein weiteres Jahr unterschrieben. Sie war eine angenehme Mieterin. Leise. Sauber. Die Wohnung war immer

aufgeräumt. Und sie hat immer am Monatsersten die Miete überwiesen.«
Die Wohnung war immer aufgeräumt? Interessant. Woher wusste Barker das? »Hat sie zu anderen Mietern engere Kontakte gehabt?«

»Eigentlich nicht. Zumindest nicht, dass ich wüsste. Gelegentlich habe ich sie mit den Chus sprechen sehen.«

»Den Chus?«

»Nancy und Tom Chu. Sie wohnen im zweiten Stock, nach hinten raus. Mit denen hat sie sich gut verstanden, vor allem mit Nancy.«

»Gemeinsame Interessen?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Barker. Maggie senkte ihren Stift auf den Schreibblock, Barker senkte seinen Blick auf ihre Brüste. »Nancy fotografiert. Darüber haben sie oft gesprochen.« Maggie hob den Blick. Barker auch. Er strahlte sie an.

»Würden Sie mich für einen Moment entschuldigen, Andy?«

Er schaute sie fragend an.

»Nur eine Sekunde«, sagte sie und fügte mit verschwörerischem Flüstern hinzu: »Ich muss mal für kleine Mädchen.«

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, ging sie zu Cleary und Tasco.

»Habt ihr gestern Nacht noch mit den Chus gesprochen? Apartment 3R?«

»Nein. Da hat niemand aufgemacht.«

»Okay. Sucht Nancy Chu. Bringt sie hierher. Sagt ihr, dass es wichtig ist.«

Dann ging sie zurück in das Verhörzimmer. »So, alles erledigt.« Sie lächelte. »Also gut, dann erzählen Sie mir mal etwas über Elaine Goff«, sagte sie dann. »Was für eine Frau war sie?«

»Wie meinen Sie das?«

»Was dachten Sie über sie?«

»Ich fand sie nett.«

»Okay, aber was dachten Sie über sie? Ich meine, haben Sie manchmal mit ihr gesprochen?«

»Ja, manchmal schon.«

»Worüber denn?«

Barker zuckte mit den Schultern. »So Sachen eben.«

»Sachen in ihrer Wohnung?«

»Ich war gar nie in ihrer Wohnung.«

»Aber Sie waren doch bestimmt gelegentlich da, um irgendetwas zu reparieren. Verstehen Sie? Solche Sachen eben?«

»Ja. Gelegentlich.«

»Waren Sie oft da?«

»Ich habe doch gesagt, gelegentlich.«

»War Ms. Goff immer da, wenn Sie in der Wohnung waren?«

»Wenn irgendetwas repariert werden musste, dann wollte sie normalerweise, dass ich mich darum kümmere, während sie bei der Arbeit war. Aber sie hat immer Bescheid gewusst.«

»Und dann waren Sie auch in der Wohnung?«

»Ja. Hab ich doch schon gesagt.«

»Alleine?«

»Ja.«

»Wie fanden Sie denn die Bilder? Die Fotos? Im Schlafzimmer?«

»Die waren ...« Barker unterbrach sich, als suchte er nach den richtigen Worten. »Die waren ... wunderschön.«

»Ja, nicht wahr? Wirklich wunderschön. Das fand ich auch.« Maggie schenkte ihm ein warmes Lächeln.

Barker schien sich ein wenig zu entspannen.

»Haben Sie Lainie jemals auf die Bilder angesprochen?«

»Nein.« Jetzt sah er überrascht aus.

»Sie haben nie mit ihr darüber gesprochen?«

»Nein. Das wäre doch ...« Erneut suchte Barker nach der richtigen Formulierung. »Unhöflich. Das wäre unhöflich gewesen. Das waren doch ganz persönliche Aufnahmen von ihr, da redet man doch nicht einfach so drüber.«

»Tatsächlich? Das waren Bilder von Elaine Goff? Sind Sie sicher? Ich meine, man sieht ja nichts von ihrem Gesicht oder so.«

Barker lächelte. »Ich bin mir ganz sicher.«

»Hat Ms. Goff Ihnen das erzählt?«

»Sagen wir einfach, dass ich mir ganz sicher bin.«

»Das ist ja wirklich stark.« Maggie machte eine kleine Pause, als würde sie mit sich ringen. »Wissen Sie was, Andy? Ich verrate Ihnen jetzt ein kleines Geheimnis.«

»Was denn?«

Sie beugte sich nach vorne und verfiel fast in ein Flüstern. »Manchmal

denke ich ... also, Sie müssen aber wirklich versprechen, dass Sie es niemandem weitersagen.«

»Was denn?«

»Ach, nein, ich sollte Ihnen solche persönlichen Sachen wahrscheinlich lieber nicht sagen.«

»Ach, kommen Sie schon, was ist es denn?«

»Tja, also.« Maggie blickte nach links und rechts, als wollte sie sich vergewissern, dass sonst wirklich niemand im Zimmer war. »Manchmal denke ich, dass ich auch gern solche Aufnahmen von mir machen lassen würde. Was meinen Sie, wäre das nicht cool?«

Barker starrte sie an.

»Zu schade, dass Sie Lainie nie gefragt haben, wer die gemacht hat.«

»Ich ... ich ... weiß es.«

»Ehrlich? Wer denn?«, erkundigte sie sich.

»Nancy Chu.«

»Nancy Chu aus 3R?«

»Ja.«

»Du meine Güte, sie hat ja wirklich Talent. Meinen Sie, sie würde mich auch fotografieren?«

»Oh ja«, sagte Barker und lehnte sich noch ein bisschen näher zu ihr.

»Und wissen Sie was? Ich könnte das wahrscheinlich sogar arrangieren.«

Der kleine Lustmolch strahlte jetzt eindeutig sexuelle Erregung aus.

»Oh mein Gott, das wär ja toll.« Maggie lehnte sich zurück, sodass ihr Jackett sich weit öffnete. »Jetzt haben wir bloß noch ein paar Kleinigkeiten zu besprechen, Andy, dann lassen wir Sie nach Hause gehen. Haben Sie irgendwann einmal jemanden in Lainies Wohnung gehen sehen, der kein Hausbewohner war?«

»Sie meinen einen Freund?«

»Ja, genau. Oder auch andere Frauen.«

»Manchmal hat eine Freundin aus New York bei ihr übernachtet. Janie irgendwas.«

»Und Männer?«

»Da gab es schon den ein oder anderen, klar. Ich pass ja gut auf das Haus auf, daher sind mir die auch aufgefallen.«

»Kennen Sie vielleicht auch den ein oder anderen Namen?«

Barker dachte nach. »Nein, ehrlich nicht. Das ging mich ja irgendwie

auch gar nichts an.«

»Okay, also dann, vielen Dank, Andy.« Maggie stand auf und streckte die Hand aus. Barker schüttelte sie. »Mehr brauchen wir im Augenblick nicht. Sie waren uns eine große Hilfe.«

»Gern geschehen.« Pause. »Maggie.«

»Sollen wir Sie nach Hause bringen? Ich kann einen Beamten bitten, Sie zu fahren.«

»Ist schon okay. Ich nehme mir ein Taxi.«

Maggie sah ihm nach. Sie wartete, bis sich die Fahrstuhltüren geschlossen hatten, dann drehte sie sich um und betrat das Verhörzimmer Nummer zwei. Dort saß bereits eine Asiatin und wartete auf sie.

Samstagabends um halb elf war es ruhig im dritten Stock der 109. Die Deckenbeleuchtung war heruntergedimmt, und über der ganzen Etage lag ein Gefühl der Einsamkeit. McCabe hatte sich nach seinem Besuch bei Wolfe auf den Weg ins Büro gemacht, weil er auf keinen Fall in seiner leeren Wohnung hocken wollte. Hier konnte er wenigstens noch ein bisschen Arbeit erledigen. Die kleine Lampe und der Computerbildschirm auf Maggies Schreibtisch warfen Doppelkreise aus kaltem Licht auf ihr Gesicht. Nach vorne gebeugt saß sie da, während ihre Finger über die Tastatur tanzten. Er zog einen Stuhl heran und sah ihr zu.

»Hallo«, sagte er nach einer Minute.

»Noch einen Augenblick«, sagte sie, ohne aufzublicken. »Ich will das hier noch schnell fertig machen. Okay. So.« Sie hob den Kopf. »Hallo.«

»Wo sind denn die anderen alle?«

»Tasco ist immer noch auf Harts, zusammen mit Jacobi und seinen Kriminaltechnikern. Alle anderen habe ich nach Hause zu ihren Frauen, Freundinnen und Kindern geschickt. Damit sie mal ein bisschen Schlaf bekommen. Und morgen früh frisch und ausgeruht weitermachen können.«

»Und was ist mit dir? Bist du gar nicht müde?«

»Ich? Hast du das denn noch nicht mitgekriegt? Ich bin Superwoman. Und außerdem habe ich keine Frau, die zu Hause auf mich wartet.« Sie ließ sich gegen die Stuhllehne sinken. »Manchmal glaube ich«, sagte sie, streckte sich und gähnte, »dass das genau das Richtige für mich wäre. Eine Frau.«

»Und Kinder?«

»Eines Tages vielleicht. Aber was führt dich eigentlich zurück hierher ins Tal der Glückseligkeit?«

»Die Arbeit, schätze ich. Und außerdem wartet im Augenblick auch niemand auf mich. Casey ist mit einer Freundin in Sunday River. Und Kyra hat beschlossen, bei sich zu Hause zu warten, bis der Mord aufgeklärt ist.«

»Wieso denn das?«

»Weil ich anscheinend kein besonders angenehmer Zeitgenosse bin, solange ein Mörder frei herumläuft.«

Maggie lächelte. »Da könnte was dran sein. Ich bin jedenfalls froh, dass du da bist. Wollte dich sowieso anrufen. Ich habe ein paar Sachen rausgekriegt, die dich interessieren dürften, aber ich wollte dich nicht stören, solange du bei Wolfe warst.«

»Okay. Willst du erst noch einen Kaffee?«, erwiderte er. »Ich könnte eine neue Kanne aufsetzen.«

»Nee, ich glaub nicht.«

»Ich mach dir trotzdem einen. Dann trinkst du mir wenigstens meinen nicht weg.«

Er suchte die kleine Kochnische am Ende des Flurs auf, gleich gegenüber vom Konferenzraum. Maggie kam ihm hinterher und sah zu, wie er die Überreste des alten Kaffees, der schon Stunden alt und bereits eingedickt war, aus der Kanne kippte. Er warf den Kaffeesatz in den Müll und spülte die Kanne aus. Dann füllte er kaltes Wasser in den Wassertank und schüttete Kaffeepulver in einen frischen Filter. Maggie lehnte an der Wand, und er spürte ihre Präsenz in seinem Rücken.

»Hätte nie gedacht, dass du so häuslich bist«, sagte sie.

Er lächelte. »Oh ja. Der geborene Hausmann.« Er schaltete die Kaffeemaschine ein, die daraufhin anfang, gurgelnde Geräusche von sich zu geben. Er drehte sich um. Sie stand im Schatten und sah ihn an. Ihre schlanke Gestalt war fast so groß wie er selbst. Sie war nur einen halben Meter von ihm entfernt, und er nahm ihren Duft wahr. Eau de Police? Nein. Irgendwie erotischer. Viel erotischer.

»Das ist keine gute Idee«, sagte sie.

»Was denn?«

»Das, was du gerade gedacht hast.«

Er lächelte. Maggies Radar. Immer genau auf den Punkt. »Du hast recht«, erwiderte er. »Ist es nicht. Wie du selbst mal hervorgehoben hast, ich bin vergeben.«

»Ja, das bist du.«

»Tut mir leid«, meinte er.

»Das braucht es nicht. Kyra ist eine tolle Frau.« Die Kaffeemaschine signalisierte jetzt durch Zischlaute, dass der Kaffee fertig war. »Schenk uns doch einfach eine Tasse Kaffee ein.«

Sie gingen in den Konferenzraum, knipsten die hellen Neonleuchten an und setzten sich an die gegenüberliegenden Enden des langen Tisches.

»Also gut«, sagte er. »Was hast du denn Interessantes rausgekratzt?«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass Barker Elaine Goffs Wohnung irgendwie bespitzelt hat. Zumindest abgehört. Aber wahrscheinlich hat er auch Videoaufnahmen gemacht.«

»Mit versteckten Kameras?«

»So wie ich ihn einschätze, ja. Der Typ ist ein Spanner wie aus dem Bilderbuch. Notgeil. Angst vor Frauen. Angst vor Zurückweisung. Hat wahrscheinlich von allen, die ihn jemals eines Blickes gewürdigt haben, entweder einen Korb oder gar keine Reaktion bekommen. Dann taucht Elaine Goff bei ihm auf. Sie arbeitet den ganzen Tag, und er hat einen Schlüssel zu ihrer Wohnung. Wie soll er da widerstehen?«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Ich habe ihn hiergehabt und ausgiebig verhört. Er konnte die Augen keine Sekunde von meinem Oberkörper lassen.«

McCabe lächelte. »Ist ja auch ein sehr hübscher Oberkörper.«

»Reiß dich zusammen. Jedenfalls habe ich ihm zwischen seinen ständigen verstohlenen Blicken entlocken können, dass die Bilder in Lainies Schlafzimmer von Nancy Chu stammen.«

»Etwa Nancy Chu aus 3R?«

»Ja.«

»Ist sie von Beruf Fotografin?«

»Nein. Sie ist Software-Entwicklerin. Aber Fotografieren ist ihr Hobby, und zwar eins, das sie mit absoluter Leidenschaft betreibt.«

»Und Talent hat sie auch.«

»Ja, das stimmt. Sie und Lainie haben sich anscheinend vor ungefähr einem Jahr angefreundet. Sie hat Lainie von ihrem Interesse für Fotografie erzählt. Lainie hat gefragt, ob sie ihre Arbeiten mal sehen kann. Da hat Nancy ihr die Aufnahmen von den Industrieruinen gezeigt. Lainie hat ihr die sechs, die in ihrer Wohnung hängen, abgekauft. Anschließend hat sie Nancy gefragt, ob sie sich vorstellen könnte, Nacktaufnahmen von ihr zu machen. Nancy hat mir erzählt, dass sie immer schon ausprobieren wollte, Aktfotos zu machen. Lainie war ein wunderschönes Modell. Also hat sie sofort zugesagt.«

»Aber woher weiß Barker, dass die Aufnahmen von Chu stammen?«

»Tja, woher wohl? Das ist die Vierundsechzigtausend-Dollar-Frage. Ich habe mit Chu gesprochen, direkt nachdem Barker wieder weg war. Sie ist sich ganz sicher, dass Lainie ihm das niemals anvertraut hätte. Ihre Bedingung für die Bilder war, dass Chu das Ganze absolut vertraulich behandelt. Außerdem hat sie extremen Wert darauf gelegt, dass ihr Gesicht auf keinem der Fotos zu erkennen war. Außerdem hat Andy selbst mehrfach zu mir gesagt, dass Lainie niemals mit ihm über die Fotos gesprochen hat.«

»Und Chu hat sich auch nicht irgendwann einmal verplappert?«

»Sie sagt, nein. Sie hat die Bilder gemacht, weil Lainie sie darum gebeten hat, aber sie hat weder mit Barker noch mit sonst jemandem darüber gesprochen. Und sie ist sich auch absolut sicher, dass sie Barker gegenüber nie etwas von ihrer Leidenschaft für das Fotografieren erwähnt hat. Sie findet den Typen unheimlich und redet kein Wort mit ihm. Schon gar nichts Persönliches. Und sie lässt ihn auch nur dann in die Wohnung, wenn ihr Mann zu Hause ist.«

»Vielleicht hat er ja bei den Chus schon mal ähnliche Bilder gesehen?«

»Die haben keine Aktfotos an den Wänden. Nancy Chu meint, dass sie ein paar Industrielandschaften aufgehängt hat, aber die sind nicht signiert, und sie ist sich absolut sicher, dass Barker unmöglich gewusst haben kann, dass sie von ihr stammen.«

»Wo waren die beiden denn, als Elaine Goff Nancy Chu gebeten hat, die Fotos zu machen?«

»In Goffs Wohnung.«

»Hast du Barker gefragt, woher er weiß, dass Nancy Chu die Fotografin ist?«

»Nein. Ich wollte ihn nicht mit der Nase darauf stoßen, dass ich irgendeinen Verdacht bezüglich versteckter Mikros und Kameras habe.«

»Was hat Barker deiner Meinung nach gestern Nacht vorgehabt, als ich ihn mit Taschenlampe und Werkzeuggürtel ertappt habe?«

»Ich glaube, er wollte seine Kameras und Mikrofone abbauen, bevor wir sie finden.«

»Sonst noch was?«

»Ja. Ich hab ein bisschen nachgeforscht und herausgefunden, dass Andy früher mal für einen Elektronik-Spezialisten gearbeitet hat. Dort hat er hochkomplexe Überwachungssysteme installiert. Eine entsprechende

Ausrüstung zu besorgen und einzubauen wäre für ihn also überhaupt kein Problem gewesen.«

»Und Jacobi hat gestern Abend nicht nach Wanzen oder Kameras gesucht?«

»Nein. An so etwas haben wir gar nicht gedacht.«

»Also, mal angenommen, Barker zeichnet alles, was er sieht, auf Video auf, dann könnte es doch sein, dass er auch Aufnahmen von demjenigen besitzt, der Lainies Wohnung auf den Kopf gestellt hat.«

»Klar. Unter anderem.«

»Und falls solche Videos existieren, dann sind sie in seiner Wohnung?«

»Davon gehe ich aus.«

»Hast du schon eine Durchsuchung von Goffs Wohnung veranlasst?«

»Nein, ich wollte lieber noch abwarten, bis wir auch einen Durchsuchungsbefehl für Barkers Wohnung haben. Wenn er mitbekommt, dass wir die Kameras gefunden haben, dann wird er seine Videos ja sicher auf der Stelle beseitigen.«

»Meinst du nicht, dass er das sowieso schon gemacht hat?«

»Glaube ich nicht. Falls er wirklich ein paar Videos von Lainie gemacht hat, dann bedeuten die ihm mit Sicherheit eine Menge. Die wird er nicht leichten Herzens aus der Hand geben. Besonders jetzt nicht, wo sie tot ist. Er wird sich ein gutes Versteck dafür ausgedacht haben. Aber ich habe einen Streifenbeamten abgestellt, um seine Wohnung zu überwachen. Für den Fall, dass er doch noch spätnachts einen Abstecher zum Schrottplatz macht. Oder sonst wohin.«

»Hast du eine Durchsuchungsgenehmigung beantragt?«

»Der Antrag liegt bei Richter Krickstein. Er wollte noch eine Nacht drüber schlafen, aber gleich morgen früh meldet er sich.«

»Okay«, meinte McCabe. »Sonst noch was, was ich wissen sollte?«

Maggie schob ein Schwarz-Weiß-Foto über den Tisch. »Kyle Lanahan«, sagte sie. »Der Hotdog-Mann. Tasco hat ihn für einen kleinen Plausch mit hierhergebracht.«

McCabe betrachtete das Polizeifoto, auf dem ein gut aussehender Mann Mitte, Ende vierzig zu sehen war. Graue Haare. Ebenmäßige Züge. Ein echter Frauenschwarm vermutlich. »Tatverdacht?«

»Nee, glaub ich nicht. Das Bild ist ungefähr fünf Jahre alt. Er hat eine Weile gegessen wegen Einbruchs. Jetzt verkauft er hauptberuflich

Hotdogs und vermutlich auch Koks. Und damit meine ich nicht seine überschüssige Grillkohle. Aber er hat wasserdichte Alibis sowohl für den Dreiundzwanzigsten als auch für letzten Dienstag. Tommy glaubt nicht, dass er unser Mann ist. Und ich auch nicht.«

McCabe nickte. »Also gut. Was noch?«

»Sturgis hat mit den Putzleuten gesprochen. Drei Männer, drei Frauen. Alles Ausländer. Für manche hat er einen Dolmetscher gebraucht, weil ihr Englisch so schlecht war.«

»Wie ist es gelaufen?«

»So lala. Fünf haben überhaupt nichts gemerkt. Nummer sechs wollte gerne helfen. Es handelt sich um eine Somalierin namens ...« Sie warf einen Blick in ihre Notizen und las dann langsam vor: »Magol Gutaale Abtidoon. Ms. Abtidoon hat gesagt, ihr sei aufgefallen, dass mit ihnen noch jemand hereingekommen sei. Er habe einen schweren Mantel mit Kapuze getragen. Sie hat lediglich seine Brille gesehen. Ein dickes schwarzes Gestell, hat sie gesagt.«

»Kelly trägt so eine Brille.«

»Aber nicht auf diesem Foto von der Spendengala.«

»Als ich mit ihm geredet habe, schon. Wir sollten Ms. Abtidoon ein paar Bilder von Kelly und von anderen Männern mit schwarzen Brillengestellen zeigen. Vielleicht macht es ja klick.«

»Okay. Wie ist es bei Wolfe gelaufen?«

»Das war ein interessantes Gespräch. Soweit er weiß, hat Abby keine Freunde. Er hat auch keine Ahnung, wo sie sich versteckt hält. Er denkt, dass sie sich vielleicht an das Sanctuary House gewendet haben könnte. Und dass wir es durchsuchen sollten. Ich glaube das aber nicht. Kelly hat gesagt, sie sei nicht da, und ich glaube nicht, dass er mich angelogen hat. Dort gibt es einfach zu viele Menschen, die sie gesehen haben könnten.«

»Sonst noch was?«

»Ja. Er hat die Frage aufgeworfen, ob Abby selbst Goff umgebracht haben könnte.«

Maggie runzelte die Stirn und dachte über diese Möglichkeit nach, genau wie McCabe vorhin. Nach einer Minute sagte sie: »Glaube ich nicht.«

»Ich auch nicht. Lass mal deine Gründe hören.«

»Also gut, Abby ist schizophren, und ja, Schizophrenie ticken sicher auch mal komplett aus, aber Abby hätte die Tat niemals so begangen, wie sie

begangen worden ist. Ein hübsches kleines Loch, sorgfältig an genau der richtigen Stelle im Nacken? Das Opfer per Fähre erst zur Insel und dann wieder aufs Festland befördern? Ein Amoszitat im Mund? Niemals.

Vergiss es.«

»Sehe ich ganz genauso. Ich habe Wolfe nicht alle Einzelheiten verraten, aber hätte ich es getan, ich glaube, er wäre auch unserer Meinung gewesen.«

»Ist das alles?«

»Nein.« McCabe schob ihr das Foto von der Wohltätigkeitsveranstaltung über den Tisch hinweg zu. »Siehst du den großen Kerl da in der Mitte?«

»Was ist mit dem?«

»Das ist Todd Markham. Wolfe sagt, dass Goff ihn zumindest gut genug gekannt haben muss, um ihn kurz vor Weihnachten um eine große Spende für das Sanctuary House anzuhausen. Goff und Kelly haben die Sache dann gemeinsam unter Dach und Fach gebracht.«

»Woher weiß Wolfe das?«

»Er sitzt im Kuratorium des Sanctuary House. Goff war ebenfalls Mitglied.«

»Wie groß war die Spende?«

»Zehntausend Dollar groß.«

»Nicht schlecht.«

»Alles andere als schlecht.«

»Meinst du, sie hat auch mit Markham geschlafen?«

»Das hab ich mich auch schon gefragt. Jedenfalls ist sie in Markhams Haus gestorben.«

»Tja, ich weiß allerdings, dass Markham nicht der Killer ist. Sein Alibi ist hundertprozentig hieb- und stichfest.«

»Bist du sicher?«

»Absolut sicher. Seine beiden Mandanten haben unabhängig voneinander bestätigt, dass sie am Dienstagabend mit ihm zusammen in Chicago zu Abend gegessen haben. Markham hat das Essen mit seiner American-Express-Platinkarte bezahlt, und AmEx hat die genaue Uhrzeit gespeichert. Später, exakt um 23.17 Uhr Central Time, also 0.17 Uhr Eastern Time, als Abby Quinn gerade vor ihrem Monster geflüchtet ist, und rund fünfundvierzig Minuten, bevor sie Bowman geweckt hat, da hat Markham an der Hotelbar einen Schlummertrunk bestellt. Einen

Macallen Single Malt übrigens, der ihn fünfzehn Mäuse plus Trinkgeld gekostet hat. Du hast ja einen teuren Geschmack, McCabe.«

»Nur einen geschulten Gaumen.«

Schweigend saßen sie einen Augenblick lang da und wägen die unterschiedlichen Möglichkeiten ab. »Andererseits, hat Markham dir nicht gesagt, dass Isabella manchmal im Winter, wenn er auf Geschäftsreise ist, nach Harts Island kommt?«

»Ja, hat er. Und falls er *tatsächlich* mit der Goff geschlafen hat ...«

»... und diese Liaison ihn dazu bewogen hat, dem Sanctuary House zehntausend Dollar zu spenden ...«

»... und Isabella dahintergekommen ist ...«

»Könnte die siebte Person auf diesem Überwachungsvideo aus dem Monument Square Nummer zehn vielleicht auch eine Frau gewesen sein?«

»Möglicherweise. Aber Abby hat Bowman doch erzählt, dass sie einen Mann gesehen hat.«

»Ja, schon, aber Abby halluziniert. Das wissen wir doch.«

»Also gut. Holen wir die Markhams hier herauf. Fingerabdrücke, DNA-Proben und die eine oder andere Frage.«

McCabe wartete, während Maggie den Anruf tätigte.

Ein kombinierter Mord/Selbstmord schien die einfachste Lösung zu sein. Schnell. Sauber. Unkompliziert. Zwei dicke Fliegen auf einen tödlichen Streich. Die Bullen würden es schlucken. Wieso auch nicht? Ein Wahnsinnspärchen. Die eine bekannt für ihre fehlgeschlagenen Selbstmordversuche, unter enormem Stress stehend und, wie sich herausstellen sollte, mit einer geladenen Pistole im Gepäck. Wie würden wohl die Schlagzeilen lauten? SCHIZOPHRENE FRAU SCHLACHTET FREUNDIN AB UND RICHTET SICH DANN SELBST. Ja, das hörte sich gut an. In der Dunkelheit des Wohnzimmers sah der Killer die Geschichte schon klar und deutlich vor Augen.

Heute am frühen Morgen, nach einem anonymen Hinweis an den Press Herald, stürmte die Polizei eine Wohnung in der Summer Street 131 in Portland, wo die Beamten zwei weibliche Leichen vorfanden. Es handelt sich um Leanna Barnes, 31, aus Portland, Lageristin in einem Fachmarkt für Sanitärbedarf in South Portland, sowie um Abigail Quinn, 25, aus Harts Island. Ms. Quinn war als Kellnerin im Restaurant Crow's Nest auf der Insel tätig.

Bei einer für den späten Vormittag anberaumten Pressekonferenz teilte der Polizeipräsident von Portland, Thomas A. Shockley, den anwesenden Journalisten mit, dass man Ms. Barnes' Leiche auf dem Bett des einzigen Schlafzimmers gefunden habe. Sie war mit einer Handfeuerwaffe, Kaliber 22, erschossen worden, möglicherweise im Schlaf. Ms. Quinns Leiche habe direkt daneben gelegen. Nach Chief Shockleys Angaben geht die Polizei davon aus, dass Ms. Quinn zwei Schüsse auf Ms. Barnes abgegeben hat, um sich anschließend mit einem Kopfschuss aus derselben Waffe das Leben zu nehmen. Bei der kriminaltechnischen Untersuchung wurden sowohl an Ms. Quinns Händen als auch an ihrem Schädel Schmauchspuren festgestellt. »Damit dürfte der Fall so gut wie geklärt sein«, sagte Shockley.

Die Waffe war auf den Namen von Ms. Quinns Vater, Earl Quinn, registriert, einem 2002 verstorbenen Hummerfischer, der ebenfalls von Harts Island stammte.

Detective Sergeant Michael McCabe, der Leiter des Dezernats für

Personendelikte im Portland Police Department, teilte dem Press Herald mit, dass Ms. Quinn eine wichtige Zeugin im Zusammenhang mit der Ermordung der am vergangenen Freitag auf dem Portland Fish Pier gefundenen Rechtsanwältin Elaine Goff war. Die Polizei hatte bereits nach ihr gefahndet. Auf die Frage, ob Ms. Quinn im Mordfall Goff als tatverdächtig gilt, sagte Sergeant McCabe lediglich: »Diese Möglichkeit wird im Augenblick überprüft.«

Die Opfer, die beide an Schizophrenie litten, hatten sich bei einem gemeinsamen Aufenthalt im Winter Haven Hospital, einer psychiatrischen Klinik in Gorham, kennengelernt. Ms. Barnes wurde vor eineinhalb Jahren, im Juni 2004, aus der Klinik entlassen, Ms. Quinn zwei Monate später. Danach verbrachte sie ein halbes Jahr im Sanctuary House, einer Unterkunft für jugendliche Ausreißer in Portland, um dann Anfang 2005 wieder zu ihrer Mutter nach Harts Island zurückzukehren. Nach Angaben von Dr. Richard Wolfe, Psychiater in Winter Haven, hat Ms. Quinn in der Vergangenheit bereits zwei Selbstmordversuche begangen. »Dennoch«, so fügte er hinzu, »hatten wir in letzter Zeit alle den Eindruck, dass es Abby gut ging. Diese Tragödie ist ein furchtbarer Schock für alle, die hier in Winter Haven mit diesen beiden Patientinnen zu tun hatten.« Nach Ms. Quinns Entlassung aus der Klinik hatte sie ihre Behandlung in Dr. Wolfes Privatpraxis am Union Wharf in Portland fortgesetzt. Auf die Frage, ob es irgendwelche Anzeichen gegeben hatte, dass Ms. Quinn eine Gefahr für sich oder für andere darstellen könnte, sagte Dr. Wolfe: »Für andere nicht, nein. Abby hatte schon mehrfach versucht, sich das Leben zu nehmen, daher war mir klar, dass diese Gefahr für sie immer bestehen würde, aber wir hatten keinerlei Hinweise darauf, dass auch andere durch sie gefährdet sein könnten.« Die Frage, ob er es für möglich halte, dass Ms. Quinn auch für den Mord an der Rechtsanwältin Elaine Goff verantwortlich sei, wollte Dr. Wolfe nicht kommentieren.

Maggie setzte McCabe gegen halb elf vor seiner Wohnung in der Eastern Prom ab. »Gute Nacht«, sagte sie. »Sieh zu, dass du ein bisschen Schlaf bekommst.«

»Ebenfalls«, gab er zurück. »Bis morgen früh dann.«

McCabe sah die Rücklichter ihres Wagens auf der Eastern Prom davongleiten und bedauerte ein wenig, dass er sie nicht auf einen Drink mit nach oben eingeladen hatte. Er ging nicht gleich ins Haus, sondern trödelte noch eine Weile auf dem Parkplatz herum und fegte den weichen Schnee von seinem T-Bird, bis kein Schnee mehr übrig war, den er hätte wegfegen können. Dann ging er zum Briefkasten und sah seine Post durch. Rechnungen, Wurfsendungen und Caseys Zwischenzeugnis. Er überlegte, ob er den Hügel hinuntergehen und sich im Tallulah's noch einen Drink genehmigen sollte. Die Geräuschkulisse und die Wärme dort waren verlockend. Die Vorstellung, anderen Leuten dabei zuzusehen, wie sie sich amüsierten, nicht.

Schließlich stieg er doch hinauf in den zweiten Stock, betrat seine verlassene Wohnung, knipste eine einzige Lampe an, warf die Rechnungen auf den Schreibtisch, die Wurfsendungen in den Papiermüll und das Zwischenzeugnis auf Caseys Kissen. Sie hatten vereinbart, dass Casey ihre Zeugnisse zuerst zu lesen bekam. Anschließend zeigte sie sie ihm. Es gab nie irgendetwas zu verbergen, da sie sowieso meistens nur Einsen hatte.

Immer noch im Mantel durchsuchte er den Kühlschrank nach etwas Essbarem. Viel war nicht da. Ein paar Pakete tiefgefrorene Lasagne, ein wenig welker Kopfsalat und fast ein ganzer Laib Brot. Außerdem noch eine halbvolle Tüte Milch, Caseys Lieblingsgetränk, sowie eine halbvolle Flasche Sancerre – Kyras Lieblingsgetränk. Er nahm sich vor, morgen noch schnell bei Hannaford's vorbeizuschauen und ein paar Lebensmittel einzukaufen, bevor Casey aus Sunday River nach Hause kam. Die Palfreys würden sich wahrscheinlich gegen vier Uhr, wenn die Lifte den Betrieb einstellten, auf den Weg machen. Dann wären sie spätestens um sechs wieder in Portland.

Er schob eine Lasagne in die Mikrowelle, stellte die Zeit ein und drückte

auf START. Anschließend nahm er sein Kristallglas vom Regal und schenkte sich ein paar Fingerbreit Macallan ein. Wieder zurück im Wohnzimmer hörte er seinen Anrufbeantworter ab. Die erste Nachricht war von Casey. »Hallo, Dad, ich bin's. Wir sehen uns morgen. Der Schnee war toll. Snowboarden war toll. Der Whirlpool war toll. Um sechs bin ich zu Hause. Hab dich lieb.« Er drückte auf LÖSCHEN. Dann erklang Kyras Stimme. »Wollte mich nur melden und dir eine gute Nacht wünschen. Und dir sagen, dass ich dich liebe. Bis morgen.« Er hörte die Nachricht gleich noch einmal ab.

Die dritte Nachricht war von Sandy. »McCabe, ich hab's ein paarmal auf deinem Handy probiert, aber offensichtlich willst du gerade nicht mit mir reden. Ich nehme an, dass was auch immer du gestern Abend wolltest doch nicht so wichtig war. Aber es gibt da etwas, was wir besprechen müssen. Ich habe mich mit Peter unterhalten. Casey kommt ja nächstes Jahr in die zehnte Klasse, und Peter glaubt, dass sie größere Chancen auf einen Platz an einem erstklassigen College hätte, wenn sie nicht von der Portland High, sondern von einer wirklich guten Schule kommt. Peter sitzt im Kuratorium von Andover, und er geht davon aus, dass er Casey dort unterbringen könnte ...«

McCabe legte auf, noch bevor die Nachricht zu Ende war. Er wollte kein Wort mehr davon hören. Nicht genug damit, dass Sandy ihre Tochter verlassen und sich nicht mehr Gedanken darüber gemacht hatte als eine Schlange über ihre abgestreifte Haut. Jetzt wollte sie sie auch noch in irgendein Internat stecken und sie von ihrem Vater trennen. Wozu? Damit sie den anderen Banker-Frauen von ihrer wunderschönen Tochter erzählen konnte, die gerade zufällig nicht da war, weil sie irgendwo ein erstklassiges Internat besuchte? Wahrscheinlich. Aber dazu würde es nicht kommen. McCabe zog den Mantel aus und schleuderte ihn aufs Sofa, griff nach einer alten Aufnahme von Coltrane und Miles Davis, steckte sie in den CD-Spieler und ließ sich zusammen mit seinem Scotch in den großen Ledersessel im Wohnzimmer sinken. In den Papasessel, wie Casey immer sagte. Er nippte an seinem Whiskey und bedauerte, dass Kyra nicht da war. Er hätte sie jetzt so gern in seiner Nähe gehabt. Er wollte nicht an Sandy denken.

Komisch eigentlich, dass seine Exfrau nie irgendetwas zu bereuen schien. Sicherlich keine ihrer außerehelichen Affären, und davon hatte es

eine ganze Menge gegeben. Kyra hatte ihn einmal gefragt, wieso er sich nicht schon viel früher von Sandy getrennt hatte. Die Antwort war einfach. »Aus Angst, Casey zu verlieren«, hatte er ihr erklärt. »Meistens bekommen ja die Mütter das Sorgerecht, während die Väter ihre Kinder höchstens mal ab und zu besuchen dürfen. Und das wollte ich auf gar keinen Fall riskieren.«

Er hatte Sandys ach so vernünftige Argumente im Ohr, ohne dass er sie hören wollte. Das Internat würde ihr guttun. Würde ihr helfen erwachsen zu werden. Würde ihr helfen, nach Harvard oder Yale oder auf sonst irgendeine Eliteuniversität zu kommen, wo Peter, der Mann, der nicht »die Kinder anderer Leute« aufziehen wollte, sein Examen gemacht hatte. Aber das Deprimierendste an der ganzen Sache war eigentlich, dass Sandy Casey nicht etwa deshalb auf eine Privatschule schicken wollte, weil sie sie gern bei sich gehabt hätte. Wäre das der Fall gewesen, dann hätte sie ja Brearley oder Dalton oder eine der anderen angesagten Schulen in Manhattan vorschlagen können. Nein, Sandy wollte keineswegs, dass ihre Tochter wieder bei ihr wohnte. Sie wollte nur, dass sie nicht mehr bei McCabe wohnte.

Er nippte an seinem Scotch und ließ sich von der vertrauten Musik umhüllen. Da wurde ihm bewusst, dass er diese Platte zum letzten Mal an dem Abend gehört hatte, als ihre Ehe endgültig in die Brüche ging. An dem Abend, als Sandy gegangen war. Oder besser, an dem Abend, als er sie rausgeschmissen hatte. Der letzte Abend, an dem sie sich geliebt hatten, auch wenn das zu diesem Zeitpunkt schon lange nichts mehr mit Liebe zu tun gehabt hatte. Kein Akt der Vereinigung mehr, sondern nur noch eine reflexhafte Kopulation. Selbst in den letzten Tagen ihrer Ehe hatte Sandy gewusst, dass sie ihn jederzeit scharfmachen konnte, und sie hatte es geliebt, das unter Beweis zu stellen. Er hatte oft überlegt, ob sie damit ihr Ego aufplustern oder ihre Macht demonstrieren wollte oder ob sie einfach nur Spaß am Sex hatte. Mit einem bitteren Lächeln im Gesicht ließ er die Ereignisse jenes Abends noch einmal vor seinem geistigen Auge ablaufen. Es war ein heißer, stickiger Tag Ende August gewesen, und McCabe und sein Partner Dave Hennings hatten bis spät in die Nacht versucht, zwei siebzehnjährigen Cracksüchtigen, die um zehn Uhr morgens mit gezückten Schusswaffen in eine chemische Reinigung gestürmt waren

und den Ladenbesitzer erschossen hatten, ein Geständnis zu entlocken. Es hatte zwar fast den ganzen Abend gedauert, aber irgendwann hatte McCabe schließlich die Geständnisse gehabt, die sie brauchten, um die beiden hinter Schloss und Riegel zu bringen.

Gegen Viertel nach eins in der Nacht war McCabe schließlich in seine Wohnung in der West Seventy-first heimgekommen, verschwitzt und müde. Das klitschnasse Hemd klebte ihm am Rücken. Kaum hatte er die Tür aufgemacht, umfingen ihn kühle Luft und der unverwechselbare Duft von Sandys fiebriger Erregung. Gedämpftes Licht. Die Klimaanlage auf vollen Touren. Miles und Coltrane lieferten bereits die passende Hintergrundmusik. Sandy lehnte an der Wand im Flur, nur mit einem seidenen Negligé bekleidet. Das Licht aus der offenen Schlafzimmertür umspielte die Silhouette ihres Körpers. Sie war schon immer eine Meisterin der provokanten Lichtverhältnisse gewesen. Hätte wahrscheinlich damit Karriere machen können. McCabe witzelte manchmal im Stillen, dass Sandy für den Sex das war, was Shakespeare für die Tragödie und Michelangelo für Kapellendecken waren. Ein wahres Genie. Das Maß aller Dinge. Die Vollendung.

Sie führte ihn ins Schlafzimmer und half ihm aus seinen Kleidern. Dann wusch sie seinen ganzen Körper mit einem kühlen, feuchten Tuch ab. Als sie damit fertig war, ließ sie das Negligé fallen, kniete sich vor ihn und nahm ihn in den Mund. Sie brachte ihn fast bis zur Explosion, wartete ein paar Sekunden und wiederholte dann das Spiel. Schließlich schob sie ihn zum Bett, setzte sich auf ihn und führte ihn in sich hinein. Der Sex mit Sandy war immer gut. Oft sogar großartig. Und dieses Mal gehörte zu den absoluten Höhepunkten. Jetzt, wo er wusste, was danach folgen sollte, fragte er sich, ob es vielleicht als eine Art

Abschiedsgeschenk gedacht gewesen war. Etwas, woran er sich erinnern und wonach er sich sehnen konnte, wenn sie nicht mehr da war. Wenn ja, dann hatte es funktioniert. Erst gestern Nacht, in Lainie Goffs Wohnung, hatte er endlich den Bann gebrochen. Zumindest hoffte er das.

Er dachte daran, wie sie, als sie fertig waren und er vollkommen erschöpft dagelegen hatte, aus dem Bett geschlüpft und sich an die Frisierkommode gesetzt hatte. Dort hatte sie sich, immer noch nackt, im Spiegel betrachtet und irgendwann angefangen, sich das Gesicht mit einer Creme einzureiben. Noch bevor sie damit fertig war und alle

weißen Cremestreifen eingezogen waren, sagte sie leichthin und fast wie nebenbei, mehr zu ihrem Spiegelbild als zu ihm: »Peter Ingram hat mich gefragt, ob ich ihn heiraten will.«

McCabe gab keine Antwort. Es kam nicht unerwartet. Und es war ihm eigentlich auch egal.

»Ich habe Ja gesagt«, meinte sie.

McCabe blieb immer noch stumm. Wartete auf den nächsten Schlag.

Sie wandte sich wieder dem Spiegel zu und verteilte die restliche Gesichtscreme. »Die Hochzeit findet in Peters Haus in East Hampton statt, sobald die Scheidung durch ist«, sagte sie zu seinem Spiegelbild. Das war nicht der Schlag, auf den er gewartet hatte. »Was ist mit Casey?«, fragte er schließlich.

»Casey?«

»Ja. Du kannst dich doch noch an Casey erinnern? Unsere Tochter? Die hinter dieser Wand da liegt und hoffentlich schläft? Was wird aus ihr?«

Sandy ging auf seinen Sarkasmus nicht ein. »Sie bleibt hier«, sagte sie.

»Bei dir.« Dann endlich drehte sie sich um und blickte ihm direkt ins Gesicht. »Ich gehe davon aus, dass du dich darüber freust. Sie war ja schon immer die Einzige von uns beiden, an der dir wirklich etwas liegt.«

Das stimmte nicht ganz. Einst hatte er Sandy geliebt. Auch wenn er nicht mehr genau wusste, warum eigentlich.

»Dann beanspruchst du also nicht das Sorgerecht?«

»Nein, McCabe, das tue ich nicht. Du kannst deine kleine Prinzessin ganz für dich alleine haben. Peter hat keine Lust, die Kinder anderer Leute aufzuziehen.«

Die Kinder anderer Leute? Die Beiläufigkeit dieses Satzes erboste ihn genauso sehr wie der Inhalt. Ein achtlos weggeworfenes Stück Sperrmüll aus einem Leben, das ihr nicht mehr länger gefiel. Mehr nicht. McCabe betrachtete sie im Spiegel, und ihm wurde klar, dass er noch nie im Leben einen so gewaltigen Hass empfunden hatte wie jetzt in diesem Augenblick. Er überlegte, ob er sie erschießen sollte. Es wäre kein Problem gewesen. Sein Halfter mit der Pistole hing bloß ein paar Meter entfernt über dem Stuhl in der Ecke, dort, wo auch seine Kleider lagen. Dann verspürte er den unbändigen Drang, sie zu schlagen. Welche Befriedigung es ihm verschafft hätte, ihr die Faust mitten ins Gesicht zu

rammen. Zu spüren, wie ihre vertrauten Formen nachgaben, ihre Nase brach, ihr Blut spritzte. Er machte die Augen zu. Schob all seine gewalttätigen Gedanken beiseite. Manchmal waren sie später, in seinen Träumen, zurückgekehrt, und dann hatte er ihnen freien Lauf gelassen. Aber in jener Nacht vor fünf Jahren in der Wohnung in der West Seventy-first Street hatte er es, vielleicht dank seiner großen Liebe zu Casey, geschafft, sie im Zaum zu halten.

»Morgen früh, sobald Casey in der Schule ist, ziehe ich aus«, sagte sie, und ihre Stimme klang schon wieder vollkommen nüchtern.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte er mit gepresster, wütender Stimme.

»Oh doch«, entgegnete sie und hob die Augenbrauen, um zu betonen, dass die Sache definitiv feststand. »Es ist alles arrangiert.«

Er zog eine Boxershorts aus seiner Schublade und stellte sich vor ihre Frisierkommode. »Nein«, sagte er. »Das Einzige, was du als arrangiert betrachten kannst, ist, dass du exakt fünf Minuten hast, um dich anzuziehen und aus dieser Wohnung zu verschwinden.« Um das Gesagte noch zu unterstreichen, streckte er seinen Arm aus und fegte mit einer einzigen Bewegung sämtliche Lotionen und Cremes und Mascararöhrchen auf den Fußboden.

In ihrem Gesicht spiegelten sich Zweifel und, vielleicht zum ersten Mal überhaupt, auch ein bisschen Angst.

»Du solltest dich lieber beeilen«, sagte er. »Du hast noch viereinhalb Minuten. Wenn du dann immer noch hier bist, dann befördere ich deinen nackten Hintern auf die Straße, und du kannst, so wie du bist, zu Ingram laufen.«

Sie schlüpfte in ein T-Shirt, eine Jeans und ein Paar Flipflops und schaffte es gerade noch rechtzeitig zum Fahrstuhl.

Er hielt die Waffe ruhig in beiden Händen und zielte auf sein eigenes Spiegelbild. Eine alte Ruger Standard, Kaliber 22. Hatte Abbys Daddy gehört. Er hatte sie aus ihrem Haus gestohlen, wo sie geladen und schussbereit auf ihn gewartet hatte, an dem Abend, als er die Goff umgebracht hatte. An dem Abend, als ihm klar geworden war, dass er auch Abby umbringen musste.

Er machte das Licht aus, ging zum Wohnzimmerfenster und blickte auf die Straße hinunter. Verlassen, bis auf eine einsame Frau mit Hund. Eine Fremde. Er zielte. Legte den Sicherungshebel um. Ließ den Finger über die sanfte Wölbung des Abzugs gleiten. Spürte einen Schauer der Erregung. Sein Atem ging schneller. Die Macht über Leben und Tod. Er hatte nie geahnt, wie berauschend sie sein konnte.

Es war Zeit aufzubrechen. Er zog die Jalousien zu, steckte die Ruger in den Gürtel und stellte sich vor den Spiegel. Er setzte die Brille mit dem dicken schwarzen Gestell auf, lächelte und zwinkerte sich zu. Zuerst mit dem einen, dann mit dem anderen Auge. Dann trat er vor den Schrank und schlüpfte in den schweren Mantel mit der riesigen Kapuze. Er ging zur Tür hinaus zu seinem Auto.

Obwohl sie die Decke über den Kopf gezogen und die Augen fest zugekniffen hatte, wusste Abby, dass der TOD nahe war. Sie konnte seine Gegenwart spüren. Riechen. Wie das Ozon in der sommerlichen Luft kurz vor einem Blitzschlag. Der kalte Knoten der Angst, mit dem sie seit Dienstag gelebt hatte, hatte sich gestern Abend aufgelöst, als Leanna ihre Arme ausgebreitet und Abby willkommen heißen hatte. Aber jetzt war er wieder da, größer und fester als je zuvor. Abby streckte die Hand aus, suchte Trost an Leannas fülligem Körper, fand keinen, zog die Hand wieder zurück. Ihre Freundin wälzte sich in unruhigem Schlaf hin und her, ohne die Gefahr zu ahnen, die ganz in ihrer Nähe lauerte. Abby wusste nicht, wie lange sie geschlafen hatte, ja nicht einmal, wie lange sie eigentlich schon hier war. Sie wusste noch, dass der riesige Kerl mit dem Pick-up sie hier abgesetzt hatte. Das war wohl gestern Abend gewesen. Oder richtiger, früh am heutigen Morgen. Heute Morgen und nicht gestern oder vorgestern. Aber um ehrlich zu sein, wusste sie nicht genau, welcher Morgen jetzt gerade war. Sie konnte sich noch an das verlegene Grinsen des Hünen erinnern und an die Mikrowellenbehälter mit Nudelgerichten in seinem Arm. Genau wie an die Pistole unter seiner Jacke. Trotzdem hätte sie ihn jetzt sehr gerne hier gehabt. Sie dachte an die Visitenkarte, die er ihr gegeben hatte. JOSEPH L. VODNICK stand darauf. PORTLAND POLICE DEPARTMENT. Daneben eine Telefonnummer. Sie hätte ihn anrufen können, aber er war ja gar nicht da. Er hockte jetzt in irgendeinem bescheuerten Zelt am Fuß des Mount Katahdin. Beim Campen oder Eisklettern oder was, zum Teufel, er an seinen beiden freien Tagen eben vorhatte. Als sie gestern Nacht vor Leannas Haus angekommen waren, da hatte sie nur noch den Wunsch gehabt, dass er so schnell wie möglich verschwinden sollte. Hatte sich sogar dagegen gesträubt, dass er mit ihr ausgestiegen war. Aber er bestand darauf, sie zur Tür zu bringen. Weil er sichergehen wollte, dass ihre Freundin auch wirklich zu Hause war und sie hereinließ. Sie mussten etliche Minuten lang klingeln und klopfen, bevor Leanna sie hörte und aufmachte. Und die ganze Zeit über standen sie auf der Eingangstreppe und schauten überallhin, nur nicht dem

anderen ins Gesicht. Abby hatte Angst gehabt, dass der Typ versuchen könnte, ihr einen Gutenachtkuss zu geben. Wie bescheuert war das eigentlich? Er machte auch keine Anstalten. Erinnernte sie nur an die Visitenkarte und sagte ihr noch mal, dass sie anrufen solle, wenn sie in Schwierigkeiten steckte. Dann stieg er in seinen Pick-up und fuhr los. Leanna fragte, wer das gewesen sei.

Sie warf einen Blick auf die Karte. »Joseph L. Vodnick.«

»Wer?«

»Den habe ich im Mini Mart kennengelernt. Er hat mich hergefahren.« Leanna zog Abby ins Innere und machte die Tür zu, damit der immer noch wild wirbelnde Schnee draußen blieb.

Danach wusste Abby nur noch, dass sie sich ausgezogen und unter die Dusche gestellt und das heiße Wasser so lange auf ihren Körper hatte prasseln lassen, bis ihre Haut rosa und sämtliche Kälte aus ihren Knochen gewichen war. Dann hatte sie ihre Zyprexa-Bestände überprüft. Es war nichts mehr da. Sie hatte eigentlich angenommen, dass sie noch ein paar übrig haben müsste, aber dem war nicht so. Sie hatte wohl mehr geschluckt, als sie gedacht hatte. Oder vielleicht waren ein paar aus der Flasche gefallen, vorhin, als sie sie im Sturm aufgemacht hatte.

Vielleicht war es auch egal. Sie schienen ja ohnehin keine allzu große Wirkung zu haben. Leanna gab ihr ein paar Tabletten aus ihrem eigenen Vorrat. Blaue. Keine Zyprexa. Irgendwas anderes. Leanna sagte, sie würden ihr helfen zu schlafen, und Mannomann, da hatte sie wirklich recht gehabt – aber jetzt war sie schon wieder hellwach, und der TOD kam immer näher.

Der Geruch war intensiver geworden, und Abby fragte sich, ob er schon im Zimmer war. Sie schlug die Decke so weit zurück, dass sie mit einem Auge aus ihrem warmen Kokon herauspähen konnte. Der Wintermond schickte genügend Schummerlicht durch die leichten Vorhänge herein, dass die Umrisse der einzelnen Gegenstände erkennbar waren. Aber nicht genügend, um die Schatten zu durchdringen, in denen der TOD – das wusste sie – lauerte. Sie suchte die Wand und die Ecken auf ihrer Seite des Zimmers ab. Sie sah nichts. Ihr war klar, dass sie die Decke ganz abstreifen und sich aufsetzen musste, wenn sie über Leanna hinweg auf die andere Seite des Zimmers sehen wollte. Sie musste es tun, sagte sie sich. Die einzige Alternative bestand darin, hier zu liegen und darauf

zu warten, dass er ihr sein Messer in den Nacken stach. Sie wusste noch, wie die Frau bei den Markhams zusammengesackt war. Eine Marionette mit durchgeschnittenen Fäden.

Abby schob das Bild beiseite. Sie war noch nicht bereit für den TOD.

Nicht heute. Vielleicht auch niemals. Mühsam richtete sie sich auf.

Leanna atmete langsam und gleichmäßig weiter. Sie schaute hinüber.

Auch nichts zu sehen. Nur ein Stuhl mit einem großen Kleiderberg. Ein

Tisch, der eigentlich nur eine Kiste mit einem Tuch und einer Lampe

darauf war. Er war nicht hier. Aber trotzdem, der Geruch hing immer noch in der Luft.

Das durchdringende Klingeln des Telefons riss McCabe aus einem

unruhigen Schlaf. Warum hörte das verdammte Ding nicht endlich auf?

Er warf einen Blick auf das Display. J. VODNICK. Er drückte auf

Annehmen. »McCabe hier.«

Zu spät. Vodnick hatte aufgelegt. McCabe überlegte, ob er zurückrufen

sollte oder nicht. Da gab es eigentlich nicht viel zu überlegen. Wenn Joe

Vodnick es auf seinem Handy probierte, dann musste es etwas mit dem

Fall zu tun haben. Er rief zurück.

»Sergeant, hier Officer Vodnick. Joe Vodnick. Wir haben uns gestern Abend auf dem Anleger kennengelernt.«

»Ich weiß, Joe. Was gibt's?«

»Es geht um dieses Mädchen. Die junge Frau, nach der Sie fahnden.«

McCabe setzte sich auf. Er war schlagartig hellwach. »Ja? Was ist mit ihr?«

»Na ja, ich hab die Fahndungsmeldung erst jetzt gesehen, weil ich am Freitag um Mitternacht Dienstschluss hatte.«

»Aha. Und weiter?«

»Und jetzt bin ich hier oben am Mount Katahdin. Hab ein paar Tage frei und will ein bisschen Eisklettern und campen.«

»Zur Sache, Joe.«

»Ich glaub, ich hab sie gesehen. Ich glaub, ich weiß, wo sie ist.«

»Am Katahdin? Dort haben Sie sie gesehen? Sind Sie sicher?«

»Nein. Nicht am Katahdin. Noch mal von vorne. Gerade eben hab ich mit einer Bekannten gesprochen. Sie ist auch bei der Polizei. Ist meine Freundin, um genau zu sein. Sie hat die Fahndungsmeldung gesehen und hat mir davon erzählt. Und nach allem, was sie so gesagt hat, bin ich

ziemlich sicher, dass das die Frau ist, die ich gesehen habe ...«

»Langsam, Joe, langsam«, unterbrach ihn McCabe. »Sagen Sie mir einfach, wo Sie die Frau gesehen haben und warum Sie glauben, dass es sich um unsere Zeugin handelt.«

»Ich habe sie heute Morgen so gegen fünf Uhr in der Summer Street 131 abgesetzt.«

»In Portland?«

»Ja. In Portland. Sie war ziemlich durcheinander, und die Beschreibung aus der Fahndungsmeldung passt. Alter, Haarfarbe, Kleidung, alles.«

»Wissen Sie, wie sie heißt?«

»Nur den Vornamen.«

»Und der wäre?«

»Abby. Sie hat gesagt, sie heißt Abby.«

Abby schaute sich nach einer Waffe um, fand aber nichts Brauchbares. In der Küche würde sie fündig werden, das wusste sie, aber in die Küche wollte sie jetzt nicht gehen. Irgendwo auf dem Weg lauerte womöglich der TOD. Sie sah noch gründlicher nach und entdeckte etwas, das zur Not vielleicht ausreichen würde. In einer Ecke, in der vor einer Minute noch gar nichts gewesen war, lehnte Onkel Willis' alter Tennisschläger an der Wand. Zumindest sah er so aus wie der alte Holzschläger von Onkel Willis – die meisten Saiten waren gerissen, so wie sie es in Erinnerung hatte.

Sie schlüpfte aus dem Bett und hob den Saum von Leannas riesigem Flanellnachthemd an, damit sie nicht darauftrat. Dann ging sie in die Ecke, um den Tennisschläger etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Sah genauso aus wie immer. Sie nahm ihn in die Hand und schwang ihn ein, zwei Mal durch die Luft. Fühlte sich genauso an wie immer. Sie hörte die Stimmen leise kichern. Sie schwang den Schläger kräftiger. Die Stimmen kicherten lauter. Es war ihr egal. Willis' Tennisschläger war vielleicht keine Bratpfanne, aber dieser Hurensohn von TOD würde es garantiert spüren, wenn sie ihn ihm in die Eier knallte. Sie erwiderte das Kichern der Stimmen, aber das brachte sie auch nicht zum Verstummen. Sie zog den Schläger durch, so kräftig sie nur konnte. Vorhand.

Rückhand. Einmal. Zweimal. Wieder. Und wieder. Sie sauste durch das Zimmer, den Saum des Nachthemdes fest in der linken Hand, während sie mit der rechten Willis' Schläger schwang. Das Kichern der Stimmen wurde lauter. Plötzlich war der TOD im Zimmer. Jetzt stand er direkt vor ihr. Jetzt hinter ihr. Sie wirbelte herum und holte aus. Die Schlägerseite prallte gegen seinen Schädel. Sie wirbelte erneut herum und holte noch einmal aus. Dieses Mal ging er zu Boden. Genau wie vor ein paar Tagen auf dem eisigen Boden vor dem Haus der Markhams. Sie stellte sich über ihn und schwang den Schläger. Hackte auf seinen Kopf ein, als würde sie Holzscheite spalten. Wumm! Sie hackte und hackte. Er spuckte Blut. Wumm! Noch mehr Blut. Wumm! Wumm! Wumm! Das beknackte Nachthemd mit diesen beknackten rosa Blümchen war ihr ständig im Weg, aber sie schlug einfach immer weiter. Schlug und

schlug. Prügelte den TOD zu Tode. Knüppelte ihn zu einer blutigen, blutenden Masse. Die Stimmen kreischten in den höchsten Tönen. Noch nie zuvor hatte sie sie so verflucht glücklich erlebt.

»Abby, was, zum Teufel, machst du denn da?« Leanna. Nicht die Stimmen. Sie wollte nicht auf Leanna hören. Noch nicht. Nicht jetzt, wo ein einziger, letzter Schlag fehlte, um dem Wichser endgültig den Garaus zu machen. Wumm! Der Schläger explodierte an seiner Schläfe.

Leanna sprang aus dem Bett und schlang ihre Arme um Abby. Drückte sie an sich und hielt sie fest. Abby wollte sich mit aller Macht aus der Umklammerung befreien. Dann fielen sie beide als eine einzige Masse aus Flanell und Blümchen mit zarten rosa Bändchen an Halsausschnitt und Handgelenken auf das Bett.

»Lass mich los!«, kreischte Abby und versuchte, sich aus Leannas Armen zu lösen. »Lass mich zuschlagen! Lass mich zuschlagen! Damit ich den Wichser umbringen kann!«

Abby kreischte und wand und drehte sich. Leanna warf sich auf Abby und drückte ihr die Arme seitlich gegen den Körper. Abby spürte, wie ihr der Schläger entglitt. »Mein Schläger«, brüllte sie. »Ich hab meinen Tennisschläger fallen lassen!«

»Da ist doch gar kein Tennisschläger.«

»Doch. Der Schläger von Onkel Willis.«

»Da ist kein Schläger!«

»Doch! Da! Ist! Er!«

»Ich kann ihn aber nicht sehen.«

»Du bist eine dicke, fette, verlogene Drecksau!«

»Ich bin dick, und ich bin fett, aber ich lüge nicht. Ich kann ihn nicht sehen.«

Abby lag jetzt regungslos in der Dunkelheit mit Leanna auf ihr drauf. Sie hatte sich beruhigt. Die Stimmen plapperten zwar immer noch durcheinander, aber sie hörte ihnen nicht mehr zu. Aus ihren Augen schossen die Tränen. Manchmal, dachte sie, war Leanna genau wie Wolfe. Genau wie alle anderen. Wenn überhaupt jemand wissen müsste, dass da ein Schläger war, auch wenn sie ihn nicht sehen konnte, dann Leanna. Schließlich war sie doch auch verrückt.

Irgendwann lockerte Leanna ihre Umklammerung. Abby rührte sich nicht. Leanna wälzte sich von ihr. Schließlich war alles ruhig. Die

Stimmen waren endlich verstummt, und Abby griff mit einer Hand nach unten auf den Boden und hob Onkel Willis' Schläger auf. Sie setzte sich auf und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Dann zog sie die Knie unter dem Nachthemd an und legte den Tennisschläger quer darüber. Natürlich fragte sie sich, wie er überhaupt hierhergekommen war. Sie hatte das Ding seit Jahren nicht gesehen und war sich ziemlich sicher, dass er eigentlich noch auf der Insel sein müsste. Aber Abby hatte über Jahre hinweg die Erfahrung gemacht, dass Dinge geschahen, die sie nicht verstand oder an die sie sich nicht erinnern konnte, also stellte sie das nicht weiter in Frage.

Sie dachte an Onkel Willis. Er war der große Bruder ihrer Mutter und sah Dinge und hörte Stimmen, die niemand außer ihm sehen oder hören konnte, genau wie sie. Abby hatte gelesen, dass Schizophrenie teilweise erblich war, dass sie sich manchmal durch eine ganze Familie zog, also hatte sie ihre Krankheit wahrscheinlich von ihm. Onkel Willis. Der Wahnsinnige Willis, so nannten die Leute ihn. Meist hinter seinem Rücken, aber manchmal sagten sie es ihm auch ins Gesicht. Das fand Abby gemein. Aber ihm schien es nichts auszumachen, er schien es nicht einmal zu registrieren. Wenn Willis einen seiner, wie Gracie es nannte, »Anfälle« hatte, dann sah er hauptsächlich Fledermäuse. Pelzige, kleine, schwarze Fledermäuse, die ihm ins Gesicht flogen und ihn beißen wollten. Außer ihm sah sie niemand. Nur Willis. Ständig schlug er nach ihnen und bedachte sie mitten auf der Straße mit obszönen Flüchen. Nannte sie haarige kleine Wichser und dreckige schwarze Arschlöcher. Gracie sagte dann immer nur: »Verdammt noch mal, Willis, du sollst nicht so reden, wenn Abby in der Nähe ist.«

Aber er ließ sich nicht davon abhalten.

Diesen Tennisschläger hatte Willis nicht von Anfang an gehabt. Er hatte ihn auf der Müllhalde der Insel entdeckt und mit nach Hause gebracht, ungefähr ein Jahr, bevor er sich umgebracht hatte. Er war unfassbar glücklich über seinen Fund gewesen. Jetzt hatte er etwas, womit er nach den Fledermäusen schlagen konnte. Und es störte ihn auch nicht, dass der Schläger fast keine Saiten mehr hatte. Er benutzte ihn trotzdem. »An deiner Vorhand musste noch a'beiten, Willis«, riefen ihm an lauen Sommerabenden die Betrunkenen vor der Gemeindehalle zu, wenn er an ihnen vorbeikam und nach den Fledermäusen schlug. »Un' an deinem

Aufschlag auch.«

Onkel Willis gab ihnen nie eine Antwort. Er schaute sie nur verwirrt an und schlug weiter um sich. So und nicht anders verbrachte er seine Zeit, bis Abby eines Tages – da war sie acht – die Schranktür ihrer Mutter aufmachte und Willis im Schrank hängen sah. Der Holzschläger lag auf dem Boden zu seinen Füßen. Abby schrie nicht, als sie ihn sah. Sie hatte schon genügend tote Dinge gesehen, um zu wissen, dass Willis tot war. Sie fasste ihn nur einmal an. Der einzige Gedanke, an den sie sich noch erinnern konnte, war: *Ich glaube, jetzt lassen ihn die Fledermäuse in Ruhe.*

Seither hatte Abby den Schläger nie wieder gesehen. Sie hatte eigentlich gedacht, ihre Mutter hätte ihn zusammen mit Willis' anderem Zeug auf die Müllhalde gebracht. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und fragte sich, ob der TOD wirklich tot war. Sie konnte ihn immer noch riechen. Er war jetzt sogar noch näher als zuvor. Sie packte den mit Tape umwickelten Griff und ließ den Schläger aus dem Handgelenk heraus hin und her zucken. Sie hörte, wie die Betrunkenen vor der Gemeindehalle sie auslachten. Vielleicht waren es auch die Stimmen. »An deiner Vorhand musste noch a'beiten, Abby. Un' an deinem Aufschlag auch.« Sie spürte, wie ihr die Tränen die Wangen hinunterliefen. Dann hörte sie ein Hämmern an der Tür.

McCabe nahm den T-Bird und erreichte knappe zehn Sekunden vor Maggie die Summer Street 131. Sie parkte direkt hinter ihm. Er trug immer noch die Sachen, die er schon den ganzen Tag angehabt hatte. Maggie hatte sich einen Jogginganzug, Turnschuhe, einen Anorak und eine schwarze, eng anliegende Strickmütze übergezogen. Das Halfter mit der Dienstwaffe hatte sie um die Hüfte geschnallt. Sie sahen sich das Haus aus der Nähe an. Ein kleines Doppelhäuschen aus Holz, das dringend ein wenig Liebe und Zuwendung hätte gebrauchen können. Irgendjemand hatte schwarze Nummern auf die beiden Haustüren gemalt, eine Eins auf die linke und eine Zwei auf die rechte Tür. Wohnung Nummer eins lag dunkel und verlassen da. Im Fenster klebte ein Zettel mit der Aufschrift WOHNUNG ZU VERMIETEN. Nummer zwei war eindeutig bewohnt. Fahles Licht drang durch die Vorhänge nach draußen, und die Tür stand einen Spaltbreit offen. Durch die Lücke war ebenfalls Licht zu sehen. Vielleicht hatte Abby ja herausgelinst, hatte sie kommen sehen und war weggerannt, ohne die Tür richtig zuzumachen.

»Ich nehme die Vorderseite«, sagte McCabe. »Du die Rückseite, damit sie nicht durch die Hintertür verschwinden kann.«

Maggie nickte und huschte geduckt die Einfahrt hinunter. McCabe wartete eine Minute, damit sie ihre Position einnehmen konnte, dann ging er über den betonierte Pfad zum Hauseingang. Auf halber Strecke hörte er den Schrei einer Frau, dann ein lautes »Scheiße« und anschließend einen scharfen Knall. Alles rasend schnell hintereinander. McCabe erkannte das Geräusch. Eine Pistole, Kaliber 22. Vielleicht mit Schalldämpfer. Aber eher nicht. Mit einem Satz hatte er die drei Stufen der Eingangstreppe überwunden und warf sich mit voller Wucht gegen die billige, hohle Haustür. Der Aufprall ließ das Holz zersplittern. Eine Kettenhalterung und etliche Schrauben flogen vor ihm durch die Luft, während er in einen schwach erleuchteten Raum kugelte und die Fünfundvierziger dabei im Bogen vor sich schwang. Auf der gegenüberliegenden Zimmerseite sah er eine blau gekleidete Gestalt durch die weit offene Hintertür verschwinden.

»Polizei! Keine Bewegung!«, rief er. Die Gestalt lief weiter.

»Polizei! Keine Bewegung!«, erklang Maggies Stimme wie ein Echo aus dem Hinterhof.

Zu seiner Linken wälzte sich eine Frau in einem Flanellnachthemd auf dem Boden. Aus einer Halswunde spritzten in regelmäßigen Abständen Blutfontänen. Nicht Abby. Größer, dicker, älter. Sie sah aus wie jemand, der im Sterben lag.

»Stehen bleiben!«, hörte er Maggie erneut rufen. »Flach auf den Boden! Hände hinter den Kopf!«

McCabe unternahm einen verzweifelten Versuch, die Blutung zu stillen, zerrte am Saum des Nachthemdes, rollte die weiche Baumwolle zu einer Art Bandage zusammen und drückte sie auf die Halswunde. Aber es hatte nicht viel Sinn. Die Wunde war zu groß, und der Blutfluss ließ sich nicht stoppen. Der provisorische Druckverband färbte sich tiefrot. Die Augen der Frau waren geöffnet. Sie blinzelte. Gurgelte ein Wort.

»Ellie.« War das ihr Name? »Ellie«, gurgelte sie noch einmal. Dann wurde ihr Blick glasig.

Von draußen hörte er einen scharfen Knall, dann einen zweiten und anschließend das tiefere Wummern von Maggies Fünfundvierziger. Scheiße. Er war davon ausgegangen, dass sie den Drecksack erwischte hatte. Er jagte zur Hintertür hinaus auf eine kleine Veranda und hörte noch einen Knall. Dann war es still. Zu seiner Linken sah er Maggie am Boden kauern. Sie kniete und hielt die Fünfundvierziger immer noch in den zitternden Händen, während sie versuchte, auf die fliehende Gestalt zu zielen. McCabe schätzte die Entfernung und die ungefähre Richtung ab, zielte und schoss. Der Mann lief weiter. McCabe ging in die Knie. Er stützte sich auf dem Verandageländer ab und spähte in die Dunkelheit. Dann gab er auf. Er konnte sein Ziel gar nicht mehr erkennen und wollte keine unschuldigen Zivilisten gefährden. Irgendwelche Leute, die im Bett lagen und schliefen. Die die Straße entlanggingen. Wie leicht konnte eine verirrte Kugel so jemanden treffen. Das durfte er nicht riskieren. Auch wenn es bedeutete, dass er das Schwein davonkommen lassen musste.

Er steckte seine Waffe in das Halfter und rannte die Treppe hinunter. Maggie lag im Schnee. Er sah, dass sich rechts unten auf ihrem Sweatshirt, direkt oberhalb des Halfters, ein kleiner roter Fleck

ausbreitete. Die Fünfundvierziger hielt sie immer noch mit beiden Händen gepackt. Sie versuchte sich aufzusetzen. Während McCabe mit der einen Hand vorsichtig ihren Hinterkopf stützte, nahm er ihr die Waffe aus den Händen, sicherte sie und steckte sie in seine Manteltasche. Dann ließ er Maggie vorsichtig auf den Rücken sinken, sodass ihr Kopf im Schnee lag. Er zielte mit seiner eigenen Waffe weiterhin in die Richtung, in die der Schütze verschwunden war, holte sein Handy heraus und wählte PPD911. Damit landete er direkt in der Zentrale. Maggie schaute ihn an. Sie war bei vollem Bewusstsein, hatte aber ganz offensichtlich Schmerzen. Sie versuchte zu lächeln. »Hier McCabe.« Er sprach schnell. »Zwei Verletzte, eine Beamtin, eine Zivilistin. Beides Schusswunden. Summer Street 131. Ich wiederhole: Summer Street eins-drei-eins. Verletzung der Zivilistin unter Umständen tödlich. Schickt zwei Notarztwagen und alarmiert sämtliche Einheiten. Männlicher Verdächtiger flüchtet zu Fuß nach Süden, Richtung Commercial Street. Groß. Dunkler Mantel mit Kapuze.«

»Und Brille«, krächzte Maggie.

»Sonst noch was?«, fragte McCabe.

Sie schüttelte den Kopf. »Es war dunkel. Er hat die Kapuze aufgehabt. Ich hab bloß seine Brille gesehen. Schwarzes Gestell.«

»Der Verdächtige trägt eine Brille mit einem schwarzen Gestell«, wiederholte McCabe. »Er ist bewaffnet und extrem gefährlich.«

Er schob ihr Sweatshirt hoch, um die Wunde zu untersuchen. In ihrer rechten Leiste befand sich ein kleines, schwarzrotes Loch. Das war ungefähr das, was man von einer Zweiundzwanziger erwarten konnte. Nicht besonders viel Blut. Sah auch nicht gerade lebensgefährlich aus, aber man konnte nie wissen. Falls die Kugel ein Organ verletzt hatte, dann wurde es vielleicht kritisch. Er fragte sich, ob es wohl auch eine Austrittswunde gab, aber er wollte sie lieber nicht umdrehen und nachsehen.

»Ich muss los«, sagte er. »Bin gleich zurück.« Dann rannte er die Hintertreppe hinauf.

Die Zentrale meldete sich wieder. »Notarztwagen sind unterwegs. Alle Streifen verständigt. Wir sind gleich da.«

Der Wohnzimmerboden war voller Blut. Ellie, falls das ihr Name gewesen war, war tot. Ihre Augen waren offen, aber leer. Er kniete sich

neben sie und tastete mit zwei Fingern an ihrem Handgelenk nach dem Puls. Nichts. Er nahm ihr das blutige, zusammengeknüllte Nachthemd vom Hals und bedeckte ihre Blöße. Ein Verband war jetzt nicht mehr nötig.

Er musste unbedingt Abby Quinn finden, falls sie noch hier und am Leben war. Die Wohnung war nicht groß. Wohnzimmer. Küche. Ein Schlafzimmer. Ein kleines Bad. »Abby!«, rief er. »Hier spricht die Polizei. Wir sind hier, um Ihnen zu helfen.«

Er lauschte. Keine Reaktion. Die Fünfundvierziger im Anschlag, betrat er das Schlafzimmer. Fahles Licht drang zu den Vorhängen herein. Ein ungemachtes Doppelbett. Ein Stuhl. Eine Lampe. Keine Abby. Er trat zum Schrank, stellte sich seitlich an die Tür, riss sie auf. Da war sie auch nicht. Er rief noch einmal: »Abby Quinn! Hier spricht die Polizei.

Kommen Sie raus!« Immer noch keine Antwort. Entweder war sie im Bad, oder sie war schon wieder verschwunden. Er ging auf die Badezimmertür zu. Draußen ertönten Sirenen. Rufe. Der Klang rascher Schritte. Rote, blinkende Lichter tanzten auf den Wohnzimmerwänden. Er riss die Badezimmertür auf und trat ein. Hörte ein Wimmern hinter dem vorgezogenen Duschvorhang. Er zog ihn auf. In der Wanne stand Abby. Sie trug genau das gleiche Flanellnachthemd wie Ellie.

Mindestens zwei Nummern zu groß. Sie hatte die Augen fest zusammengekniffen und ihre Hände umeinandergelegt, die eine über der anderen, so als würde sie irgendetwas festhalten.

»Alles in Ordnung, Abby«, sagte er. »Ich bin von der Polizei.«

Sie riss die Augen weit auf und schaute ihn an. Ein Ausdruck fassungslosen Entsetzens trat auf ihr Gesicht. Sie schwang die beiden Arme weit zurück und drehte ihren Körper dabei ein wenig nach links. Dann riss sie die Arme in kräftigem Schwung nach vorne. Die beinahe perfekte Imitation einer beidhändigen Rückhand. Dabei stöhnte sie auf wie eine Serena Williams im Nachthemd. Nur dass Abby keinen Schläger in den Händen hielt.

Sie fing an zu schreien und mit den Armen zu fuchteln. Sie stürzte nach vorne. Er fing sie auf, schlang die Arme um sie und hielt sie fest umklammert, wie man es mit kleinen Kindern bei einem unkontrollierten Wutanfall macht. Sie wand sich und wehrte sich und kreischte in den höchsten Tönen, die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen. Er konnte sie

kaum bändigen. »Alles in Ordnung, Abby«, wollte er sagen, doch seine Stimme wurde von ihren Schreien übertönt. Sie versuchte ihm einen Kopfstoß zu verpassen, verfehlte ihn jedoch knapp. Ein Sanitäter kam ins Badezimmer gestürzt.

»Halten Sie sie weiter fest!«, rief er, und McCabe nahm noch einmal all seine Kraft zusammen. Aus dem Augenwinkel konnte er erkennen, wie der Mann Abbys Ärmel nach oben schob und ihr eine Spritze mit einer kurzen Nadel in den Arm stach. Sie kreischte und wehrte sich noch ungefähr eine Minute lang, doch dann entspannte sie sich zusehends. Trotzdem ließ er sie nicht los. Sie hörte auf zu schreien. Dann legte sie ihren Kopf an McCabes Schulter und weinte. Als sie schließlich ganz ruhig geworden war, kamen zwei Sanitäter herein, schnallten sie auf eine Trage und schoben sie in einen wartenden Krankenwagen.

»McCabe?«, sagte eine Männerstimme.

Das war T. Ly, der Polizist, der ihn zum Fish Pier gefahren hatte. Kaum zu glauben, dass seither noch keine sechsunddreißig Stunden vergangen waren.

»Wie geht es Maggie?«, erkundigte sich McCabe. Draußen blitzten die blauen Blinklichter des halben Dutzends Streifenwagen sowie die roten der beiden Notarztwagen.

»Ganz gut, glaube ich. Der Sanitäter hat gesagt, dass sie erst in der Notaufnahme eine hundertprozentige Aussage machen können, aber er denkt, dass es nicht so schlimm ist. Anscheinend hat die Kugel keine lebenswichtigen Organe verletzt.«

McCabe nickte und ging nach draußen. Er rief bei Terri Mirabito zu Hause an. Weckte sie auf. Sie sagte, sie werde sich sofort auf den Weg machen. Anschließend rief er in der 109 an und bat darum, einen Kriminaltechniker aufzutreiben, der nicht gerade mit Jacobi auf Harts Island war.

Maggie war immer noch bei Bewusstsein, als sie zum zweiten Notarztwagen getragen wurde. Er lächelte ihr zu. Sie lächelte zurück, doch das Lächeln wurde zu einer Grimasse, als die Sanitäter sie in den Wagen schoben. Sie klappten die Türen zu, und er sah sie wegfahren.

Es war 2.00 Uhr nachts. Im Cumberland Medical Center herrschte reger Betrieb. Die Tatsache, dass es Samstagabend war, und dazu die milderen Temperaturen lockten die Leute wahrscheinlich aus dem Haus, dachte McCabe, und dann gerieten sie draußen in Schwierigkeiten. Er stand dicht am Eingang zur Notaufnahme und versuchte jemanden aufzutreiben, der ihm sagen konnte, wo Maggie war. Der Empfangstresen schien nicht besetzt zu sein. Ein dichtes Menschenknäuel drängte sich vor dem überfüllten Wartezimmer. Ganz in der Nähe lag stöhnend ein Jugendlicher. Endlich entdeckte er eine Frau in einem weißen Kittel. Sie kniete im Wartezimmer vor einem schmutzigen Mann, der quer über drei Stühlen lag, und war gerade dabei, seine Personalien aufzunehmen. Der Mann sah aus, als hätte er bei einer Kneipenschlägerei den Kürzeren gezogen. McCabe ging auf sie zu und schob sich dabei an einem stummen, Händchen haltenden Paar jenseits der achtzig vorbei. Sie hatte den Kopf an seine Schulter gelehnt, und ihre Augen waren gerötet, als hätte sie geweint. Direkt daneben hielt eine Mutter ihr drei Jahre altes, weinendes Kind in den Armen.

»Ich suche Detective Margaret Savage«, sagte McCabe und streckte der Frau im weißen Kittel seine Dienstmarke entgegen.

»Wen?« Sie sah verwirrt aus.

»Savage. Margaret Savage. Portland Police Department.«

»Warten Sie da drüben«, sagte sie und deutete auf den unbesetzten Tresen.

»Das ist die Schusswunde, richtig?« Eine Männerstimme. Einer der Sanitäter aus der Summer Street. »Sie liegt im Behandlungszimmer drei. Gleich da drüben.« Der Mann zeigte ihm die Richtung. McCabe nickte dankend und setzte sich in Bewegung.

»Hey, Sie dürfen hier nicht rein.« Eine Krankenschwester kam ihm hinterhergelaufen. McCabe schenkte ihr keine Beachtung. Hinter ihr folgte einer der Krankenhaus-Wachmänner.

»Hey«, rief sie noch einmal. McCabe streckte ihnen seine glänzende Dienstmarke entgegen, ohne seine Schritte zu verlangsamen. Sie ließen ihn in Ruhe.

Er entdeckte Maggie auf einem Rollbett, umringt von sieben oder acht Gestalten, alle in Operationskleidung, alle hektisch in Bewegung. Sie wiederum waren umringt von zahlreichen Monitoren und Überwachungsgeräten. Einige Geräte gaben Piepslaute von sich. In Maggies Hals steckten zwei Infusionsschläuche und in ihren Armen noch mal zwei. Ein Arzt, der, seinem Alter nach zu urteilen, vermutlich noch in der Ausbildung war, bewegte einen kleinen weißen Stab über Maggies Unterleib und sah dabei auf einen Bildschirm. McCabe war ziemlich sicher, dass es sich um ein Ultraschallgerät handelte. Neben dem Stab, knapp oberhalb von Maggies rechtem Hüftknochen, konnte er ein kleines, hässliches, schwarzrotes Loch erkennen. Dort war die Kugel eingedrungen. Unterhalb der Wunde war Maggies Körper zugedeckt. Ärzte und Krankenschwestern riefen einander alle möglichen Informationen zu.

»Luftröhre frei.«

»Blutdruck 145 zu 90.«

»Puls 105.«

Maggie entdeckte ihn und verdrehte die Augen, als wollte sie sagen:

»Was veranstalten die hier bloß für einen Zirkus?« Im selben Augenblick überkam sie offenbar ein heftiger Schmerz, denn ihre Miene wurde von jetzt auf gleich zu einer verbissenen Grimasse. Er sah ihre Kleider zerschnitten auf dem Boden liegen. Ganz oben auf dem Haufen lagen das leere Pistolenhalfter – ihre Waffe steckte ja immer noch in seiner Manteltasche – sowie ihre Dienstmarke. Er trat näher und hob die Sachen auf.

Die verantwortliche Ärztin, eine blonde Frau um die vierzig, kam auf ihn zu. »Ich bin Dr. Herrold«, sagte sie. »Oberärztin in der Notaufnahme. Sind Sie McCabe?«

»Ja.«

Sie besah sich seinen Ausweis in aller Gründlichkeit. »Gut. Sie hat schon nach Ihnen gefragt. Sie müssen unterschreiben, dass Sie die persönlichen Dinge von Detective Savage an sich genommen haben. Wir stecken die übrigen Sachen in eine Tüte, dann können Sie die auch gleich mitnehmen.«

Er deutete mit einer Kopfbewegung in Maggies Richtung. »Sie wird doch wieder gesund, oder?«

»Da bin ich ganz zuversichtlich. So wie es aussieht, hat die Kugel ein paar Muskelstränge durchschlagen, aber keine lebenswichtigen Organe verletzt.«

Er nickte zu dem jungen Mann mit dem Stab hin. »Und was macht er da?«

»Er führt eine Notfall-Sonographie durch. Mit Hilfe des Ultraschallgeräts können wir nachsehen, ob es irgendwelche Unterleibsblutungen gibt, die problematisch werden könnten.«

»Keine Einblutungen im Beckenbereich«, sagte der Mann mit dem Stab jetzt zu Herrold.

»Das war der letzte Quadrant. Ihre Kollegin hat Glück gehabt«, meinte Dr. Herrold zu McCabe. »Ein paar Zentimeter weiter links oder rechts, und es hätte ganz anders ausgehen können. Es sieht so aus, als sei die Kugel am Bindegewebe oberhalb des Beckenrandes entlanggestreift und dann nach unten abgelenkt worden. An der rechten Pobacke, ziemlich weit oben, gibt es eine Austrittswunde.«

»Na toll. Eine Narbe am Arsch. Das hat mir gerade noch gefehlt.« Maggie war bleich und hatte die Augen geschlossen, aber als McCabe ihren Spruch hörte, ging es ihm sofort besser.

»Haben Sie vielleicht die Kugel gefunden?«, wollte McCabe wissen.

»Die brauchen wir für die kriminaltechnische Untersuchung.«

»Tut mir leid, da können wir Ihnen nicht helfen. Wir haben sie nicht. Sie hat die Kleidung durchschlagen. Ich nehme an, ihre Leute müssen noch einmal dort suchen, wo Detective Savage angeschossen wurde, dann finden sie sie bestimmt. Weit kann sie eigentlich nicht mehr gekommen sein.«

»Habt ihr den Drecksack schon geschnappt?« Das war wieder Maggie. Sie hatte die Augen immer noch geschlossen, und ihre Stimme klang matt.

»Noch nicht.«

»Aber Abby Quinn habt ihr gefunden?«

»Ja. Sie ist auch hier«, sagte McCabe. »Irgendwo.« Das Cumberland Medical Center war groß.

»Meinen Sie die junge Frau, die zeitgleich mit Detective Savage eingeliefert worden ist?«, schaltete sich Dr. Herrold ein.

»Ja, genau. Wissen Sie, wo man sie hingebracht hat?«

»Ja. Sie ist zwar äußerlich unverletzt, steht aber unter starken Beruhigungsmitteln. Wir haben sie in die psychiatrische Abteilung im dritten Stock bringen lassen.«

Eine Krankenschwester reichte McCabe eine große Papiertüte. Er fischte Maggies Schlüsselbund aus ihrer Hosentasche und stopfte die übrigen Sachen in die Tüte. »Wann bekomme ich sie wieder zurück?«, erkundigte er sich dann mit einer Kopfbewegung in Maggies Richtung bei Dr. Herrold.

»Über Nacht behalten wir sie noch hier. Sie bekommt ein Antibiotikum und etwas gegen die Schmerzen. Es wird noch eine Weile wehtun, und das Laufen wird ihr während der kommenden Woche ein wenig schwerfallen, aber ich denke, dass wir sie morgen entlassen können.«

»Ich habe deinen Wohnungsschlüssel«, sagte er zu Maggie. »Ich kann dir ein paar Sachen zum Anziehen besorgen, und was du sonst noch so brauchst.«

»Tu mir einen Gefallen.«

»Welchen denn?«

»Lass Kyra das machen.«

»Warum?«

»Warum? Weil ich dir nicht traue, darum.«

McCabe riet ihr, sich noch ein bisschen auszuruhen, und klemmte sich die braune Papiertüte unter den Arm. Dann suchte er einen Fahrstuhl und fuhr damit in den dritten Stock. Dort befand sich die kleine psychiatrische Station des Cumberland Medical Center.

Auf dem Flur begegnete er einem jungen Facharzt, der ihm sagte, dass Quinn gar nicht mehr hier sei. »Wir haben ihr ein Antipsychotikum verabreicht und sie nach Winter Haven verlegt.«

»Wer hat das angeordnet?«

»Ich.«

»Warum?«

»Weil wir hier nur eine sehr kleine Abteilung und fast keinen Platz haben. In Winter Haven sind sie sehr viel besser ausgerüstet, um jemanden mit einer solchen Krankengeschichte zu behandeln.«

McCabe bedankte sich bei dem jungen Mann und fuhr wieder hinunter ins Erdgeschoss. Er verließ das Krankenhaus auf demselben Weg, auf dem er es betreten hatte. Das alte Ehepaar saß immer noch Händchen

haltend da, und der Obdachlose lag immer noch quer auf den Plastikstühlen. Er schnarchte laut.

Als McCabe den T-Bird am Straßenrand abstellte, war die Summer Street 131 immer noch von blinkendem Blaulicht umringt. Hinter den Streifenwagen hatten alle vier in Portland stationierten überregionalen Fernsehsender ihre Übertragungswagen in Position gebracht. Etwas abseits stand Tom Shockleys schwarzer Chevy Suburban. Bill Fortiers nagelneuer Impala mit dem persönlich ausgewählten Kennzeichen LOOEY – für Lieutenant – parkte gleich dahinter. McCabe stieg aus seinem Wagen. Für ihn gab es hier nicht viel zu tun, also lehnte er sich gegen die Fahrertür des T-Bird und sah dem bunten Treiben zu. Eddie Fraser kam zu ihm herübergeschlendert und lehnte sich neben ihn. Er zog eine Packung Marlboro aus der Tasche, zündete sich eine an und entließ eine lange Rauchfahne in die nächtliche Luft.

»Hallo, Mike«, sagte er nach einer Weile.

»Hallo, Eddie. Ich dachte, du hättest das Rauchen aufgegeben.«

»Hab ich auch. Fast eine ganze Woche lang. Willst du eine?«

»Führe mich nicht in Versuchung.«

»Und, genießt du dein Wochenende?«

»In vollen Zügen, danke der Nachfrage. Und selbst?«

»Oh ja, sehr. Jubel, Trubel, Heiterkeit, mehr erwarte ich nicht vom Leben. Wie geht's Mag?«

»Na ja, sie ist ziemlich genervt von dem Einschussloch in ihrer Hüfte und der Austrittswunde an ihrem Hintern, aber abgesehen davon scheint sie ganz fit zu sein. Wird wohl morgen aus dem Cumberland entlassen. Was gibt's hier Neues?«

»Chris Beneman ist im Haus und erledigt seine Arbeit. Und der GS kann's kaum erwarten, endlich auf Sendung zu gehen.«

Beneman war einer ihrer langjährigen Kriminaltechniker.

Wahrscheinlich war er als Letzter aus der ganzen Abteilung verfügbar gewesen.

»Jacobi und Tasco sind immer noch drüben auf Harts?«

»Zumindest bis vor einer halben Stunde.«

»Haben wir die Tote schon identifiziert?«

»Ja. Eine Freundin von Quinn aus Winter Haven. Nach allem, was die

Leute in der Klinik gesagt haben, war sie auch ihre einzige Freundin.«

»Patientin oder Personal?«

»Patientin. Auch schizo. Sie heißt Leanna Barnes. Das hier war ihre Wohnung.«

»Leanna, hm?« Ihr Name war also gar nicht Ellie. Was hatte sie ihm dann mitteilen wollen? Vielleicht den Namen des Mörders? Nicht Ellie. Kelly. Der Mann mit dem schwarzen Brillengestell. McCabe drückte seine Zunge gegen die obere Zahnreihe, um ein »ell« zu erzeugen. Dann löste er die Spannung und stieß ein lang gezogenes »iie« aus. Wenn man aber ein Wort mit »K« beginnen wollte, dann musste man den Laut in der Kehle erzeugen. Und die war beim besten Willen zu nichts mehr zu gebrauchen, wenn man gerade eben eine Kugel in den Hals bekommen hatte. Der Täter war John Kelly. McCabe war sich jetzt so gut wie sicher. Father Jack. Der Mann, der die alttestamentlichen Propheten studiert hatte. Der Mann, bei dem McCabe das Gefühl gehabt hatte, dass er *nicht* der Täter war. *Sobald man zu wissen glaubt, wer oder was John Kelly ist, kommt der Punkt, an dem man seine Meinung noch einmal ganz genau überdenken muss.* Wolfes Worte. McCabes Gefühl hatte ihn getrogen. Es war Zeit, seine Meinung noch einmal zu überdenken. Er bat Eddie, John Kelly ausfindig zu machen und ihn aufs Präsidium zu bringen.

»Und wenn er sich weigert?«

»Dann nimmst du ihn fest.«

»Okay«, meinte Eddie und drückte seine Zigarette aus. »Und was machst du so lange?«

»Ich? Ich fahre noch mal nach Harts Island.«

Harts Island, Maine

Tom Tasco wartete, bis McCabe vom Heck der *Francis R. Mangini* auf den Anleger gesprungen war, dann legte er los. »Wir haben überall in Kellys Hütte Goffs Fingerabdrücke gefunden«, sagte er, während sie die Rampe hinaufgingen. »Vor allem im Schlafzimmer. Dazu noch ein paar Haare, die von ihr stammen könnten. Der Hurensohn muss sie etliche Tage lang dort festgehalten haben, bevor er sie zu den Markhams verfrachtet hat.«

»Gibt es außer ihren noch andere Fingerabdrücke?«

»Jede Menge von Kelly. Außerdem ein paar unvollständige oder verschmierte von einer oder mehreren unbekannten Personen. Wie geht's Maggie?«

»Ihre Hüfte und ihr Hintern werden ihr noch eine Weile wehtun. Aber ansonsten ist alles in Ordnung.«

Wieder einmal wurden sie am oberen Ende der Rampe von dem schwarz-weißen Explorer erwartet. Bowman saß am Steuer, dieses Mal in Uniform. Tasco stieg hinten ein und überließ McCabe den Beifahrersitz.

»'n Abend, Scotty, wie läuft's denn so?«

Bowman knurrte irgendetwas Unverständliches, wendete und fuhr auf die Welch Street. McCabe saß schweigend da und sah zu, wie die dunklen, einsamen Straßen der Insel an ihm vorüberzogen. Wenigstens schneite es nicht mehr, und es war deutlich wärmer geworden. Die Uniformierten vor der 109 hatten wohl recht gehabt mit dem Januar-Tauwetter. McCabe versuchte, seine übermüdeten Gehirnzellen dazu zu zwingen, sich wieder auf die wirklich wichtigen Dinge zu konzentrieren.

Also gut, er war sich ziemlich sicher, dass Kelly der Täter war, aber er war sich alles andere als sicher, dass er das auch beweisen konnte. Nicht vor einem Geschworenengericht. Nicht, wenn Father Jack sich einen gerissenen Strafverteidiger besorgte. Goffs Fingerabdrücke waren ein eindeutiger Beweis dafür, dass sie in Kellys Haus gewesen war,

bewiesen aber nicht, dass er sie tatsächlich umgebracht hatte. Leanna Barnes' letzte Worte würden daran auch nicht viel ändern. *Was haben Sie sie sagen hören, Detective? Ellie. Sie hat Ellie gesagt? Nicht Kelly?* Ganz recht, Ellie. Also nicht ganz der richtige Name, gurgelnd und unverständlich ausgesprochen von einer Sterbenden, die selbst nicht mehr aussagen konnte. Sicher, er konnte erklären, dass Leannas Verletzung, ihre zerfetzte Kehle, sie daran gehindert hatte, den Buchstaben *K* zu bilden, aber seine Vermutung, dass sie tatsächlich hatte »Kelly« sagen wollen, würde als reine Spekulation abgetan werden. Nein. Burt Lund brauchte mehr als das.

Da war Kellys Arbeit über die alttestamentlichen Propheten. Das könnte helfen. Wenn sie sie auftreiben konnten. Aber selbst dann würde es wahrscheinlich nicht für eine Anklage reichen. Selbst wenn das Amoszitat auf dem Titelblatt abgedruckt war, unterstrichen und rot umkringelt. Ein gewiefter Rechtsanwalt würde problemlos darlegen, dass es reiner Zufall war und jeder diesen alttestamentlichen Spruch kennen konnte. Dass jeder in Kellys Haus einbrechen und seine alte Seminararbeit hätte finden können.

Dann war da noch Abby. Auch wenn sie unter Hypnose Kelly als Täter identifizieren sollte – kein Geschworenengericht dieser Welt würde jemanden aufgrund der Aussage einer schizophrenen Zeugin verurteilen. Einer schizophrenen Zeugin, die nach Angaben ihres behandelnden Psychiaters möglicherweise ihre Medikamente abgesetzt hatte. Und was die beiden anderen Zeuginnen betraf ... sowohl Maggie als auch Magol Gutaale Abtidoon konnten lediglich aussagen, dass der mutmaßliche Täter einen schweren Mantel und eine Brille mit schwarzem Gestell getragen hatte.

Und zu guter Letzt war da noch die nicht ganz unbedeutende Frage nach dem Motiv. Die Sache mit der Versicherungspolice würde in den Ohren einer Geschworenen-Jury vielleicht überzeugend klingen, aber jeder Rechtsanwalt würde versuchen hervorzuheben, dass es sich um eine Spende an eine wohltätige Organisation handelte, die daher gar nicht als Mittel zur persönlichen Bereicherung gesehen werden konnte. Schon gar nicht, wenn die betreffende Person sich bewusst für ein Leben in relativer Armut entschieden hatte, um anderen zu helfen.

Was ließ sich noch finden? McCabe wusste aus eigener Erfahrung, dass

Kelly ein Hitzkopf war. Leicht erregbar. Aber hier handelte es sich mitnichten um ein Verbrechen aus Leidenschaft, auch darauf würden die Anwälte in aller Deutlichkeit hinweisen. Dazu war alles viel zu gut geplant. Zu inszeniert. Und außerdem, Kelly war schwul. Warum hätte er sie so lange am Leben halten sollen? Nicht zum Sex, es sei denn, er war bisexuell. Denkbar, aber nicht besonders überzeugend.

Nachdem sie ungefähr zehn Minuten lang gefahren waren, verließ Bowman die geteerte Straße und rumpelte mit dem Explorer kreuz und quer über gewundene Waldwege, bis sie nach weiteren zehn Minuten an eine kleine Lichtung gelangten. Er stellte den Wagen hinter Jacobis Transporter ab. In rund hundert Metern Entfernung waren Lichter zu sehen. Sie stiegen aus.

»Das da ist Kellys Häuschen, wenn man es so nennen will«, sagte Bowman. »Es ist eigentlich eher eine Baracke. Wir gehen zu Fuß rüber.« Vor ihnen lag ein kleines, etwa zwanzig Meter breites Wäldchen, dahinter ein verschneites und möglicherweise steiniges Feld.

»Es gibt da so eine Art Trampelpfad«, meinte Bowman, »Aber auch jede Menge Eisplatten. Und auf dem Eis liegt eine Schicht verharschter Schnee. Sie müssen also ziemlich vorsichtig sein.« Er richtete den Strahl der Taschenlampe auf McCabes Stadtschuhe und grinste hämisch. »Mit denen da wird es jedenfalls nicht besonders leicht werden. Und nasse Füße kriegen Sie auf jeden Fall.«

»Damit kann ich leben.«

»Vielleicht brechen Sie sich sogar den Knöchel.« Bowmans Lächeln deutete an, dass er diesen Gedanken sehr erbaulich fand.

»Es wird schon gehen.«

»Wie Sie wollen.« Bowman reichte McCabe eine Taschenlampe. Tasco hatte bereits eine in der Hand. »Ich gehe voraus. Treten Sie in meine Fußstapfen. Ich sage Bescheid, wenn es schwierig wird.«

Es würde noch etliche Stunden dauern, bis die Januarsonne aufging, und der Mond war nicht zu sehen. »Die Hütte ist rund hundert Jahre alt«, sagte Bowman, nachdem sie sich in Bewegung gesetzt hatten. »Sie steht auf einer Klippe, gut fünfzehn Meter über dem Meer. Unterhalb der Klippe gibt es nur Felsen und Brecher, sonst nichts. Da drüben neben der Hütte führt eine alte Holzterrasse runter zum Strand. Von oben hat man einen wahnsinnigen Blick, aber ich kapiere einfach nicht, wie die Hütte

all die Jahre über dem Nordwestwind standgehalten hat. Hier kommen ständig so viele heftige Stürme angeprescht, die hätten sie eigentlich schon längst in ihre Bestandteile zerlegen müssen, aber trotzdem steht sie noch.«

McCabe ging hinter Bowman her und trat, wie Bowman gesagt hatte, in dessen Fußstapfen. Tasco bildete den Schluss. McCabe merkte, wie der nasse Schnee in seine Schuhe rutschte. Schon nach wenigen Sekunden waren seine Strümpfe und Schuhe durchnässt. Aber um nichts in der Welt würde er sich darüber beklagen. Eher würde er sich ein, zwei Zehen abfrieren, als einem Arschloch wie Bowman die Genugtuung zu verschaffen, ihn jammern zu hören. Zehn Minuten lang setzten sie vorsichtig einen Fuß vor den anderen, dann hatten sie endlich die hundert Meter bis zur Hütte zurückgelegt. McCabe rutschte ein paarmal aus, und einmal landete er sogar auf dem Hintern. Aber er stand wieder auf und ging weiter.

Bowman stieß die Tür auf. Im fahlen Licht einer einzelnen Lampe sah McCabe Bill Jacobi an einem kleinen Holztisch sitzen. Vor ihm auf dem Boden stand ein Umzugskarton mit Aktenordnern, die Jacobi einen nach dem anderen systematisch durchforstete. Am anderen Ende des Tisches waren sauber geordnete und sortierte Papierstapel zu sehen. Auf dem Fußboden standen noch zwei weitere Umzugskartons.

Jacobi hob den Blick. »Ihr könnt reinkommen«, sagte er. »Wir sind so weit fertig. Nur noch das hier.«

McCabe trat ein und blickte sich um. Der Unterschied zum Haus der Markhams, das ebenfalls unter der Bezeichnung Insel-Cottage lief, hätte nicht größer sein können.

»Wo sind denn deine Leute?«, wollte McCabe wissen.

»Die suchen zusammen mit ein paar Einheimischen die Umgebung ab. Kelly hat hier ungefähr zwei Hektar Land. Glaube kaum, dass sie viel finden werden, aber na ja, bevor man's nicht nachgeprüft hat, weiß man's nicht.«

Bowman schloss sich dem Suchtrupp an. Tasco setzte sich neben Jacobi. McCabe zog die Schuhe aus und inspizierte das Innere der Hütte. Sie befanden sich in einem kleinen Raum, der als Wohnzimmer und Küche diente. Zerschrammtes Mobiliar. Eine Küchenausstattung, die McCabe an die Wohnung seiner Eltern in der Bronx erinnerte – vor dreißig

Jahren, und auch da waren die Sachen schon alt gewesen. Eine Tür führte in ein kleines Schlafzimmer, das mehr oder weniger komplett von einem Doppelbett mit einer unbezogenen Matratze, einem kleinen lackierten Schreibtisch sowie einem Nachttischchen in Beschlag genommen wurde. Auf dem Tisch stand ein Wecker. Die Digitalanzeige blinkte, als hätte man ihn nach einem Stromausfall nicht neu gestellt. Ein paar Bücher. Ein Telefon. Er zog eine Schreibtischschublade auf. Nichts. Nicht einmal ein Paar trockene Socken. Überall auf dem Fußboden stapelten sich Bücher. Dem ersten Anschein nach deutete nichts darauf hin, dass Lainie hier gewesen war.

Eine zweite Tür führte ins Badezimmer. Ein Waschbecken. Eine billige Duschkabine aus Metall. Er drehte am Wasserhahn. Nichts. Das Wasser war den Winter über abgestellt. Was hatte Lainie getrunken, wenn das hier ihr Gefängnis gewesen war? Wo hatte sie sich gewaschen? Die Toilette war jedenfalls nicht das Problem gewesen. Das Loch, über dem der Sitz angebracht war, lag direkt über dem Meer. War heutzutage vermutlich gar nicht mehr erlaubt. Und zweifellos ziemlich zugig am Hintern.

McCabe trat wieder ins Wohnzimmer und setzte sich zu den anderen. Er rieb abwechselnd die Zehen an beiden Füßen, um die Blutzirkulation wieder in Gang zu bringen. Irgendwo hatte er einmal gelesen, man könne erkennen, dass man Erfrierungen erlitten hatte, wenn man keinen Schmerz mehr spürte. Falls das stimmte, war bei ihm alles in Ordnung. Seine Zehen taten höllisch weh.

»Seid ihr schon länger hier?«, wollte er wissen.

»Praktisch den ganzen Tag.« Tasco warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Und die ganze Nacht.«

»Habt ihr außer Fingerabdrücken noch was gefunden?«

»Ja«, erwiderte Jacobi. »Jede Menge DNA-Spuren. Haare im Bett. Ein paar davon lang und braun wie die von Goff. Getrocknetes Sperma auf den Laken.«

»Wo sind die Laken jetzt?«

»Verpackt und auf dem Weg nach Augusta. Zusammen mit ein paar schmutzigen Tassen und Besteck aus der Spüle. Da könnten auch DNA-Spuren dran sein. Im Holzofen ist kalte Asche. Lässt sich aber nicht sagen, wann das letzte Mal Feuer gemacht wurde. Wir werden sie

trotzdem gründlich durchsuchen, für den Fall, dass Kelly versucht hat, belastendes Material zu verbrennen.«

»Sonst noch was?«

»Das Telefon ist eingesteckt«, meinte Tasco. »Und wenn man abnimmt, piepst es, als ob eine Nachricht auf der Mailbox vorliegt.«

»Ihr habt sie noch nicht abgehört?«

»Geht nicht. Dazu brauchen wir Kellys Passwort. Die 109 hat den Auftrag, bei Verizon anzufragen. Eigentlich müssten wir langsam mal Nachricht bekommen.«

»Kann ich euch bei diesen Akten da irgendwie behilflich sein?«

»Na klar. Zieh die hier an und verwische nichts.« Jacobi warf ihm ein Paar Latexhandschuhe zu. »Ich will das ganze Zeug später noch auf Fingerabdrücke untersuchen.« Das sah nach einer Menge Arbeit aus. Die Kartons enthielten ein buntes Sammelsurium aus Kellys Leben. Briefe, Fotos, Urlaubspostkarten von Freunden und Bekannten. Aber auch viele Notizen sowie Arbeiten aus dem College und vom Priesterseminar. Auf etlichen Fotos war ein jüngerer Kelly mit immer demselben Mann zu sehen. Teddy Childs? Oder vielleicht ein früherer Partner. Auf einigen wenigen Aufnahmen trug er Priesterkleidung. Ein Foto zeigte den jungen Kelly zusammen mit einer älteren Frau, die mit denselben intensiven blauen Augen wie er in die Kamera blickte.

Vermutlich seine Mutter.

Jacobi und die beiden Detectives arbeiteten eine Stunde lang konzentriert und ohne Redeunterbrechung. Sie nahmen jedes einzelne Blatt in die Hand und legten es auf einem von mehreren sauberen Stapeln ab, je nach dem, um welche Art von Dokument es sich handelte. Kein Geräusch war zu hören, bis auf den Atem der Männer, das Rascheln des Papiers und das gelegentliche Knarren des Hauses, das an seinem wackeligen Fundament rüttelte. McCabe stellte sich vor, wie das ganze Ding mit ihnen dreien von der Klippe ins Meer stürzte. Draußen war es windstill. Kein Rauschen der spiegelglatten See war zu hören. Nicht einmal das Ticken einer Uhr. Nur das Knarren.

»Suchst du vielleicht hiernach?« Der unvermittelte Klang von Jacobis Stimme ließ McCabe zusammenzucken. Jacobi hielt ihm ein spiralgebundenes Heft mit einem durchsichtigen Plastikdeckblatt hin. McCabe nahm es in die Hand. Auf der ersten Seite waren nur Titel,

Autor und Datum zu lesen: »Eine Untersuchung der prophetischen Tradition im Alten Testament. John Kelly. 02. Mai 1994.«

Er schlug das Heft auf und begann zu lesen. Auf Seite 21 entdeckte er genau das, wonach er gesucht hatte. Ein kursiv gedrucktes Zitat: *Alle Sünder in meinem Volk sollen durchs Schwert sterben, die da sagen: Es wird das Unglück nicht so nahe sein noch uns begegnen.* Darunter folgte, wie es aussah, eine längere wissenschaftliche Erörterung der Frage, wie und warum Gott an denen Rache nehmen würde, die seine Vorschriften missachteten. McCabe starrte das Zitat an. Dass er es hier schwarz auf weiß vor sich hatte, kam ihm vor wie das Tüpfelchen auf dem i. Kelly war schuldig. McCabe brauchte nur noch ein Motiv und ein paar eindeutige Beweise, mit denen er die Geschworenen überzeugen konnte. Jacobi stand von seinem Stuhl auf und blickte McCabe über die Schulter. »Dann ist Kelly also euer Messerstecher, hm?«

»Sieht ganz so aus.«

Die Stille im Raum wurde von der Ouvertüre aus *Wilhelm Tell* unterbrochen, und zwar von dem Teil, der auch als Titelmelodie für die Fünzigerjahre-Fernsehserie *The Lone Ranger* gedient hatte. Tasco drückte eine Taste an seinem Handy. Die Musik brach ab. »Tasco«, sagte er ins Telefon. »Ja? Okay. Gut. Muss ich kurz aufschreiben.« Er holte ein kleines Notizbuch und einen Stift aus seiner Manteltasche und machte sich eine Notiz. »Danke, Andrea. Ja, Ihnen auch.« Er schaute McCabe an. »Das war Verizon.«

»Kellys Passwort?«

»Ja.«

»Wie lautet es?«

»Eine Zahlenkette.« Er las von seinem Zettel ab: »726288279.«

»Das ergibt ›Sanctuary‹.«

»Was?«

»Die Zahlen. Auf einer Telefontastatur ergeben sie das Wort ›Sanctuary‹. Das hätte ich mir auch schon vor einer Stunde zusammenreimen können. Ich werde wohl langsam alt.«

Sie gingen ins Schlafzimmer. McCabe griff nach dem Hörer und wählte die Nummer der Verizon-Mailboxabfrage. »John Kelly«, sagte eine männliche Stimme.

Dann ertönte eine weibliche Computerstimme. »Bitte geben Sie Ihr

Passwort ein.«

McCabe buchstabierte das Wort S-A-N-C-T-U-A-R-Y.

»Sie haben eine neue Nachricht. Wenn Sie die Nachricht jetzt abhören wollen, drücken Sie bitte die Eins.«

McCabe drückte die Eins.

»Eine neue Nachricht. Anrufer unbekannt. Empfangen Dienstag, 20. Dezember, 18.44 Uhr.«

»Ich weiß genau, was du getan hast, du arschloch. Damit kommst du nicht durch, das garantiere ich dir. Wir müssen uns unterhalten. Und versuch ja nicht, mich zu ignorieren. Ich probier's auch noch auf deiner anderen Nummer.« McCabe wurde bewusst, dass er Lainie Goffs Stimme noch nie gehört hatte. Aber trotzdem war er sich ganz sicher, dass die Nachricht von ihr stammte.

»Um die Nachricht noch einmal zu hören, drücken Sie die Eins.«

Er drückte die Eins. »Ich weiß genau, was du getan hast, du arschloch. Damit kommst du nicht durch, das garantiere ich dir. Wir müssen uns unterhalten. Und versuch ja nicht, mich zu ignorieren. Ich probier's auch noch auf deiner anderen Nummer.« *Ich weiß genau, was du getan hast, du arschloch.* Was genau hatte Kelly denn getan? War das das Motiv, nach dem McCabe die ganze Zeit gesucht hatte? Er reichte das Telefon an Tasco weiter, damit er sich die Nachricht ebenfalls anhören konnte. Die Haustür ging auf und wieder zu. Bowman rief: »Hey, McCabe! Wo stecken Sie denn?«

»Hier.«

Bowman steckte seinen Kopf zur Schlafzimmertür herein. »Ziehen Sie Ihre Jacken an«, sagte er. »Wir haben was gefunden. Das sollten Sie sich besser anschauen.«

Es war immer noch dunkel, und McCabe konnte zuerst gar nichts sehen. Erst als Bowman den Strahl seiner Taschenlampe direkt darauf richtete. Eine menschliche Hand ragte aus dem schmelzenden Schnee. Darunter waren etwa fünfzehn Zentimeter Arm zu sehen, dürr und mager und über und über mit blauen Tätowierungen bedeckt. Jung und so gut wie sicher männlich. Hand und Arm sahen gleichermaßen gefroren aus. Der gleiche wächserne Schimmer wie bei Lainie Goffs Leichnam. Sie befanden sich in einem Wäldchen ungefähr hundert Meter südwestlich der Hütte.

»Gehört das immer noch zu Kellys Grundstück?«, wollte McCabe

wissen.

»Ja«, bestätigte Bowman. »Noch ungefähr fünfzehn Meter, bis zu dieser großen Tanne da drüben.«

Zwei Kriminaltechniker aus Jacobis Team, Jeff Feeney und Carla Morrissey, hatten bereits damit begonnen, die Stelle weiträumig abzusperren. Sie verscheuchten ein paar der Einheimischen, die sich an der Suche beteiligt hatten, auf die andere Seite des Absperrbandes.

Ich weiß genau, was du getan hast, du Arschloch. Damit kommst du nicht durch, das garantiere ich dir. Pausenlos ging McCabe Goffs Anschuldigung durch den Kopf. Hatte sie das gemeint? Missbrauchte Kelly Teenager aus dem Sanctuary House? So wie er damals von einem Priester missbraucht worden war? War Goff ihm auf die Schliche gekommen? Klagte sie ihn deswegen an? Hatte er Goff umgebracht, genau wie diesen Jungen hier, damit sie nicht an die Öffentlichkeit gehen konnte? Damit sie nicht die Polizei verständigen und ihn und sein Lebenswerk, das Sanctuary House, zerstören konnte? McCabe richtete seine eigene Taschenlampe auf die Hand und den Arm, die aus dem Schnee hervorragten. Jedenfalls hatte er jetzt ein Motiv gefunden, das sehr viel stärker war als einfach nur Geld.

Als das gesamte Gebiet mit gelbem Absperrband gesichert war, holten Feeney und Morrissey einen kleinen Generator sowie ein paar starke Scheinwerfer aus dem Transporter. Feeney baute Stahlstative auf und setzte die Scheinwerfer darauf. Morrissey rollte derweil dicke schwarze Kabel vom Generator zu den Scheinwerfern. Sie steckte die Stecker ein und legte einen Schalter um. Mit einem Mal war die ganze Grabstätte so hell erleuchtet wie das Yankee-Stadion.

Erneut rief McCabe bei Terri Mirabito zu Hause an.

»Mein Gott, McCabe, schläfst du eigentlich überhaupt nicht? Was ist denn jetzt schon wieder?«

»Wir haben noch eine Leiche gefunden.«

»Du willst mich verarschen.«

»Tiefgefroren.«

»Mit einer Stichwunde im Nacken?«

»Weiß ich noch nicht.« McCabe sah zu, wie Feeney den Tatort mit einer hochmodernen Digitalkamera fotografierte. Morrissey vermaß die Stelle, an der sie den Arm entdeckt hatten, um sie entsprechend in das

Tatortdiagramm eintragen zu können. »Bis jetzt ist nur ein Arm zu sehen. Sieht aus, als gehöre er zu einem Jungen. Der Rest der Leiche – vorausgesetzt, es gibt einen Rest – liegt immer noch unter einem Haufen Schnee und Eis begraben. Wenn es nicht angefangen hätte zu tauen, hätten wir nicht mal den Arm gefunden.«

»Okay. Ich zieh mich schnell an. Wo muss ich denn dieses Mal hin?«

»Komm runter zum Anleger von Casco Bay Lines. Ich lasse dich vom Feuerwehrboot abholen.«

»Harts Island?«

»Genau. Ich schicke einen Wagen, der am Inselanleger auf euch wartet. Fortier rufe ich auch noch an, also legt nicht ohne ihn ab.«

Es war kurz vor sechs Uhr, und Fortier war bereits wach und am Kaffeetrinken. Er meinte, er würde sich nur schnell etwas überziehen und wäre in fünfzehn Minuten am Anleger. Bevor er auflegen konnte, bat McCabe ihn noch, wenn möglich ein paar trockene Socken und ein paar wasserdichte Stiefel, Größe elf oder so, mitzubringen, und, ach ja, falls es ihm wirklich nichts ausmachte, vielleicht auch noch einen Föhn. Fortier erwiderte, er wolle sehen, was er auftreiben konnte.

Als schließlich sämtliche Tatortfotos im Kasten und alle Maße genommen waren, tauchte allmählich ein orangefarbener Streifen über dem grüngrauen Horizont im Osten auf. Feeney und Morrissey hatten behutsam damit begonnen, den Schnee rund um den Arm wegzuschaufeln. Sie waren sehr vorsichtig, wie Archäologen bei der Ausgrabung eines wertvollen Kunstgegenstandes. McCabe hob den Blick und sah, wie Terri mitsamt ihrer kleinen schwarzen Arzttasche durch den Schnee auf ihn zugestapft kam. Fortier trabte hinter ihr her. Er hielt eine weiße MACY'S-Plastiktüte in der Hand. Die überreichte er McCabe, der damit zur Hütte ging. Einen Blick auf Bowman und das widerliche Grinsen, das der garantiert im Gesicht hatte, verkniff er sich. In der weißen Plastiktüte fand McCabe ein Paar dunkelblaue Sportsocken, ein Paar Stiefel in Größe elf – unverkennbar von L.L.Bean mit der typischen grünen Gummisohle und dem hellen Lederrand – sowie einen kleinen Reiseföhn. Er entdeckte eine der beiden Steckdosen, die es im Zimmer gab, und rückte einen Holzstuhl zu sich heran. Dann zog er Schuhe und Strümpfe aus. Seine Zehen waren zwar vollkommen taub, aber sie sahen nicht so gefroren aus wie der Arm des Jungen. Das

wertete er als gutes Zeichen. Er steckte den Föhn ein und blies warme Luft auf seine Füße. Es fühlte sich nicht gut an. Nach wenigen Sekunden schon fingen seine Zehen an, schweinemäßig wehzutun. Ob es in den Vorschriften des Portland Police Department wohl einen Absatz über die Diensttauglichkeit gab, im Fall, dass er ein, zwei Zehen verlieren sollte? Er sagte sich, dass es langsam Zeit wurde, sich vernünftige Klamotten für den Winter in Maine zu besorgen. Manhattan war lange her und weit, weit weg.

Nach einer halben Stunde vorsichtigen Grabens kam langsam die gefrorene Leiche eines Jungen im Teenageralter zum Vorschein. Er lag auf der Seite und war nackt. Die beiden Arme waren über und über mit Tätowierungen bedeckt. In der Haut über seinem rechten Auge sowie entlang seiner Unterlippe steckte je eine ganze Reihe silberner Ringe. Noch im Tod besaß er das süße, engelsgleiche Gesicht eines Kindes. McCabe fühlte sich an Edward Mullaney erinnert, den missbrauchten Ministranten, den er vor so vielen Jahren einmal gekannt hatte. Den Ministranten, der mittlerweile ein rechtskräftig verurteilter Pädophiler und Vergewaltiger war. Und so setzte der Teufelskreis der Sünde sich immer weiter fort, dachte McCabe, wanderte wie ein Virus von Täter zu Opfer, von Generation zu Generation.

Die verschiedenen Eisschichten, die den Leichnam umhüllten, brachten McCabe zu dem Schluss, dass der Junge vor drei Schneefällen begraben worden war. Er stand zwischen Fortier und Terri und sah zu, wie die Kriminaltechniker den freigelegten Körper fotografierten. »Wir können mittlerweile Elaine Goffs Gliedmaßen bewegen«, sagte Terri.

»Und?«

»Ich glaube, dass sie sexuell gefoltert worden ist. Wir haben im Bereich ihrer Vagina Brandwunden entdeckt.«

McCabe schloss die Augen und stieß einen tiefen Seufzer aus. Was hatte Kelly bloß dazu getrieben, so etwas zu tun? Es war so schwer, sich diesen Mann als Sadisten vorzustellen. *Sobald man zu wissen glaubt, wer oder was John Kelly ist, kommt der Punkt, an dem man seine Meinung noch einmal ganz genau überdenken muss.*

»Was ist mit den blauen Flecken, die uns schon aufgefallen sind, als sie noch im Kofferraum gelegen hat?«

»Ich gehe davon aus, dass es sich um ältere Prellungen handelt.

Wahrscheinlich hat sie sich gewehrt, als er sie angegriffen hat. Danach hat er sie dauerhaft unter Drogen gesetzt, bis auf die Zeiten vielleicht, in denen er sie gefoltert hat. Ich kann mir gut vorstellen, dass sie zum Zeitpunkt ihres Todes stark narkotisiert war, aber genau wissen wir das erst nach der toxikologischen Untersuchung.«

»Sonst noch was?«

»Nein. Keine Fasern oder Hautpartikel unter den Fingernägeln, und abgesehen von den Brandspuren ist der ganze Körper makellos sauber. Könnte sein, dass er sie gebadet hat, bevor er sie umgebracht hat.« Vielleicht hatte er sie ja deshalb ins Haus der Markhams geschafft, dachte McCabe. In Kellys Hütte gab es ja weder Heizung noch Wasser. Aber dort war beides reichlich vorhanden – und, wie Markham selbst gesagt hatte, die halbe Insel kannte das Schlüsselversteck.

Als die Kriminaltechniker fertig waren, ging Terri neben der Grube mit dem Leichnam in die Knie und begann mit ihrer vorläufigen Untersuchung.

»Da haben wir's. Er ist auch mit einem Stich in den Nacken getötet worden«, sagte sie. »Außerdem deutlich sichtbare Blutergüsse sowie Blutungen und Risse in der Haut rund um das Rektum.«

»Harter Sex?«

»Ich weiß nicht. Kann sein. Entweder das oder ...«

Terri unterbrach sich. Sie sah alles andere als fröhlich aus.

»Oder was?«

»Ich glaube, unser Freund hatte seinen Spaß daran, scharfe Objekte in Öffnungen einzuführen, in denen sie nichts zu suchen haben.«

McCabe verzog das Gesicht zu einer schmerzerfüllten Grimasse. Noch einmal dröhnten ihm Lainie Goffs Worte durch den Kopf. *Ich weiß genau, was du getan hast, du Arschloch. Damit kommst du nicht durch, das garantiere ich dir.* Nur leider hatte Kelly sie zu fassen bekommen, bevor sie ihn hatte fassen können. Aber zumindest in einem Punkt hatte sie recht behalten. Er würde damit nicht durchkommen.

Portland, Maine

Am Sonntagmorgen um exakt 8.30 Uhr lieferte McCabe Maggies Wohnungsschüssel bei Kyra ab. Eine halbe Stunde später betrat er die 109. Obwohl er in den letzten achtundvierzig Stunden nur sechs Stunden Schlaf bekommen hatte, fühlte er sich gut. Besser als gut. Das Adrenalin, das durch seine Adern floss, seit sie Lainie Goffs Mörder entlarvt hatten, bewirkte, kombiniert mit vier großen Bechern Kaffee, dass er vor Energie nur so strotzte. Er war bereit zur Konfrontation. Bereit, richtig auf den Putz zu hauen. Kaffee Nummer fünf wärmte ihm die Hand. Tansanischer Peaberry, Fair Trade, dunkle Röstung, aus dem Coffee by Design in der India Street.

Auf seinem Schreibtisch erwartete ihn ein handgeschriebener Zettel von Shockley. *Kommen Sie sofort in mein Büro! P.S. Gratulation!!!*

McCabe ging den Flur entlang, der zum Büro des Polizeichefs in der Südostecke führte. Schon aus zwanzig Metern Entfernung hörte er das Stimmengewirr der anwesenden Journalisten. Shockley stand in der Tür, ohne Jackett, mit gelockerter Krawatte, verschränkten Armen, hochgerollten Hemdsärmeln. Der Inbegriff des hart arbeitenden Kommandeurs, der die ganze Nacht wach gewesen und seine Truppen zur Ergreifung eines böartigen Killers geführt hatte.

Im Augenblick hing Luke McGuire vom *Press Herald* an den Lippen des GS. Praktisch jeder Polizeireporter des gesamten Bundesstaates sowie etliche Korrespondenten der großen Bostoner und New Yorker Blätter standen dicht aneinandergedrängt in dem eigentlich relativ geräumigen Büro. McCabe ließ den Blick durch den Raum schweifen und entdeckte auch Shockleys Freundin, Josie Tenant. Sie stand in einer Ecke und machte sich Notizen, zweifellos in Vorbereitung auf den Moment, in dem sie, auf Shockleys Startzeichen hin, die guten Nachrichten in die Welt hinausposaunen konnte. Alle Kameras waren auf Shockleys Schreibtisch gerichtet und harrten gespannt der beruhigenden Botschaft, die der Polizeipräsident einer aufgewühlten und ängstlich wartenden Stadt überbringen würde.

»Mike! Kommen Sie rein.« Der Chief sprang auf, packte ihn am Ellbogen und schob ihn durch das Gewühl bis zu seinem Schreibtisch. Er strahlte über beide Wangen. »Ich dachte mir, ich gebe die Presseerklärung hier in meinem Büro ab. So bekommen die Zuschauer einen direkten Einblick in unsere Arbeit. Was meinen Sie? Klingt doch gut, oder?«

Das war eigentlich nicht üblich. Offiziell war der Presseraum unten im Erdgeschoss für solche Anlässe vorgesehen. McCabe wusste, dass das Shockley egal war. Wahrscheinlich dachte er, wenn er Kellys Festnahme von seinem Büro aus bekannt gab, womöglich noch lässig auf der Schreibtischkante sitzend, dann könne er damit der Öffentlichkeit signalisieren, dass die Verhaftung des Übeltäters ihm persönlich zu verdanken war.

Aber das war wiederum McCabe egal. Kelly saß hinter Schloss und Riegel, und Abby Quinn war in Winter Haven sicher untergebracht, und deshalb war dies ein guter Tag, den nicht einmal Shockleys schwachsinniges Gehabe ruinieren konnte. Nach langer Dunkelheit kam endlich die Sonne wieder zum Vorschein. Sie hatten Lainie Goffs Mörder keine sechzig Stunden nach dem Fund ihrer Leiche am Fish Pier festgenommen. Maggie ging es gut, und sie konnte aus dem Krankenhaus entlassen werden. Casey wäre heute Abend wieder zu Hause. Und, was das Beste war, Kyra auch. Sie würden gemeinsam gut zu Abend essen. Sie würden sich lieben. Vielleicht bekäme er sogar ein bisschen Schlaf – und zwar, ohne sich mit hässlichen Träumen von seiner Exfrau zu quälen.

»Na klar, Chief, das ist toll. Genießen Sie's. Tun Sie mir bloß einen Gefallen. Warten Sie noch, bis ich Kelly vernommen habe, bevor Sie hier irgendwelche großartigen Bekanntgaben machen.«

»Moment mal, McCabe.« Shockleys Ton war mit einem Mal leiser, vertraulicher. »Was wir hier brauchen, ist die Bekanntgabe, dass der Täter überführt wurde.« Sein Lächeln war verschwunden. »Wollen Sie mir etwa sagen, dass Sie noch nicht genügend Beweise beisammen haben?«

»Lassen Sie mich ihn einfach noch vernehmen.«

»Was brauchen Sie denn noch?«

»Ein Geständnis wäre zum Beispiel nicht schlecht. Außerdem warten wir

noch auf die Ergebnisse der DNA-Untersuchung aus Augusta. Joe Pines hat sie für heute Vormittag angekündigt. Was Sie definitiv nicht brauchen, ist eine große Bekanntgabe, die Sie dann später wieder zurücknehmen müssen.«

»Also gut.« Shockley seufzte. »Dann spreche ich eben nur von einem ›wichtigen Zeugen‹. Das wird ihnen für eine Weile reichen. Aber tun Sie mir einen Gefallen. Warten Sie nicht zu lange.«

McCabe wandte sich zum Gehen. »Guten Morgen, meine Damen und Herren«, ertönte es in seinem Rücken. McCabe konnte Shockleys charakteristisches Lächeln förmlich aus seiner Stimme heraushören.

»Wie Sie sich bestimmt schon denken können, habe ich Ihnen heute Morgen sehr gute Nachrichten zu überbringen ...«

McCabe saß vor dem Bildschirm in Fortiers Büro und betrachtete Kelly, der alleine in dem kleinen Verhörzimmer saß. Er sah nicht besonders glücklich aus. »Musstet ihr ihm unbedingt Handschellen anlegen?«

»Ja, Ich hatte Angst, dass er sonst vielleicht Gewalt anwendet«, meinte Brian Cleary, »und dann hätte ich auch Gewalt anwenden müssen.« Er grinste. »Und ich weiß ja, wie du das hasst.«

»Hat er schon was gesagt?«

»Noch nicht«, meinte Eddie Fraser. »Abgesehen davon, dass er uns mehrfach als Arschlöcher bezeichnet hat. Jetzt hockt er einfach bloß da und brodeln vor sich hin.«

»Hat er einen Rechtsanwalt verlangt?«

»Auch noch nicht.«

Der Mann strahlte eine Wut aus, die sogar über den Bildschirm spürbar war. McCabe starrte auf den Monitor und versuchte, das kühle, überlegte Vorgehen von Lainie Goffs Mörder irgendwie mit Kellys aufbrausendem Temperament in Einklang zu bringen. Er war sich sicher, dass Kelly grundsätzlich zu diesem Mord fähig war. Aber die Herangehensweise machte ihn stutzig. Das ganze Arrangement am Fish Pier passte irgendwie nicht richtig ins Bild. Es war zu effekthascherisch.

Andererseits, vielleicht war das Bild, das er von Kelly hatte, auch einfach falsch. *Sobald man zu wissen glaubt, wer oder was John Kelly ist* ... Erneut gingen ihm Wolfes Worte durch den Kopf. Vielleicht war es das. Vielleicht musste er seine Meinung noch einmal überdenken. Vor dem Betreten des Verhörzimmers schnallte McCabe sein

Pistolenhalfter ab und reichte es Fraser. Er wollte Kelly die Handschellen abnehmen, ohne zu riskieren, dass dieser ihm die Dienstwaffe entriss und womöglich auf ihn schoss. Darauf würde Kyra ziemlich sauer reagieren, so viel war klar. Womöglich könnte er sich die Hochzeit dann endgültig abschminken.

»Hallo, John«, sagte McCabe in fröhlichem Tonfall. »Es tut mir leid, dass man Ihnen Handschellen angelegt hat.«

Kelly hob den Blick. Seine blauen, fast schon violetten Augen bohrten sich ein paar Sekunden lang in McCabe. Dann wandte er sich wieder ab.

»Wenn Sie möchten, kann ich sie Ihnen abnehmen.«

Keine Reaktion.

»Aber Sie müssen mir versprechen, dass Sie dann nicht auf mich losgehen oder sonst irgendwelche Dummheiten machen.«

Kelly blickte zu Boden. Machte die Augen zu. Holte ein paarmal tief Luft. McCabe sah, wie seine Kiefermuskulatur arbeitete, als würde er die Zähne aufeinanderbeißen. Schließlich sah er auf. »Einverstanden.«

»Womit sind Sie einverstanden?«

»Machen Sie die Handschellen auf. Ich werd nicht auf Sie losgehen.«

McCabe lächelte. »Gut. Da wird sich meine Freundin aber freuen.«

Er trat hinter Kellys Stuhl und befreite ihn. Dann ging er um den Tisch herum und nahm auf der anderen Seite Platz.

Kelly streckte die Arme aus, rieb sich die Handgelenke und legte dann die zusammengefalteten Hände auf den Tisch wie ein Klosterschüler, der auf das Erscheinen des Lehrers wartet. Keiner sagte ein Wort. Sie saßen sich eine ganze Weile einfach nur gegenüber und sahen einander an.

McCabe ergriff als Erster das Wort. »Wir haben Ihre Hütte durchsucht.«

»Ja. Ich weiß. Ich habe Ihnen die Erlaubnis erteilt, wissen Sie noch?«

Seine Stimme klang immer noch leicht aggressiv.

»Wir haben das Zitat gefunden.«

»Das freut mich für Sie.«

»Das aus dem Buch Amos. In Ihrer Seminararbeit.«

»Aha«, meinte Kelly achselzuckend.

»Ach übrigens. Den Jungen haben wir auch gefunden.«

Verunsicherung blitzte in Kellys Augen auf. Aber nur kurz. »Welchen Jungen?«

»Den auf dem Grundstück vor Ihrer Hütte.«

»Ich habe keine Ahnung, von wem oder was Sie da reden.«

»Er war erst vierzehn oder so, stimmt's?«

»Ich weiß immer noch nicht, wovon Sie reden.«

»Der Junge, den Sie sexuell missbraucht haben? Um ihn anschließend umzubringen? Und im Schnee zu vergraben. Vor ihrer Hütte? Auf Harts Island? Das war wirklich Wahnsinn, John. Was haben Sie ihm denn in den Hintern geschoben? Das gleiche Messer, mit dem Sie Elaine Goff umgebracht haben?«

Kelly starrte ihn mit verwirrter Miene an. Er sah aus, als versuche er krampfhaft, sich etwas zusammenreimen. Vermutlich, wie er sich aus dieser Nummer herauswinden konnte, dachte McCabe.

»Warum mussten Sie den Jungen umbringen, John? Weil er Elaine Goff verraten hat, was Sie getan haben? Mussten Sie deshalb beide zum Schweigen bringen? Weil beide Bescheid wussten? War das der Grund?«

Kelly blieb stumm.

»Wann haben Sie ihn da rausgebracht? Zu Ihrer Hütte, meine ich.«

Kelly sah auf. »Ich war seit Monaten nicht mehr auf Harts Island.«

»Wo waren Sie heute Morgen, so gegen ein Uhr?«

»Das habe ich Ihren Kollegen schon gesagt. Zu Hause. Im Bett.«

»In Ihrer Wohnung?«

»Ja.«

»Mit Ihrem Partner?«

»Ja.«

»Woher kennen Sie Leanna Barnes?«

»Ich kenne keine Leanna Barnes.«

»Das ist aber seltsam. Es gibt nämlich mehrere Zeugen, die behaupten, dass Sie heute Morgen so gegen eins in ihrer Wohnung waren.« Das entsprach zwar nicht ganz der Wahrheit, war aber auch nicht komplett gelogen, wenn man in Betracht zog, dass Leanne »Ellie« gesagt und Maggie einen Mann mit einer dicken schwarzen Brille gesehen hatte.

»Die Zeugen irren sich.«

»Sie schwören, dass Sie derjenige waren.«

»Wie gesagt. Sie irren sich. Ich kenne keine Leanna Barnes. Ich weiß auch nicht, wo sie wohnt.«

»Die Zeugen behaupten, Sie hätten auf sie geschossen.«

»Da irren sie sich noch mehr. Ich habe noch nie im Leben auf jemanden geschossen.«

»Aber Sie haben sich geprügelt.«

»Ja, das stimmt. Mit den Fäusten, und für gewöhnlich nur dann, wenn die Betroffenen eine Abreibung verdient hatten. Aber ich habe noch nie im Leben einen Schuss abgegeben. Ich wüsste nicht einmal, wie man eine Waffe hält.«

McCabe musterte Kelly und beschloss, an einem anderen Punkt anzusetzen. »Das Gute ist, John, dass es so aussieht, als würde Barnes durchkommen. Als könnte sie vor Gericht aussagen. Das heißt, dass Sie nur wegen zweifachen Mordes angeklagt werden und nicht wegen dreifachen«, sagte er und achtete aufmerksam auf Kellys Augen, um an ihnen irgendeine Art von Reaktion abzulesen. Es gab keine. »Schon erstaunlich, dass die Kugel nicht mehr Schaden angerichtet hat.«

»Das freut mich zu hören.«

»Ja. Sie wird schon bald wieder auf den Beinen sein. Und dann kann sie den Geschworenen haarklein berichten, wie Sie auf sie geschossen haben.«

»Sie lügen.«

»Sie haben also gedacht, dass Leanna tot ist? Ist es das, was Sie meinen?«

»Ich kenne keine Leanna. Ich war noch nie in ihrer Wohnung, und Sie lügen sich diese ganze Geschichte hier zurecht.«

»Ach ja? Dann wollen Sie also behaupten, dass die Zeugen vielleicht nicht alles richtig mitbekommen haben?«

»Ich sage, dass Sie lügen.«

Kelly hatte die Hände so fest ineinander verschlungen, dass seine Knöchel ganz weiß waren. Er hatte sich kaum mehr in der Gewalt. Aber er redete. Zumindest im Moment noch.

»Kennen Sie sich auf Ihrem Grundstück auf der Insel aus?«

Kelly gab keine Antwort. Schaute ihn nur an.

»War der Junge, den wir gefunden haben, der erste, den Sie da draußen umgebracht haben? Oder gibt es noch andere? Haben Sie schon öfter irgendwelche Jungen mit dahin genommen? Sie wissen schon, ein bisschen Spaß, ein paar nette Spielchen? Sie kennen doch bestimmt jede Menge kleiner, verlorener Jungen, hab ich recht, John? Wie Peter Pan.

Ausreißer, die kein Mensch vermisst. Ganz egal, was Sie mit denen anstellen. Haben Sie deshalb das Sanctuary House gegründet? Sozusagen als ihren eigenen kleinen Magneten, mit dem Sie Ihre Opfer anziehen konnten? So viele Sie wollen. Wann immer Sie wollen. Eine richtige Schatzgrube, stimmt's? Und wenn einer von denen verschwindet oder als Leiche wieder auftaucht, ach, wer sollte die schon vermissen? Das sind doch bloß Ausreißer. Auf die wartet doch zu Hause kein Mensch. Niemand macht sich um die irgendwelche Gedanken, stimmt's, John? Abgesehen von Ihnen natürlich. Komm doch rein, komm doch rein, sagte die Spinne zur Fliege.«

Kelly ließ den Kopf hängen und biss die Zähne fest aufeinander. Dann blickte er auf.

Langsam und leise sagte er: »Ich habe mein gesamtes Leben der Aufgabe gewidmet, Kinder und Jugendliche zu beschützen. Ihnen zu helfen. Und nicht, sie zu missbrauchen oder gar umzubringen. Das ist der Bund, den ich mit Gott geschlossen habe. Das ist der Bund, den ich jederzeit in Ehren gehalten habe. Und auch wenn Sie das nicht glauben: Gott weiß, dass das die Wahrheit ist und nichts als die Wahrheit.«

»Ach, tatsächlich? Wann waren Sie das letzte Mal auf Harts Island?«

»Das habe ich Ihnen doch schon gesagt.«

»Ach ja? Ich kann mich nicht mehr erinnern. Sagen Sie's mir noch mal.«

»Ich bin im Winter nie da. Das letzte Mal war, ich weiß nicht ... ich glaube, am Wochenende vor Thanksgiving, zusammen mit Teddy.«

»Und in letzter Zeit nicht, da sind Sie sich ganz sicher? Im Dezember vielleicht? Nachdem es so richtig kalt wurde und der Boden so hart gefroren war, dass man nicht mehr graben konnte?«

McCabe schob zwei Fotos von der im Schnee liegenden, steifgefrorenen Leiche des Jungen über den Tisch. »Ein kleiner Freizeitausflug vielleicht?«

»Oh mein Gott.« Kelly nahm ein Foto in jede Hand und starrte sie an, erst das eine, dann das andere.

»Sie kennen diesen Jungen, John, hab ich recht?«. McCabes Tonfall hatte jetzt nichts Neckendes mehr. Seine Stimme klang hart. Drohend.

»Nun, hab ich recht?«

»Ja.«

»Und woher genau kennen Sie ihn?« McCabe war aufgestanden. Er

beugte sich über den Tisch, sein Gesicht nur Zentimeter von Kellys entfernt, und spie ihm die Worte entgegen.

Kelly sah auf. Er war kreidebleich. Mit leiser Stimme sagte er: »Er hat im Sanctuary House gewohnt.«

»Ach, wirklich? Tja, dann kennen Sie ja bestimmt auch seinen Namen.«

»Callie Connor.«

»Callie?«

»Die Kurzform von Calvin.«

»Und wann genau haben Sie Calvin zum letzten Mal gesehen?«

»Ich weiß nicht. Irgendwann vor Weihnachten.«

»Und da haben Sie ihn mit auf die Insel genommen? Zu einem – wie war das gleich noch mal? Einem kleinen Freizeitausflug?«

»Nein.«

»Inklusive ein bisschen Ficken?«

»Nein.«

»Und einer kleinen Messerstecherei?«

»Nein.«

»Um seine nackte Leiche anschließend im Schnee zu vergraben? Mit aufgeschlitztem, blutigem Arsch von all den Dingen, die Sie ihm angetan haben?«

»Nein!«, schrie Kelly. »Nein! Nein! Nein! Nein!«

Als er verstummt war, nahm er sich die Bilder noch einmal vor, blinzelte, kämpfte mit den Tränen.

»Und dann ist Lainie Goff dahintergekommen, nicht wahr? Und Sie mussten auch sie umbringen. War es so? So ist es doch gelaufen?«

Schweigend hob Kelly den Blick.

»Antworten Sie, Gott verdammt noch mal!«, brüllte McCabe und ließ die Handfläche so heftig auf die Tischplatte krachen, dass der leere Aktenordner in die Luft sprang.

Kelly gab keine Antwort.

McCabe setzte sich wieder auf seinen Platz, und seine Stimme war nun kaum mehr als ein Flüstern. »War es nicht genau so, John? Sie haben diesen Jungen umgebracht. Sie haben ihn umgebracht, weil Sie ihn missbraucht hatten. Er hat Lainie davon erzählt, und sie hat Sie angerufen und Ihnen gedroht. Sie wollte dafür sorgen, dass Sie nicht durchkommen, hab ich recht, John? Und darum mussten Sie auch sie

umbringen. Damit sie es niemandem verraten kann. War es nicht genau so, Father Jack? Damit sie es Leuten wie mir nicht verraten kann? Ist es nicht genau so gewesen?»

»Ich habe niemals jemanden umgebracht.«

»Wissen Sie, was ich nicht verstehe? Ich verstehe einfach nicht, wieso Sie Lainies Leiche da draußen auf dem Fish Pier abgestellt haben, mit diesem Zettel im Mund. Amos, Kapitel neun, Vers zehn. Sie wussten doch, dass wir ihn finden und die Verbindung zu Ihnen herstellen würden. Sie erinnern sich doch noch an den Vers, oder, John? *Alle Sünder in meinem Volk sollen durchs Schwert sterben, die da sagen: Es wird das Unglück nicht so nahe sein noch uns begegnen.* Haben Sie das getan, weil Sie wussten, dass man Lainie nicht einfach so verschwinden lassen kann, im Gegensatz zu Calvin Connor? Dass man sie vermissen würde? Dass die Leute nach ihr suchen würden? Einflussreiche Leute mit einflussreichen Beziehungen. Also haben Sie sie auf den Präsentierteller gelegt und haben es so aussehen lassen, als sei sie das Opfer irgendeines religiösen Fanatikers geworden.«

Kelly verschränkte seine Arme auf dem Tisch und ließ seinen Kopf darauf sinken.

»Hätte sogar funktionieren können, Jack, wenn Sie nicht diesen einen Fehler gemacht hätten. Sie hätten das Buch in ihrem Bücherregal im Sanctuary House verschwinden lassen sollen. Das über die alttestamentlichen Propheten. Genau wie Ihre Seminararbeit aus dem Studium. Ich weiß nicht, wieso Sie daran nicht gedacht haben. Weil Sie dachten, dass die Typen in den blauen Uniformen ... So haben Sie uns doch genannt, Jack? Typen in blauen Uniformen? Haben Sie vielleicht gedacht, wir seien zu doof, um eins und eins zusammenzuzählen?«

»Ich habe nie im Leben jemanden umgebracht«, sagte Kelly. Seine Worte waren hinter den verschränkten Armen kaum zu verstehen.

»Oder vielleicht, Jack ...« Erneut beugte sich McCabe hinunter, bis er nur wenige Zentimeter von Kelly entfernt war. »... vielleicht haben Sie ihr ja den Zettel in den Mund gelegt und das Buch in Ihrem Regal gelassen, *damit* wir Sie entdecken und Ihrem schrecklichen Treiben ein Ende bereiten. Ihrer Schuld ein Ende bereiten? War es vielleicht das, Jack? War es das, was Sie wollten? *Alle Sünder in meinem Volk sollen durchs Schwert sterben.* Alle Sünder, Jack. Einschließlich Ihnen. Nur

dass wir hier in Maine die Todesstrafe abgeschafft haben. Sie müssen also entweder mit Ihrer Schuld leben ... oder Sie müssen sie gestehen.« McCabe senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Ist es das, was Sie wollen, Jack? Ihrer Schuld ein Ende bereiten? Wir können Ihnen dabei behilflich sein. Sie müssen uns lediglich Ihre Sünden beichten. Sagen Sie uns, was Sie Calvin Connor angetan haben. Sagen Sie uns, was Sie Lainie Goff angetan haben. Kommen Sie schon, Jack, geben Sie sich einen Ruck. Sie kennen doch die Reihenfolge. Zuerst kommt die Beichte. Dann die Absolution. Vater, vergib mir, denn ich habe gesündigt. Kommen Sie schon, Jack, sprechen Sie's aus. Vater, vergib mir, denn ich habe gesündigt. Und dann erzählen Sie mir, wie Sie zuerst Callie Connor umgebracht haben und anschließend, nachdem sie dahintergekommen war, auch Lainie Goff.«

»Leck mich, du dämlicher Scheißbulle!«, brach es aus Kelly heraus. »Ich habe noch nie im Leben jemanden umgebracht!«

McCabe ließ sich auf seinen Stuhl zurücksinken. Eine ganze Weile lang schwieg er.

»Tja, wenn Sie die beiden nicht umgebracht haben, wer war es dann?«

»Was?«

»Irgendjemand muss es getan haben.«

»Ja. Jemand anders.«

»Ach, tatsächlich? Tja, wenn das so ist, dann können Sie mir ja vielleicht erklären, wieso wir das hier auf Ihrer Mailbox gefunden haben.« Er hob die Hand und gab damit Cleary, der in Fortiers Büro saß, das vereinbarte Signal.

Lainie Goffs Stimme tönte durch den kleinen Raum. »Ich weiß genau, was du getan hast, du Arschloch. Damit kommst du nicht durch, das garantiere ich dir. Wir müssen uns unterhalten.«

»Das haben Sie auf meiner Mailbox entdeckt?«

»Ja.«

»Auf welcher denn?«

»Auf der, die zu Ihrem Anschluss auf Harts Island gehört. Was sagen Sie dazu?«

Kelly schüttelte den Kopf und zuckte mehr oder weniger gleichzeitig mit den Schultern. »Was ich dazu sage? Ich denke, ich sollte einen Anwalt anrufen.«

»Das ist Ihr gutes Recht, Jack. Ich sehe da nur ein winzig kleines Problem.«

»Welches denn?«

»Sie haben mir erzählt, Lainie Goff sei Ihre Anwältin, und so leid es mir tut, Jack, ich glaube, sie nimmt zurzeit keine Anrufe entgegen.«

»Sauber, McCabe. Hast du gut gemacht.« Maggie stand, auf eine Krücke gestützt und mit dem Rücken an die Wand gelehnt, in Bill Fortiers Büro hinter Cleary und Fraser. Der Bildschirm war immer noch eingeschaltet und zeigte ein leeres Verhörzimmer.

»So gut nun auch wieder nicht. Jedenfalls habe ich kein Geständnis bekommen. Und wisst ihr, was?«

»Was?«

»Ich bin mit diesem beschissenen Gefühl zur Tür rausgegangen, dass er's nicht war.«

»Das soll wohl ein Witz sein«, erwiderte Fraser. »Die Beweislage ist doch wohl so was von eindeutig.«

»Ja, schon«, meinte McCabe. »Aber es sind fast alles nur Indizien.«

»McCabe«, sagte Maggie. »Ich hab den Drecksack mit eigenen Augen gesehen. Er hat mit einer Pistole auf mich geschossen.«

»Ich zitiere mal wörtlich, was du gesagt hast: ›Es war dunkel. Er hat die Kapuze aufgehakt. Ich hab bloß seine Brille gesehen. Schwarzes Gestell.««

»Ganz genau. Brille. Schwarzes Gestell. Genau die, die er gerade getragen hat.«

»Es gibt viele Leute mit einem schwarzen Brillengestell.«

»Kann ja sein, aber die wenigsten davon haben in ihrer einsamen Inselhütte einen Karton mit Amoszitaten stehen. Oder unter einem Schneehaufen im Garten einen ermordeten Jungen liegen. Oder belastende Telefonanrufe auf der Mailbox. McCabe, was, zum Teufel, willst du eigentlich noch?«

»Ich weiß es auch nicht. Aber ich schätze, als Allererstes will ich die Ergebnisse der DNA-Tests abwarten. Die sind ja immer noch nicht da.«

»Mit den Spermaproben müssten sie jeden Augenblick so weit sein«, sagte Eddie Fraser. »Tasco hat Joe Pines gebeten, sich sofort an die Arbeit zu machen.«

»Was willst du eigentlich hier?«, wandte sich McCabe an Maggie.

»Warum bist du nicht im Krankenhaus?«

»Nun ja, Sie müssen verstehen, Sergeant McCabe, das war das erste Mal,

dass mich jemand angeschossen hat. Also habe ich meinen Doktor sozusagen genötigt, mich gehen zu lassen. Dieses Mal ist es was Persönliches, hab ich gesagt.«

»Dieses Mal ist es was Persönliches?« McCabe lächelte. »Das hast du wirklich gesagt?«

»Ja.«

»Toller Satz. War der Aufmacher für *Der Weiße Hai: Die Abrechnung*. Auch bekannt als *Der Weiße Hai 4*. Der Spruch war das Beste an einem der schlechtesten Filme aller Zeiten. Als er rausgekommen ist, war ich gerade in New York an der Uni – das war 1987.«

Maggie seufzte. »Hör zu, McCabe, im Moment tut mir der Arsch weh, und ich bin ziemlich geladen. Ich habe wirklich nicht die geringste Lust, mit dir Trivial Pursuit zu spielen.«

»'tschuldigung.«

»Warum glaubst du nicht, dass er's war?«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich es nicht glaube. Ich habe von einem Gefühl gesprochen. Ich bin mir nicht sicher.«

Cleary neigte den Kopf zur Seite. »Weißt du, Chef, vorhin, als du uns losgeschickt hast, um ihn zu holen, da hat sich das aber noch ganz anders angehört.«

»Ich weiß.«

»Dir ist doch klar, McCabe«, fuhr Maggie fort, »dass da drin der GS sitzt und mit den Hufen scharrt, weil er's kaum erwarten kann, der ganzen Welt von Kellys Festnahme zu berichten. Und nachdem ich gerade dein kleines Tête-à-tête mit Kelly verfolgt habe, bin ich persönlich der Meinung, dass wir ihm jetzt grünes Licht geben sollten.«

»Das sehe ich anders.«

»Wo liegt denn das Problem? Warum bist du dir mit einem Mal nicht mehr sicher?« Bei diesen Worten verzog Maggie das Gesicht. »Pardon. Aber diese Scheißwunde tut verdammt weh.« Sie klappte eine Tablettendose auf und schluckte eine Pille trocken hinunter. »Percocet gegen die Schmerzen. Die futter ich wie andere Leute Smarties.«

»Darfst du überhaupt rumlaufen?«

»Ja, der Doktor hat gesagt, das täte mir gut.« Sie verlagerte ihr Gewicht, um das rechte Bein zu entlasten. »Aber bitte, du warst gerade dabei, uns deine Theorie bezüglich Kellys Unschuld näher zu erläutern.«

McCabe setzte sich an Fortiers Schreibtisch. »Da gibt es ein, zwei Dinge, die, wenn wir davon ausgehen, dass Kelly unser Bösewicht ist, einfach nicht zusammenpassen. Zunächst einmal das Vorgehen des Täters.

Dieses ganze Szenario unten am Fish Pier, das war die reinste Show.

Viel zu penibel arrangiert. Ich kann einfach nach wie vor nicht glauben, dass Kelly so etwas machen würde.«

»Aber im Verlauf des Verhörs hast du das doch ziemlich einleuchtend erklärt. Mich hast du zumindest überzeugt. Und außerdem, manchmal handeln die Leute eben auch untypisch.«

»Ja, sicher, das stimmt«, gab McCabe zu. »Und ich will gar nicht abstreiten, dass das auch hier der Fall sein könnte.«

»Du hast von zwei Gründen gesprochen. Was ist der zweite?«

»Die Nachricht auf der Mailbox. Das, was wir Kelly vorhin vorgespielt haben, war ja nicht der ganze Text. Wir haben ein Stückchen weggelassen. Und über das hatte ich mir bis eben noch gar keine Gedanken gemacht.«

»Was denn?«

»Laut der automatischen Zeitansage von Verizon ist der Anruf doch am 22. Dezember um 18.44 Uhr eingegangen. Die vollständige Nachricht lautet: ›Ich weiß genau, was du getan hast, du Arschloch. Damit kommst du nicht durch, das garantiere ich dir. Wir müssen uns unterhalten. Und versuch ja nicht, mich zu ignorieren. Ich probier's auch noch auf deiner anderen Nummer.««

»Ja, na und?«

»›Ich probier's auch noch auf deiner anderen Nummer‹? Das heißt, sie hat als Erstes den Anschluss auf der Insel gewählt. Wieso? Kelly sagt, dass er im Winter so gut wie nie dort ist.«

»Möglicherweise hat Lainie das nicht gewusst. Oder er hat ihr gesagt, dass er an diesem Tag dort sein würde«, meinte Maggie.

»Möglich, aber warum sollte er? Es war Dienstag, und an den Dienstagabenden sitzt er doch normalerweise im Sanctuary House und arbeitet. Das hat Lainie bestimmt gewusst, und sie hätte ihn garantiert zuerst dort angerufen. Oder auf dem Handy. Der Anschluss auf der Insel hätte eigentlich ihre letzte Wahl sein müssen, nicht ihre erste.«

»Es ist bestimmt kein Problem rauszukriegen, ob er an diesem Dienstag im Sanctuary House war«, meinte Fraser. »Und seine Handygespräche

lassen sich ja auch leicht überprüfen.«

»Sehe ich auch so. Das machen wir. Allerdings habe ich auch noch ein kleines Problem mit dem Rest der Nachricht. Als wir dieses ›Ich weiß genau, was du getan hast, du Arschloch. Damit kommst du nicht durch, das garantiere ich dir‹ das erste Mal gehört haben, da waren wir in Kellys Hütte. Zehn Minuten später finden wir die Leiche dieses Jungen, gefroren und sexuell misshandelt, am Rand des Grundstücks. Da lag die Vermutung natürlich nahe, dass Lainie mit ihrer Bemerkung den Missbrauch von Callie Connor gemeint hat.«

»Daran hat sich doch nichts geändert. Wir sind auf der richtigen Spur. Es passt alles zusammen«, sagte Maggie.

»Weshalb? Weil Kelly schwul ist?«

»Nein. Nicht nur deshalb. Du hast mir doch erzählt, dass Kelly als Kind missbraucht worden ist. Wir wissen, dass die meisten erwachsenen Täter als Kinder selbst zu Missbrauchsoptionen wurden. Und außerdem, völlig gleichgültig, ob sie diese Nummer als Erstes oder als Letztes gewählt hat, Fakt ist doch, dass Lainie diese Nachricht auf Kellys Mailbox hinterlassen hat.«

»Ja, schon, aber weißt du, was mir plötzlich in den Sinn gekommen ist, in dem Moment, als wir sie ihm vorgespielt haben?«

»Nein, aber ich habe so eine Ahnung, dass du's mir gleich sagen wirst.«

»Vielleicht war es gar nicht Lainie, die diese Nachricht auf Kellys Mailbox hinterlassen hat.«

»Was soll das denn heißen? Wir wissen, dass es Lainie war. Es ist doch ihre Stimme.«

»Richtig, es ist ihre Stimme – aber was, wenn die Nachricht ursprünglich jemand anderem gegolten hat, wenn sie sie auf eine andere Mailbox oder einen Anrufbeantworter gesprochen hat? Nehmen wir einfach mal an, dass diese Person – wer immer es sein mag – beschließt, Goff umzubringen, damit sie ihr Wissen nicht ausplaudern kann. Wäre es dann nicht ziemlich schlau von der betreffenden Person, Lainies Nachricht auf die Mailbox von Kellys Inselanschluss zu überspielen? Ist ja kein Problem. Vor allem, da sie ihn nicht mit Namen anspricht, sondern nur mit ›du Arschloch‹. Und da Kelly um diese Jahreszeit sowieso nie dort ist, kann er die Nachricht auch nicht abhören oder löschen, bevor wir sie finden.«

Maggie nickte nachdenklich. »Interessant. Er überspielt die Nachricht dorthin, wo wir garantiert suchen werden«, sagte sie, »und er weiß genau, dass wir dort auch das Amoszitat und die Leiche des Jungen finden.«

»Klingt ja fast so, als würdest du dich auf McCabes Seite schlagen«, sagte Fraser zu Maggie. »Glaubst du jetzt auch, dass Kelly nicht der Killer ist?«

»Na ja, ich bin insofern McCabes Meinung, als ich es für *möglich* halte, dass er nicht der Killer ist. Aber sicher bin ich mir in keinem Fall, weder was die eine, noch was die andere Möglichkeit betrifft.«

McCabe stand auf, trat ans Fenster und beobachtete den Sonntagvormittagsverkehr auf der Franklin Arterial.

»Na, was brütet dein verkorkstes Gehirn jetzt schon wieder aus?«, wollte Maggie wissen.

»Ich frage mich nur, was Lainie mit ›Ich weiß, was du getan hast‹ gemeint haben könnte.«

Maggie zuckte die Schultern. »Vermutlich doch die Tatsache, dass Kelly – oder vielleicht auch der wahre Täter – Callie Connor sexuell missbraucht hat.«

McCabe drehte sich um und blickte sie an. »Woher soll sie das gewusst haben?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Maggie.

»Ganz egal, ob Kelly der Täter war oder irgendjemand anders, er hätte ihr das doch niemals gesagt. Wie hat sie es also erfahren?«

»Connor hat im Sanctuary House gewohnt. Lainie hat mit den Jugendlichen dort gearbeitet. Also weiß sie es vielleicht vom Opfer selbst.«

»Könnte sein. Aber Lainie hatte nur mit den Mädchen zu tun.«

»Trotzdem ist es doch möglich, dass er sich ihr anvertraut hat. Oder vielleicht einem der Mädchen.«

»Auch das könnte sein. Aber ich habe noch eine andere Idee. Was, wenn der wahre Killer tatsächlich einen oder mehrere Jugendliche missbraucht hat, aber eben nicht Callie Connor? Und auch keinen der anderen Jungen. Was, wenn der Killer gar nicht schwul ist, sondern hetero, und er ein Mädchen missbraucht hat? Oder mehrere Mädchen.«

»Das ergibt doch keinen Sinn, McCabe. Wenn Lainie ihn zur Rede

stellen wollte, weil er ein Mädchen misshandelt hat, warum hat er dann nicht das Mädchen umgebracht, sondern Connor?«

»Es ergibt dann einen Sinn, wenn wir glauben sollen, dass John Kelly, der schwule ehemalige Priester, der als Kind sexuell missbraucht worden ist, den Mord begangen hat. Wenn Connors Tod lediglich ein Baustein in einer sorgfältig inszenierten Vertuschungsaktion ist, die die Ermittlungen in Kellys Richtung lenken soll.«

»Dann hätte er aber auch das Mädchen ermorden müssen, das ihn an Lainie verraten hat«, sagte Cleary.

»Stimmt. Beziehungsweise, die Mädchen. Plural.«

»Falls es so war, dann dürften diese Leichen nicht so leicht zu finden sein wie die von Connor.«

»Ihr macht mich echt wahnsinnig«, sagte Fraser. »Bis jetzt war das alles nichts als bloße Spekulation. Und – bitte entschuldigt meine direkte Ausdrucksweise – womöglich totaler Schwachsinn. Im Moment deuten doch sämtliche Indizien ganz klar auf John Kelly als Täter hin.«

Fortiers Telefon klingelte. Cleary nahm ab. »Büro von Lieutenant Fortier, Cleary am Apparat. Hallo, Joe.« Pause. »Tatsächlich?« Pause.

»Interessant.« Pause. »Und Sie sind sicher, dass sich daran nichts Entscheidendes mehr ändern wird? Okay. Ja, ich sage ihnen Bescheid.«

Cleary legte auf. »Tja, Sergeant, ich mache deinen Sherlock-Holmes-Theorien ja nur sehr ungern ein Ende, aber ...«

»Aber Pines sagt, das Sperma auf Kellys Laken stammt von dem Jungen?«, unterbrach ihn McCabe.

»Genau, zumindest ein Teil davon. Der Rest stammt von Kelly. Keine Spermaspuren von einem unbekannten, geheimnisvollen Killer. Bist du jetzt überzeugt, dass Kelly unser Mann ist?«

»Ich weiß nicht. Kann sein. Muss aber nicht sein.«

»Wenn nicht Kelly«, sagte Maggie, »wer dann?«

»Ich weiß nicht, aber es gibt zwei Leute, die uns diese Frage möglicherweise beantworten können.«

»Ja.« Maggie nickte. »Aber leider, leider sieht es im Augenblick so aus, dass Abby nicht kann und Barker nicht will.«

»Hast du den Durchsuchungsbefehl für Barkers Wohnung eigentlich bekommen?«

»Krickstein hat ihn heute Morgen unterzeichnet. Wir können ihn

jederzeit abholen.«

»Gut. Dann statten wir also Andy einen kleinen Besuch ab. Soll ich dir einen Rollstuhl kommen lassen?«

»Wie Ironside, meinst du?«

»So ungefähr. Nur dass du sehr viel besser aussiehst als Raymond Burr.«

»Ich weiß nicht recht. Er war ja irgendwie fast schon süß, obwohl er so hässlich war. Wie auch immer, ich halte mich lieber an die Krücken. Sitzen tut einfach zu weh.«

»Wenn wir bei Barker fertig sind, sollten wir versuchen, von Abby Quinn ein paar Antworten zu bekommen.« McCabe griff nach dem Telefon und rief in Wolfes Büro an. Als sich niemand meldete, hinterließ er eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter. Er sagte Wolfe, dass man Abby nach Winter Haven gebracht hatte und dass es jetzt an der Zeit sei, die besprochene Hypnotherapie auszuprobieren. Je früher, desto besser. Auf dem Weg nach draußen war zu hören, wie Shockley für all die, die ihm immer noch zuhörten, Prahlereien zum Thema hervorragende Polizeiarbeit zum Besten gab.

Um genau 10.32 Uhr kamen vier Fahrzeuge des Portland Police Department an der Straßenecke vor dem Haus in der Brackett Street 342 zum Halten. Aus zwei schwarz-weißen Streifenwagen kletterten uniformierte Polizeibeamte und verteilten sich an den Seiten sowie auf der Rückseite des Gebäudes, damit Andy Barker sich nicht etwa heimlich aus dem Staub machen konnte. Kaum waren sie in Position, betraten McCabe und Maggie zusammen mit den Kriminaltechnikern Bill Jacobi, Jeff Feeney und Carla Morrissey das Haus. Jacobi und Feeney schleppten zwei silberne Metallkoffer mit elektronischen Geräten in den ersten Stock. Maggie humpelte hinter ihnen her. Dann blieben sie auf dem Treppenabsatz stehen und warteten. Niemand gab einen Laut von sich. Im Erdgeschoss klopfte McCabe an die Wohnungstür von Apartment 1F. »Barker?«, rief er.

Es kam keine Reaktion, aber McCabe konnte hören, wie jemand hinter der Tür herumschlich.

Er klopfte erneut. »Andrew Barker? Hier spricht die Polizei. Bitte machen Sie sofort die Tür auf.«

Noch mehr Geschlurfe hinter der Tür.

»Mr. Barker. Wir haben einen Durchsuchungsbefehl für Ihre Wohnung. Wenn Sie die Tür jetzt nicht aufmachen, dann sehe ich mich gezwungen, sie mit anderen Mitteln zu öffnen.«

Etliche Sekunden verstrichen. Die Tür ging einen Spalt weit auf. Quer über die Öffnung spannte sich eine goldfarbene Sicherheitskette. Barker linste hervor. »Sie schon wieder. Warum lassen Sie mich nicht einfach in Ruhe? Was wollen Sie denn jetzt schon wieder?«

McCabe hielt ihm ein Blatt Papier vor die Nase. »Das hier ist ein Durchsuchungsbefehl, unterzeichnet von Harold Krickstein, Richter am Bezirksgericht. Damit sind wir befugt, Ihre Wohnung zu durchsuchen. Bitte machen Sie die Tür auf.«

»Und wenn ich Nein sage?«

»Glauben Sie mir, Mr. Barker, das sollten Sie besser nicht tun.«

Nach einem weiteren Moment des Zögerns schob Barker die Kette zurück und machte die Tür auf. Er war unrasiert und trug einen

dunkelblauen Frotteebademantel. Darunter war er vermutlich nackt. Dürre weiße Beinchen mit kurzen schwarzen Socken ragten unter dem Bademantel hervor. McCabe hörte, wie Maggie und die drei Kriminaltechniker die Wohnung im ersten Stock aufschlossen und eintraten.

Barker runzelte die Stirn. »Wer ist das denn da oben?«

McCabe überhörte die Frage und schob sich an Barker vorbei in die Wohnung. Ein warmer Luftschwall hüllte ihn ein. Es herrschten deutlich über fünfundzwanzig Grad, und die ganze Wohnung stank nach Schweiß, Müll und schmutziger Wäsche.

Barker musterte McCabe misstrauisch. »Wer ist da oben?«

»Treten Sie zurück, Mr. Barker«, entgegnete McCabe. »Kommen Sie herein und schließen Sie die Tür.«

Barker gab nach. McCabe schaute sich um. Auf fast jeder verfügbaren Fläche lagen Sachen herum. Kleidung, Videos und Zeitschriften. Die eine Wand wurde von einem Zweiundfünfzig-Zoll-Flachbildfernseher dominiert. Davor befand sich ein einsamer La-Z-Boy-Liegesessel mit fleckigem, braunem Kordbezug. Auf der Sitzfläche lag eine Zeitschrift namens *Boobz*. Eine nackte Frau mit den größten Brüsten, die McCabe je gesehen hatte, zierte das Cover. Hinter dem Liegesessel standen noch ein paar andere Sessel sowie eine altmodische Couch mit einem braun karierten Bezug.

»Wer ist das da oben?«, hakte Barker noch einmal nach.

McCabe deutete auf die braun karierte Couch. »Setzen Sie sich hin, Andy. Wir müssen miteinander reden.«

Barker gehorchte. McCabe baute sich vor ihm auf und zeigte ihm ein Blatt Papier. »Das hier ist eine Erlaubnis zur Durchsuchung Ihrer Wohnung.«

»Ich weiß. Das haben Sie schon gesagt. Und was wollen die jetzt da oben?«

»Detective Savage sucht zusammen mit einem Team von Kriminaltechnikern in der Wohnung 2F nach versteckten Kameras und Mikrofonen, Andy. Die Sie installiert haben, um Elaine Goff zu bespitzeln.«

Barker wollte aufstehen. Sein Gesicht war zornrot angelaufen. »Das können die doch nicht ... Was, zum Teufel, soll denn das?«

McCabe schob ihn sanft wieder zurück auf das Sofa. »Ich denke, Sie sollten lieber sitzenbleiben, Sie kleiner Heimwerker, und mir alles über Ihre Videosammlung erzählen.«

Barkers Wut schlug in Angst um. Er fing an, wie wild zu zwinkern, wahrscheinlich ein nervöser Tick. Seine Hände zitterten. »Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie reden.«

»Aber, Andy, na klar wissen Sie das. Die heimlichen Videoaufnahmen von Lainie. Sie haben sie gern beobachtet, stimmt's, Andy? Hat doch besser ausgesehen als diese Weiber im *Boobz*, oder etwa nicht? Wissen Sie, ich kann mir das gerade richtig gut vorstellen, wie Sie da in ihrem La-Z-Boy sitzen und sich daran aufgeilen, dass Sie Lainie beobachten können, ohne dass sie es weiß. Was hat Ihnen denn am meisten Spaß gemacht? Wenn sie sich ausgezogen hat? Wenn sie gebadet hat? Oder vielleicht doch, wenn sie mit jemandem im Bett war? Sie haben sich das alles angeschaut, stimmt's? Auf Ihrem Super-Duper-Zweiundfünfzig-Zoll-Plasmafernseher da. Oder ist es ein LCD-Gerät? Das bringe ich immer durcheinander.«

Barker zwinkerte einfach nur.

»Sie sind ja ein richtiger kleiner Spanner, was, Andy?«

Barker schloss die Augen und fing an, sein Mantra herunterzubeten. »Ich habe das Recht zu schweigen ...«

»Andy, Andy.« McCabe hob die Hand wie ein Verkehrspolizist. »Bitte fangen Sie doch nicht wieder damit an. Das Lied kennen wir wirklich schon zur Genüge.«

»Ich habe das Recht zu schweigen«, setzte Barker erneut an. »Alles, was ich sage, kann und wird vor Gericht gegen mich verwendet werden. Ich habe das Recht auf einen Anwalt, der während der Befragungen anwesend ...«

»Ja, das stimmt, Andy, aber jetzt warten Sie doch mal einen Moment. Vielleicht wollen Sie ja gar nicht mehr schweigen, wenn Sie gehört haben, was ich Ihnen zu sagen habe.«

Barker schaute ihn nur wortlos an.

McCabes Handy klingelte. »Ja? Ja. Gut. Danke.«

Er steckte das Handy weg und wandte sich wieder an Barker. »Das waren die Leute von oben. Sie haben in den alten Deckenlampen Ihre versteckten Kameras entdeckt. Eine im Schlafzimmer. Eine im

Badezimmer. Eine im Wohnzimmer.« McCabe warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Das Ganze hat gerade mal zehn Minuten gedauert. Sie machen jetzt nur noch mal einen Kontrolldurchgang, um sicherzustellen, dass sie nichts übersehen haben.«

Barker holte einmal tief Luft und starrte auf den Fernseher. »Was wollen Sie von mir?«

»Na ja, Sie wollten bestimmt nicht, dass die ganzen guten Szenen, die Sie sich so reingezogen haben, verloren gehen, also schätze ich mal, Sie haben alles auf Video aufgezeichnet. Außerdem schätze ich, dass diese Videos irgendwo hier in der Wohnung sind.«

McCabe wartete auf eine Antwort. Als er keine bekam, fuhr er fort. »Mit diesem Durchsuchungsbefehl haben wir das Recht, Ihr Apartment komplett auseinanderzunehmen, so lange, bis wir Ihr kleines Versteck mit den Videos gefunden haben. Anschließend würden wir wieder in die Middle Street fahren und uns Ihre ganzen schmutzigen Aufzeichnungen anschauen, bis wir gefunden haben, wonach wir suchen. Aber andererseits würden wir uns damit wohl bloß einen ziemlichen Haufen überflüssige Arbeit machen, meinen Sie nicht auch, Andy? Denn stattdessen könnten Sie uns ja auch einfach die Videos raussuchen, nach denen wir suchen.«

»Wonach suchen Sie denn?«

»Wir wollen das Video von dem Kerl, der am Freitagabend, bevor ich aufgetaucht bin, Lainies Wohnung durchsucht hat. Und dazu alle anderen Aufnahmen, wo sie im Gespräch mit einem Mann, möglicherweise sogar demselben Mann, zu sehen ist, entweder persönlich oder am Telefon.«

»Und was habe ich davon?«

»Sie übergeben uns die Videos und bekommen eine Anzeige wegen Hausfriedensbruchs und Verletzung der Privatsphäre. Eine mindere Straftat, Höchststrafe ein Jahr, die Sie vermutlich in einem Bezirksgefängnis und nicht im Bundesgefängnis absitzen könnten. Und wenn sonst nichts gegen Sie vorliegt und Sie nicht vorbestraft sind, bekommen Sie vielleicht sogar Bewährung.«

»Und wenn ich sie nicht übergebe?«

»Dann wird aus der Sache das, was ich gern als »den Bösewichtern unter die Arme greifen« bezeichne. Der Bundesstaat Maine nennt es

Strafvereitelung. Eine schwere Straftat. Bis zu zehn Jahren im Bundesgefängnis. Auch ohne Vorstrafen mindestens vier. Und das wären harte Jahre, Andy. An einem Ort, wo ein niedlicher kleiner Kerl wie Sie unter Umständen nicht allzu gut zurechtkommt. Wenn Sie uns also helfen, bleibt Ihnen das Gefängnis erspart. Wenn nicht, reden wir über vier bis zehn Jahre. Ich finde, das klingt nach einem ziemlich guten Geschäft, aber es ist Ihre Entscheidung.«

»Kann ich darüber nachdenken?«

»Sicher. Sie haben eine Minute.«

»Kann ich das schriftlich haben?«

»Das gibt es bereits schriftlich. Schlagen Sie einfach im Gesetzbuch nach: Verletzung der Privatsphäre oder Strafvereitelung.«

»Kann ich die anderen Videos behalten?«

»Sie meinen, die von Lainie?«

»Ja.«

McCabe bemühte sich nach Kräften, keine Miene zu verziehen. Was war denn das für ein Vollidiot? »Nein, ich fürchte nicht.«

Barker seufzte, stand auf und ging zu einem DVD-Player, der auf einem Tisch neben dem Fernseher stand. Darauf lag eine DVD. Er hob sie auf, schaltete den Player ein, drückte die Auswurftaste und entnahm eine zweite Scheibe. Dann übergab er beide McCabe. »Ich glaube, das ist das, wonach Sie suchen.«

»Wo ist der Rest?«

»Im Schrank. Da gibt es eine abnehmbare Rückwand. Geht ganz leicht. Man muss nur den Riegel finden. Da steht eine Schachtel. In der bewahre ich alles auf.«

Die Sache mit den versteckten Kameras machte schnell die Runde. Als McCabe und Maggie den Karton mit den Videos hineintrugen, war der Konferenzraum bereits voll. Alle Detectives aus McCabes Abteilung hatten sich versammelt, dazu Starbucks und Fortier. Sogar Shockley war gekommen. Er saß am Kopfende des Tisches und sah ausgesprochen ungeduldig aus.

Maggie nahm zwischen Fortier und Tasco Platz. Sturgis schob ihr über den Tisch hinweg ein Sitzkissen aus Schaumstoff zu. »Hier, Savage. Nach allem, was man so hört, hast du doch keinen Hintern aus Stahl, wie ich immer gedacht hab'. Das hilft dir vielleicht.«

»Oh, recht herzlichen Dank, Carl«, erwiderte Maggie und schob sich das Kissen unter den Hintern. »Wie überaus fürsorglich von dir.«

McCabe wartete, bis sich alles beruhigt hatte, dann legte er in zwei Minuten dar, was er auf den beiden DVDs, die sie sich gleich zusammen anschauen würden, zu finden hoffte. Brian Cleary meldete sich freiwillig, um alle anderen Videos durchzusehen. In seiner Freizeit. Ohne Überstundenausgleich. McCabe lehnte ab. Maggie verdrehte die Augen. Shockley stierte aufgebracht in die Runde.

»Können wir jetzt langsam mal zur Sache kommen?«, sagte McCabe dann. »Die Zeit läuft.«

Die beiden DVDs, die Barker McCabe gegeben hatte, waren mit einem roten Filzstift beschriftet worden, und zwar mit einem Buchstabencode sowie dem Datum. Anscheinend war Barker ein ordentlicher Mensch. Auf der einen stand WZ-03.01.06. Das war am vergangenen Dienstag gewesen. Dem Tag, als Lainie gestorben war. Auf der anderen stand WZ-20.12.05. Zwei Wochen davor. WZ bedeutete wahrscheinlich Wohnzimmer, im Unterschied zu Badezimmer oder Schlafzimmer. Jacobi hatte gesagt, dass Barkers Kameras durch Bewegung aktiviert wurden. Das war gut. Dann mussten sie sich nicht endlos irgendwelche Passagen anschauen, während denen nichts passierte.

McCabe steckte die DVD vom dritten Januar in das Gerät und drückte auf PLAY. Es wurde still im Raum. Kein Geschwätz. Keine Witzchen. Niemand, der ein Sandwich mümmelte oder an einer Tasse Kaffee

nippte. Zuerst war nichts weiter als ein schwarzer Bildschirm zu erkennen, dann ein weißes Zucken, dann Goffs Wohnzimmer, als die Wohnungstür aufging und die Kamera aktiviert wurde. Ein Lichtkegel aus dem Hausflur fiel auf den Angela-Adams-Teppich, den gläsernen Couchtisch, die weißen Stühle und das Sofa. Das alles sahen sie durch ein Fischaugenobjektiv an der Zimmerdecke. Die Zeitanzeige lautete 02:33:19 / 03.01.06. Mitten in der Nacht. Beziehungsweise sehr früh morgens am Tag des Mordes. Eine dunkle Gestalt betrat die Wohnung. Sie trug einen dunklen Mantel mit Kapuze. Genauso einen Mantel hatten sie aus Leanna Barnes' Haus flüchten sehen. Allerdings ließ sich nicht feststellen, ob die Gestalt im Mantel John Kelly war oder jemand anders. Mehr als die Kapuze und ein Paar Schultern war nicht zu erkennen. Der Eindringling drehte sich um und machte die Tür zu. Der Bildschirm wurde dunkel und dann, nachdem die Linse sich auf die Lichtverhältnisse eingestellt hatte, wieder heller.

Der Eindringling knipste eine Taschenlampe an und ließ den Strahl durch den Raum wandern. Wieder musste die Linse sich umstellen. Er ging durch das Wohnzimmer und verschwand in dem kleinen Flur zwischen Küche und Schlafzimmer. Er wollte wohl sichergehen, dass die Wohnung leer war. Zehn Sekunden später tauchte er wieder auf.

»Also gut, du bist alleine«, murmelte McCabe. »Jetzt nimm die Kapuze ab und zeig uns, wer du bist.«

Es wirkte fast wie eine direkte Reaktion auf diese Bitte, als der Mann im nächsten Moment die Hand an die Kapuze legte.

»Los, mach schon, Süßer, zieh sie ab!«

Der Mann verharrte. Kein Laut war im Konferenzzimmer zu hören.

Allesamt hielten sie den Atem an. Der Eindringling ließ die Hand wieder sinken.

Stöhnen und Murren am ganzen Tisch.

Immer noch mit Kapuze ging der Eindringling zum Bücherregal auf der rechten Seite des Zimmers. Er leuchtete das oberste Regalbrett an. Die Kamera war von oben auf seinen Rücken gerichtet, und man konnte nicht das Geringste erkennen, nur den Mantel und die Kapuze und den Strahl der Taschenlampe, der sich an den Büchern entlangtastete. Bei einem der Bücher verharrte er. Dann bei einem anderen. Dann kehrte er zu dem ersten zurück und blieb dort. Der Kerl holte das Buch aus dem

Regal. Es war sehr groß, vielleicht ein Kunst- oder Reise-Bildband. Vorsichtig legte er die Taschenlampe auf eines der unteren Regalbretter und drehte sich nach rechts. Jetzt war ein schmaler Streifen seines Gesichts zu sehen, aber nicht genug. Man konnte zwar erkennen, dass es sich um einen Weißen handelte, aber mehr nicht. Er stand da und hielt das Buch so, dass der Strahl der Taschenlampe direkt auf die aufgeschlagenen Seiten gerichtet war. Genau wie die Kamera, glücklicherweise.

Sie sahen, wie er die einzelnen Seiten durchblätterte, bis er gefunden hatte, wonach er suchte. Einen orangefarbenen DIN-A-4-Umschlag. Den nahm er heraus, klappte das Buch zu und stellte es zurück an seinen Platz. Er drehte den Umschlag in seinen behandschuhten Händen.

Einmal. Zweimal. Hielt inne.

McCabe erkannte, dass in der oberen linken Ecke etwas geschrieben stand, dort, wo normalerweise der Absender zu finden war. Er hielt den Film an und ließ ihn dann Bild für Bild weiterlaufen, aber die einzelnen Worte waren beim besten Willen nicht zu erkennen. Palmer Milliken? Möglich. Vielleicht konnte Starbucks den Ausschnitt vergrößern und schärfer machen, sodass man es lesen konnte. Vielleicht auch nicht. McCabe drückte erneut auf die PLAY-Taste. Der Mann drehte den Umschlag noch einmal herum. Überlegte sich wahrscheinlich, ob er ihn sofort öffnen oder lieber noch warten sollte. Anscheinend überwogen die Argumente für sofort. Er streifte den rechten Lederhandschuh ab und machte den Umschlag mit dem Zeigefinger auf. Dann schob er die Hand hinein und holte etwas heraus, was wie ein Stapel Schwarz-Weiß-Fotos aussah. Erneut hielt McCabe den Film an und ließ ihn Bild für Bild vorwärtslaufen. Es war nicht zu erkennen, was die Fotos zeigten. Auch da war er wieder von Starbucks und seinen Künsten abhängig. Der Eindringling steckte die Bilder in den Umschlag zurück, faltete ihn der Länge nach und steckte ihn in seine Manteltasche. Dass er die Bilder dabei knickte, schien ihm egal zu sein. Offensichtlich hatte er gefunden, wonach er gesucht hatte, denn er griff nach der Taschenlampe, ging zur Tür und verließ die Wohnung. Die Zeitangabe lautete 02:36:15. Er war keine drei Minuten in der Wohnung gewesen. Er hatte keine Schubladen herausgezogen. Nichts auf den Boden geworfen. McCabe war ganz sicher, dass das nicht derselbe Kerl war, der vorgestern Nacht dort alles

auf den Kopf gestellt hatte. Dieser hier hatte gefunden, wonach er gesucht hatte. Der andere nicht. McCabe startete den Schnelldurchlauf, doch der Rest der DVD war leer. Er drückte die Auswurf Taste.

»Was, zum Teufel, war das denn?«, wollte Shockley wissen. »Ist das Ihr Mörder?«

»Da bin ich mir ganz sicher«, sagte McCabe. »Aber leider wissen wir immer noch nicht, ob das Kelly war oder jemand anders.«

»Ach, um Himmels willen, McCabe, sämtliche Indizien deuten auf Kelly hin. Sogar die DNA stammt von ihm. Ich finde, wir verhaften den Dreckskerl auf der Stelle und hören auf, unsere Zeit mit irgendwelchen Filmchen zu verschwenden.«

»Schauen wir uns mal an, was auf der nächsten Scheibe zu sehen ist.« Er schob die mit WZ-20.12.05 beschriftete DVD in das Laufwerk. Die Kamera schaltete sich ein, als Lainie Goffs Kopf ins Bild kam. Die gleiche Fischaugenperspektive wie vorhin. Die Zeitangabe lautete 20:34:44 / 20.12.05. Zweiundsiebzig Stunden vor ihrem Verschwinden. Auf den Tag genau zwei Wochen vor ihrem Tod. Lainie knipste eine Tischlampe an und erzeugte dadurch einen plötzlichen, hellen Lichtfleck am oberen Bildrand. Ein Klopfen war zu hören. Sie ging durch das Zimmer, machte die Tür einen Spalt weit auf und spähte nach draußen. Sie sagte etwas zu der Person vor der Tür. Eine männliche Stimme antwortete. Sie waren zu weit vom Mikrofon entfernt, als dass man das Gesagte hätte verstehen können. Jetzt war wieder der Mann zu hören. Lainie schien zu zögern, als müsste sie überlegen, ob sie ihn hereinlassen sollte oder nicht. Schließlich machte sie die Tür ganz auf. Wenn sie gewusst hätte, dass der Mann ein Mörder war, warum hätte sie das dann tun sollen?

Er trug den gleichen dunklen Kapuzenmantel wie auf dem vorherigen Video, nur dass er dieses Mal die Kapuze nicht aufgesetzt hatte. Man konnte seinen Kopf von oben erkennen, aber nicht sein Gesicht. Eines allerdings war klar: Es war nicht John Kelly. Dieser Mann hatte sauber geschnittenes graues Haar mit einem Scheitel auf der linken Seite. Es hätte Henry Ogdens Haar sein können. Oder das von Wallace Stevens Albright. Sogar Kyle Lanahan wäre denkbar gewesen, auch wenn es ein wenig kürzer war als seines. Um ehrlich zu sein, es hätte zu ziemlich vielen bekannten und unbekannten Gesichtern gehören können. Mr.

Grauhaar blickte sich nervös um, trat dann zu der weißen Couch und setzte sich. Er saß fast direkt unter der Linse, mit gesenktem Kopf.

Lainie nahm ihm gegenüber auf einem der weißen Sessel Platz.

»Es macht dir Spaß, anderen wehzutun, hab ich recht?«, sagte sie. »Vor allem jungen Mädchen, die sich nicht wehren können.« Jetzt war sie besser zu verstehen. Nicht besonders gut, aber besser. Ihre Stimme klang verzerrt, und sobald sie den Kopf senkte, konnte man ihre Worte nur mit Mühe verstehen. Barker hatte offensichtlich mehr Interesse an der Bild- als an der Tonqualität gehabt. Maggie und McCabe wechselten einen Blick, ein stummer Gedankenaustausch, bei dem einer den anderen wortlos verstand.

»Ich weiß nicht, was du meinst«, erwiderte der Mann. Zumindest glaubte McCabe, dass er das gesagt hatte. Hoffentlich konnte Starbucks den Ton noch ein bisschen verbessern.

»Oh doch, das weißt du ganz genau, du Dreckschwein. Es gibt Beweise. Fotos.«

»Was denn für Fotos?«

»Schmutzige Fotos.«

»Woher sollen die denn kommen?«

»Aus einer Minikamera mit Fernbedienung. Fantastische Technologie. Hat prima in ihre Zigarettenschachtel gepasst. Die hat sie dann einfach auf das Bett gerichtet. Macht auch Aufnahmen bei wenig Licht. Bei Dunkelheit. Fast unsichtbar. Aber da du sowieso nur dein eigenes Vergnügen im Kopf hattest, hättest du sie ohnehin nicht bemerkt.«

Selbst über das miserable Mikrofon war ein tiefer Seufzer zu hören. »Ich will sie sehen«, sagte er.

»Nein. Die habe ich in Sicherheit gebracht.«

Nicht sicher genug, dachte McCabe. Alles andere als sicher. Sie hatte sie einfach nur in ein Buch in ihrem Regal gesteckt. Sie hätte wissen müssen, dass das nicht sicher war. Gott verdammt noch mal, das musste sie doch gewusst haben. So unbedarft konnte sie gar nicht gewesen sein. Nun, vielleicht war sie es ja auch nicht gewesen. Er drückte auf STOP, und das Bild blieb stehen.

»Was machen Sie denn jetzt?«, wollte Shockley wissen.

»Ich telefoniere.«

»Jetzt?«

»Ja. Jetzt.« Er wählte Janie Archers Handynummer. Dieses Mal nahm sie ab.

»Das, was wir besprochen haben, geht klar?«, sagte er.

»McCabe?«, sagte Archer.

»Wir haben Ihre Nachricht auf Lainies Handy-Mailbox abgehört. Da haben Sie noch gedacht, Sie sei auf Aruba. Sie haben gesagt: ›Das, was wir besprochen haben, geht klar.««

»Ja. Kann sein. Und?«

»Was geht klar?«

»Sie hat mir einen Briefumschlag geschickt. Mit FedEx, am Tag, bevor sie fliegen wollte. Sie hat mich gebeten, ihn an einem sicheren Ort aufzubewahren.«

»Warum haben Sie mir das nicht schon am Freitag erzählt?«

»Weiß auch nicht. Ich war ziemlich neben der Spur am Freitag. Ich hab nicht daran gedacht.«

»Haben Sie den Umschlag aufgemacht?«

»Nein. Das wollte ich morgen machen. Und wenn ich das Gefühl gehabt hätte, dass es wichtig ist, dann hätte ich Sie angerufen.«

»Und warum schauen Sie nicht jetzt nach?«

»Geht nicht. Heute ist Sonntag. Der Umschlag liegt in meinem Schließfach. An einem sicheren Ort, wie Lainie gesagt hat.«

»Bei welcher Bank?«

»Chase.«

»Welche Filiale?«

»Gleich hier um die Ecke. First Avenue und Seventy-Second Street.«

»Wo sind Sie jetzt?«

»Zu Hause. In meiner Wohnung. East Seventy-First. Zwischen First und York Avenue.«

»Also gut. Bleiben Sie da. Ich rufe einen Freund von mir beim New York Police Department an. Lieutenant Art Astarita. Kann sein, dass er Ihnen heute noch Zugang zur Bank verschaffen kann. Falls ja, ruft er Sie an und begleitet Sie.«

Archer erklärte sich bereit, zu Hause zu bleiben. McCabe rief Astarita an. Der versprach, dass er versuchen werde, den Zweigstellenleiter zu erreichen. McCabe gab Astarita Janie Archers Telefonnummer. Dann drückte er auf PLAY. Das Video lief weiter.

»Aber du hast sie gesehen?«, sagte der Mann.

»Oh ja. Ich habe sie gesehen.«

»Ziemlich eindeutig, nehme ich an.«

»Extrem eindeutig. Abartig, um genau zu sein.«

»Das war nicht illegal. Das Mädchen war sechzehn und damit mündig.«

»Im Gegensatz zu ein paar anderen.«

»Du weißt über die anderen Bescheid?«

»Ja. Sie hat es mir erzählt.«

»Aber du hast keine Bilder von den anderen, stimmt's? Oder sonst irgendwelche Beweise.«

Lainie sagte nichts.

»Wo sind die Fotos?«

»Wie gesagt. An einem sicheren Ort.«

Der Mann stand auf und ging durch das Zimmer, den Kopf gesenkt, das Gesicht von der Kamera abgewandt. Wenn sie ihn festnehmen wollten, wenn sie eine Verurteilung erreichen wollten, dann mussten sie sein Gesicht zu sehen bekommen.

Jetzt setzte er sich wieder hin. »Du bluffst. Du hast gar keine Fotos.«

»Meinst du?« Lainies Stimme hatte jetzt einen harten, spöttischen Unterton. »Dann lass es doch drauf ankommen.«

Der Mann zögerte, als würde er sich diese Möglichkeit ernsthaft durch den Kopf gehen lassen. »Also gut. Was willst du?«, sagte er schließlich.

»Ich will, dass du aus Portland verschwindest. Aus Maine. Ich will, dass du nie wieder irgendwas mit Kindern und Jugendlichen zu tun hast, wo auch immer du hingehst. Und ganz egal, wo du hingehst, eines steht fest: Ich werde dich beobachten. Ich lasse dich nicht aus den Augen.«

»Und wenn ich das nicht mache?«

»Tja, was ich habe, reicht wohl leider nicht aus, um dich hinter Gitter zu schicken. Sie ist ja, wie du gesagt hast, schon sechzehn.«

Ob sich das Gespräch um Tara drehte, das Mädchen mit dem weißen Kunstpelzjäckchen, das er auf der Eingangsterrasse des Sanctuary House gesehen hatte? Kelly hatte gesagt, sie sei sechzehn. Er konnte sie fragen. Wenn sie noch am Leben war. Wenn der Kerl sie nicht genauso umgebracht hatte wie Lainie Goff. Und Callie Connor. Und Leanna Barnes. McCabe fragte sich, wie lang die Liste der Opfer wohl sein mochte. Er holte tief Luft und hielt den Atem an.

»Und, was hast du vor?«, wollte der Mann jetzt wissen.

»Weißt du, es ist schon komisch«, erwiderte Lainie. »Mein ganzes Leben lang habe ich es dauernd mit selbstgerechten, heuchlerischen Arschlöchern wie dir zu tun. Meine Mutter war sogar mal mit einem verheiratet.«

Albright können wir also streichen, dachte McCabe.

»Aber erst kürzlich ist mir klar geworden, dass ihr vor nichts mehr Angst habt als vor der Bloßstellung. Du weißt das, und ich weiß es jetzt auch. Darum schlage ich Folgendes vor: Du verschwindest, genau, wie ich gesagt habe, und ich halte die Bilder unter Verschluss.«

»Und wenn nicht?«

»Dann wirst du berühmt. Dann veröffentliche ich sie überall. Im Internet. In den Zeitungen. Vielleicht ist sogar das Fernsehen interessiert. Ich bin eine verdammt gute Rechtsanwältin, und wenn ich mich so richtig ins Zeug lege, vielleicht kommt mir dann doch noch eine Idee, wie ich dich ins Gefängnis bringen kann.«

»Ich gehe nicht ins Gefängnis, und du gehst nicht an die Öffentlichkeit.«

»Nein. Weil du still und leise verschwinden wirst. Ich kenne euch Typen, und ich weiß, dass euch praktisch nichts mehr Schmerzen bereitet als öffentliche Erniedrigung. Am Samstag fahre ich für zwei Wochen in Urlaub. Wenn ich zurückkomme, erwarte ich, dass du verschwunden bist. Außerdem erwarte ich, dass du mir mitteilst, wo du dich aufhältst und was du da machst. Falls du dich nicht daran halten solltest, gehe ich an die Öffentlichkeit. Und jetzt verschwinde, bevor ich kotzen muss. Du verpestest mir die ganze Wohnung mit deinem Gestank.«

Der Kerl stieß einen tiefen Laut aus, eine Mischung aus Seufzen und Stöhnen. Kaum laut genug, um von Andy Barkers miserablem Mikrofon erfasst zu werden. Er machte die Augen zu. Legte den Kopf in den Nacken. Und da hatten sie ihn.

McCabe hielt den Film an und starrte auf das Bild. Es war keine Porträtaufnahme, und das Licht war schlecht. Aber es reichte. McCabe wusste, dass sie Richard Wolfe finden mussten, und zwar so schnell wie irgend möglich. Er konnte nur hoffen, dass es nicht schon zu spät war.

McCabe rief in Winter Haven an. Abby Quinn lag in einem Zimmer im zweiten Stock. Nummer 217-Nord. Er ließ sich mit der Station verbinden.

Während es klingelte, kritzelte er Wolfes private Adresse, seine Büroanschrift sowie seine drei Telefonnummern auf einen Zettel.

»Startet sofort eine Fahndung«, sagte McCabe und reichte Fraser den Zettel. »Er fährt einen schwarzen Lexus IS 350.« McCabe machte kurz die Augen zu und rief sich das exakte Bild des Wagens in Erinnerung, der vor dem Haus am Union Wharf gestanden hatte. »Registriert in Maine, Kennzeichen 4351LN. Vermutlich hat er die Zweiundzwanziger noch bei sich. Denkt daran, dass er schon drei Leute umgebracht hat. Im Moment weiß er noch nicht, dass wir Bescheid wissen, aber sobald er das spitzkriegt, hat er nichts mehr zu verlieren.« Fraser nickte und griff nach dem Telefon, das im Konferenzraum installiert war.

Im Schwesternzimmer der Station klingelte es immer noch. McCabe reichte Maggie einen weiteren Zettel. »Das ist seine Handynummer. Vielleicht kann die Zentrale ihn lokalisieren.«

»Wenn er das Ding überhaupt eingeschaltet hat«, meinte sie. »Er ist ja nicht blöd.«

»Wie gesagt, er hat keinen Schimmer von den Videoaufnahmen. Er weiß nicht, dass wir ihm auf der Spur sind.« Sie nahm den Zettel und klappte ihr Handy auf.

»Station Zwei-Nord. Amanda Moehler.« Die Stimme gehörte einer Frau mittleren Alters. Vermutlich eine erfahrene Krankenschwester. Das war gut.

»Ms. Moehler. Hier spricht Detective McCabe. Portland Police Department. Bitte sehen Sie sofort nach Ihrer Patientin Abby Quinn.«

»Was? Wieso?« Moehler klang verwirrt. »Da ist alles in Ordnung. Sie schläft. Wir haben ihr vorhin erst ...«

»Bitte, Ms. Moehler. Sie schwebt möglicherweise in großer Gefahr.« McCabe sprach zwar leise, aber mit unüberhörbarer Dringlichkeit. »Bitte gehen Sie ins Zimmer 217, und sehen Sie nach Abby Quinn.« Sie zögerte kurz, dann sagte sie: »Bleiben Sie dran.«

Dreißig Sekunden später meldete sie sich wieder. »Sie ist nicht da. Ich verstehe gar nicht, wie sie einfach so verschw...«

McCabe fiel ihr ins Wort. »Ist Ihnen vielleicht Dr. Wolfe begegnet?«

»Ja. Er war vor ungefähr einer Stunde bei ihr, aber er ist wieder gegangen. Und seither habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

Scheiße. Eine ganze Stunde. Und McCabe selbst hatte das Schwein auch noch darum gebeten, das mit der Hypnotherapie auszuprobieren.

Womöglich lief Abby gerade irgendwo in Trance durch die Gegend.

Oder, schlimmer noch, Wolfe hatte sie in seiner Gewalt. »Ms. Moehler«, sagte McCabe, »verbinden Sie mich sofort mit dem Sicherheitsdienst.«

Während er wartete, dass jemand abnahm, bat er Cleary, sich mit der Polizeidienststelle in Gorham in Verbindung zu setzen und Chief John Sax ans Telefon zu holen.

»Winter Haven Sicherheitsdienst. Sie sprechen mit Garth Andersen.«

»Mr. Andersen, hier Sergeant Michael McCabe, Portland Police Department.«

»Was kann ich für Sie tun?«

»Sie müssen sofort das gesamte Gebäude und das Gelände durchsuchen lassen.«

»In Ordnung. Nach was oder nach wem sollen wir suchen?«

»Nach einer Patientin namens Abby Quinn. Wurde gestern Abend eingeliefert. Sie leidet unter Schizophrenie. Fünfundzwanzig Jahre alt. Rötlich-braunes Haar. Unter Umständen trägt sie normale Straßenkleidung, und möglicherweise ist sie in Begleitung von Dr. Richard Wolfe.«

»Wolfe? Den kenne ich. Ich könnte ihn einfach anpiepsen.«

»Tun Sie das nicht. Und sagen Sie Ihren Leuten, dass sie gegenüber Wolfe absolut nichts verlauten lassen sollen.« Das Letzte, was McCabe jetzt gebrauchen konnte, war, dass irgendein unbewaffneter Wachmann Wolfe darauf aufmerksam machte, dass sie ihm auf den Fersen waren, und sich dabei womöglich noch eine Kugel einfing. »Sie sollen nur Ms. Quinn suchen und sie in Gewahrsam nehmen. Falls Wolfe bei ihr ist, dann sagen Sie nur, dass Sie einen entsprechenden Befehl erhalten haben, und rufen uns unverzüglich an. Falls er sich weigert, unternehmen Sie gar nichts. Behalten Sie ihn lediglich im Auge, und rufen Sie mich an.« Er gab Andersen seine Nummer. »Sie bekommen demnächst

Unterstützung von der örtlichen Polizei.«

»Ich brauche für diese Sache irgendeine offizielle Bestätigung.«

»Rufen Sie im Portland Police Department an. Verlangen Sie Chief Shockley.« McCabe warf Shockley einen Blick zu. »Er wird bestätigen, was ich Ihnen soeben gesagt habe.«

Shockley ging in sein Büro und wartete auf den Rückruf.

»Ich habe hier Chief Sax aus Gorham in der Leitung.« Cleary streckte McCabe das Telefon entgegen.

»Hallo, McCabe. John Sax hier.«

»John, wir brauchen Ihre Hilfe«, sagte McCabe. Er schilderte Sax in knappen Worten die Lage. Sax versprach, alle verfügbaren Einheiten in die Klinik zu schicken. Er selbst wollte sich ebenfalls auf den Weg machen und dem Sicherheitsdienst die Verantwortung für die Suche abnehmen.

»Sagen Sie Ihren Leuten, dass sie aufpassen sollen, John«, meinte McCabe. »Wolfe ist bewaffnet und sehr gefährlich. Er weiß noch nicht, dass wir hinter ihm her sind. Und das soll auch möglichst lange so bleiben. Wir mailen Ihnen gleich noch Fotos von Quinn und Wolfe zu.« Er nickte Starbucks zu, der das Nicken erwiderte und sich sofort in Bewegung setzte.

Dann blickte er sich um. »Tom, du und Carl, ihr fahrt rüber ins Sanctuary House und stellt den ganzen Laden auf den Kopf. Wenn Wolfe sie nicht mitgenommen hat, dann hält sie sich vielleicht dort versteckt.«

Das Festnetztelefon klingelte. Fraser nahm den Hörer ab und streckte ihn dann McCabe entgegen. »Das ist Schwester Moehler aus Winter Haven.«

»Ja, was gibt es?«, meldete sich McCabe.

»Ich habe gerade ein paar Dinge in Abby Quinns Zimmer gefunden, die vielleicht wichtig sein könnten.«

»Schießen Sie los.«

»Ihr Nachthemd lag zusammengeknüllt neben der Toilette. Als sie gestern Abend eingeliefert wurde, hatte sie keine Kleider dabei, und bis vorhin hatte sie auch noch niemand besucht. Das heißt, dass Dr. Wolfe ihr etwas zum Anziehen mitgebracht haben muss.«

»Sonst noch was?«

»Ja. Ein Zettel. Auf dem Tisch neben ihrem Bett.« Er hörte, wie Moehler tief Luft holte. »Es könnte sein, dass sie sich umbringen will.«

»Was steht denn drauf?«

»Es ist eine Art, ich weiß auch nicht, Gedicht oder so.«

»Was steht drauf?«

Moehler fing an zu lesen.

Ich rieche den TOD ganz nah bei mir.

Mein Anfang und mein Ende.

Zu meinem Herzen kehr ich jetzt zurück,

Dorthin, wo ich das erste Mal

in seine blauen, blauen Augen sah.

Ersehne die Umarmung des TODES, erneut.

Zum allerersten Mal.

»Das ist alles?«

»Das ist alles.«

Er wusste nicht, ob Abby Gedichte verfasste, aber er hoffte es. Denn wenn sie das nicht geschrieben hatte, dann stammte es von Richard Wolfe, und das hätte nichts Gutes zu bedeuten. *Ersehne die Umarmung des TODES, erneut.* »Auf geht's, Tonto«, sage er und zog Maggie vom Stuhl hoch. »Wir müssen los.«

»Wohin denn?«

»Harts Island.« Auf dem Weg nach draußen bat er Cleary, dafür zu sorgen, dass die *Mangini* bei ihrer Ankunft am Hafen startklar war. McCabe saß am Steuer. Blinklichter. Keine Sirene. Sie brauchten keine zwei Minuten bis zum Anleger. Während sie an Bord kletterten, rief Maggie die Wache auf Harts Island an. Ein Beamter namens Bob Fane meldete sich.

Sie schaltete den Lautsprecher ein und bat Fane, einen Suchtrupp zusammenzustellen. Quinn sei auf dem Weg zurück auf die Insel.

Wahrscheinlich selbstmordgefährdet. »Ihr müsst jedes ankommende Boot überprüfen. Alles, was schwimmen kann. Sie hat schon zweimal versucht, von den Klippen zu springen. Vielleicht versucht sie es ja noch mal.«

»Mein Gott, Mag, es gibt hundert verschiedene Stellen auf dieser Insel, von wo aus sie springen könnte.«

»Na ja, dann schnappt ihr euch eben so viele Leute wie nur möglich und sucht jede einzelne Stelle ab. Und seht auch bei ihr zu Hause nach. Wenn ihr sie findet, haltet sie fest. Falls ein Mann bei ihr ist, dann handelt es sich um Richard Wolfe. Nehmt ihn fest, aber seid vorsichtig. Er ist bewaffnet und in jedem Fall extrem gefährlich.«

»Verstanden.«

»Noch etwas. McCabe und ich sind jetzt auf der *Mangini*. In fünf bis sieben Minuten müssten wir auf der Insel sein. Wir wollen zu Kellys Hütte. Dazu brauchen wir ein Fahrzeug.«

»Sagt dem Skipper, er soll euch beim Anleger vom Segelclub absetzen. Das ist dichter bei Kellys Hütte. Ich schicke jemanden vorbei.«

Maggies letzter Anruf galt Casco Bay Lines. Sie bat darum, dass die Fährbesatzungen nach Abby Quinn und Richard Wolfe Ausschau halten sollten.

Harts Island, Maine

Eine attraktive Mittvierzigerin, schlank und mit kurzen blonden Haaren, lehnte an einem Ford F-150 Pick-up, als die *Mangini* anlegte.

»Hallo, ich bin Lori Sparks.« Das war also die Besitzerin des Crow's Nest. »Bob Fane hat gesagt, Sie brauchen ein Fahrzeug.« Sie deutete auf den Pick-up. »Der Schlüssel steckt. Stellen Sie ihn einfach vor das Nest, wenn Sie fertig sind.«

Sie bedankten sich und stiegen ein.

»Ich hoffe, Sie finden sie«, rief Sparks ihnen hinterher. »Sie ist ein liebes Mädchen. Sie hätte ein bisschen Ruhe verdient.«

McCabe fuhr so schnell, wie es die gewundenen, engen Inselsträßchen zuließen. Er war sich sicher, dass Quinn hier auf Harts Island war, und zwar auf Kellys Grund und Boden. *Zu meinem Herzen kehr ich jetzt zurück, dorthin, wo ich das erste Mal in seine blauen, blauen Augen sah.* Casco Bay und die Skyline von Portland zogen zu ihrer Linken vorbei. Die charakteristischen Formen einzelner Bürogebäude sowie die Zwillingstürme des Observatoriums und der katholischen Kathedrale der Unbefleckten Empfängnis zeichneten sich gegen den Himmel ab, anmutige Silhouetten vor einem filmreifen orangefarbenen Sonnenuntergang. Der Regisseur John Ford, der aus Portland stammte, hätte in diesem Anblick geschwelgt. Am Ende der asphaltierten Straße lenkte McCabe den Ford auf den holperigen Waldweg, den sie auch gestern Abend schon genommen hatten. Der Pick-up passte kaum zwischen den Baumreihen hindurch. Maggie verdrehte ihren Körper auf dem Sitz so, dass ihre Austrittswunde möglichst wenig schmerzhaft Schläge abbekam.

»Bloß noch ein paar Minuten«, sagte McCabe.

Sein Handy vibrierte. Art Astarita aus New York. McCabe hielt an.

»Wir sind jetzt in der Bank«, sagte Astarita. »Ms. Archer öffnet gerade ihr Schließfach.« Pause. »Okay, da ist der Umschlag. Wir machen ihn auf.«

McCabe widerstand dem Drang, Astarita zur Eile anzutreiben.

»Mein Gott, McCabe, ihr habt ja ein paar richtig schnuckelige Mädchen da oben in Portland. Das ist ja widerlich. Irgendein älterer Typ, der perverses Zeug mit einem Mädchen treibt, das aussieht wie zwölf oder so. Fesseln. Vielleicht auch Folter.«

»Sie ist angeblich sechzehn.«

»Sieht aber nicht so aus.«

»Ist das Gesicht des Kerls zu sehen?«

»Ja. Von vorne. Von der Seite. Alles andere sieht man auch. Ich maile dir die Bilder zu, sobald ich sie eingescannt habe. Da hast du ja einen ganz bezaubernden Typen erwischt. Ich hoffe, du schneidest ihm die Eier ab.«

McCabe bedankte sich, und sein Dank kam aus tiefstem Herzen. Der Kreis war geschlossen. Würden die Fotos ausreichen, um Wolfe ins Gefängnis zu bringen? Lainie hatte nicht daran geglaubt, aber da war sie auch noch am Leben gewesen.

Er stellte den Pick-up auf dem Wendekreis ab. Kein anderes Fahrzeug weit und breit. Falls Abby hier war, dann war sie nicht mit dem Auto gekommen. Das Gleiche galt für Wolfe. In der Hütte und um sie herum war keinerlei Bewegung zu erkennen. Vielleicht hatte McCabe das Gedicht ja falsch interpretiert. Vielleicht waren sie gar nicht hier.

Sie bewegten sich lautlos durch den Wald. Maggie nahm ihre Krücke zu Hilfe, um das Gleichgewicht zu halten und den schneebedeckten Boden vor ihren Füßen abzutasten. Jetzt auf den Hintern zu fallen hätte ihr gerade noch gefehlt. Am Rand der Lichtung, vielleicht dreißig Meter von der Hütte entfernt, blieben sie stehen. Jetzt konnten sie Abby sehen. Sie stand am Klippenrand, alleine, und hatte ihnen den Rücken zugewandt. Sie schaute auf die Felsen hinunter, während ihre nackten Zehen sich an der eisglatten Kante eines großen, weit überhängenden Felsblocks entlangtasteten. Er gab ein nahezu perfektes Sprungbrett ab. Von Richard Wolfe war weit und breit nichts zu erkennen.

Abby trug ein fließendes weißes Sommerkleid. Ein Kleid, wie man es zur Highschool-Abschlussfeier trägt. Portland High, Jahrgang 1999. Es passte weder zur Jahreszeit noch zum Ort. Ihre Arme hingen seitlich herab. Es sah aus, als hätte sie etwas in der Hand. Aber was es auch war, es verlor sich in den sanften Stoffbahnen, die sie im Rhythmus des von der See hereinwehenden Windes umschwebten. Das rötlich braune Haar

trug sie zurückgesteckt, und eine Girlande aus weißen Blüten wand sich um ihren Kopf. Nein, das da sah nicht nach Schulabschlussfeier aus, befand McCabe. Abby war für eine Hochzeit zurechtgemacht. Eine Braut, die die Ankunft ihres Bräutigams erwartet. *Ersehne die Umarmung des TODES, erneut. Zum allerersten Mal.* Nur der Brautstrauß und der Schleier fehlten. Der Wind wurde jetzt stärker, und Januar-Tauwetter hin oder her, ihr musste eiskalt sein. McCabe überlegte, ob sie wohl springen würde, wenn sie bemerkte, dass sie sich ihr näherten.

»Lass sie nicht aus den Augen«, sagte er zu Maggie. »Ich werfe mal einen Blick in die Hütte.« Er zog die Fünfundvierziger aus dem Halfter, steckte sie in seine geräumige Manteltasche und machte sich auf den Weg. So schnell und leise wie möglich überquerte er die ungeschützte Lichtung. Mit Bill Fortiers L.L.Bean-Stiefeln hatte er auf den rutschigen Eisplatten sehr viel besseren Halt als gestern.

Er gelangte zur Hütte und presste sich mit dem Rücken gegen die Wand. Spähte durch das Fenster. Der Hauptraum wirkte dunkel und leer. Er drückte die Haustür auf und trat ein. Nichts.

»Richard? Sind Sie da?« Seine Stimme klang freundlich, kollegial. Keine Reaktion. Schnell überprüfte er die anderen Zimmer. Nichts. Durch das Fenster konnte er Abby immer noch an der Felsenkante stehen sehen. Maggie war jetzt näher an ihr dran. Nur noch etwa fünfzehn Meter hinter ihr.

Plötzlich registrierte er eine Bewegung am einen Ende der Klippen, und Richard Wolfes Kopf tauchte über der Felskante auf, gefolgt von seinen Schultern. Er kam die gebrechliche Holzterrasse vom Felsenstrand emporgeklettert. Er trug immer noch den dunklen Kapuzenmantel, doch da es wärmer geworden war, hatte er die Kapuze nicht auf. Wolfe ging auf Maggie zu. Falls er die Zweiundzwanziger noch bei sich hatte, dann hielt er sie jedenfalls nicht in der Hand. McCabe zog die Fünfundvierziger aus der Tasche. Er spürte, wie sein Handy vibrierte. Das Display zeigte M. SAVAGE an. Ihm war klar, dass Maggie jetzt nicht mit ihm reden wollte. Sie wollte ihm lediglich sagen: Bleib, wo du bist, und hör zu. Er hielt das Handy an sein Ohr und beobachtete durch das Fenster, was sich draußen abspielte.

»Sie müssen Dr. Wolfe sein«, sagte Maggie, als sie noch eineinhalb

Meter voneinander entfernt waren.

»Ja. Wer sind Sie, und was machen Sie hier?«

»Ich bin Polizistin«, erwiderte sie. »Detective Margaret Savage, Portland Police Department.« Sie streckte ihm ihre Dienstmarke entgegen. Er warf einen Blick darauf. »Wir suchen nach Abby.«

Ob es daran lag, dass sie ihren Namen gehört hatte, oder ob sie nur gespürt hatte, dass da jemand hinter ihr war, jedenfalls drehte Abby sich um und blickte sie an. Zuerst Wolfe. Dann Maggie. McCabe konnte ihre Augen erkennen, aber im Dämmerlicht eines späten Januarnachmittags war schwer zu sagen, ob darin Wahnsinn oder schlicht nur Verzweiflung lag. Hinter ihr wurden die Wolken immer dichter. Der Wind nahm zu.

Wogen aus weißem Stoff flatterten vor einem immer dunkler werdenden Himmel. Er konnte nach wie vor nicht sehen, was sie in der Hand hielt.

»Abby, mein Name ist Margaret Savage«, rief Maggie ihr zu. »Ich bin eine Freundin. Ich bin hier, um Ihnen zu helfen. Wären Sie bitte so nett, von der Kante zurückzutreten?«

Abby wirkte nervös, unkonzentriert. McCabe war sich nicht einmal sicher, ob sie Maggies mit ruhiger Stimme vorgetragene Bitte überhaupt gehört hatte. Vielleicht war das Heulen des Windes zu laut und sie zu weit weg. Maggie klopfte mit der Krücke auf den Schnee vor ihren Füßen, um sicherzugehen, dass ihr nächster Schritt, so sie ihn denn tat, auf festem Untergrund landen würde. »Ich komme jetzt zu Ihnen, dann können wir miteinander reden«, rief sie.

»Ich würde nicht näher herangehen«, sagte Wolfe. »Sie wird springen, davon müssen Sie ausgehen. Ich versuche seit fast einer Stunde, sie dazu zu bewegen, von der Kante wegzugehen. Ohne Erfolg. Wenn Sie ihr noch näher kommen, dann fürchte ich, wird sie sich hinunterstürzen.«

McCabe überlegte, ob er das Fenster ein Stück weit öffnen und das Fensterbrett als Auflage für die Pistole nutzen sollte. Kein einfacher Schuss aus dieser Entfernung. Konnte leicht danebengehen. Und außerdem würde der Schuss Abby möglicherweise veranlassen zu springen. Nein, das war keine gute Idee.

»Ich kann versuchen, sie davon abzubringen«, hörte er Maggie zu Wolfe sagen. Sie sprach so leise, dass Abby sie nicht hören konnte. Sie machte einen Schritt auf Abby zu und dann noch einen. Gleichzeitig bewegte sie sich seitwärts, ging vor Wolfe vorbei auf dessen andere Seite, sodass er,

wenn er sie im Auge behalten wollte, gezwungen war, der Hütte den Rücken zuzukehren. McCabe den Rücken zuzukehren.

»Wo wollen Sie denn hin?«, sagte Wolfe. »Was haben Sie vor?« Jetzt schwang Nervosität in seiner Stimme mit.

»Ich muss dichter ran, sonst kann sie mich nicht hören«, sagte Maggie in ruhigem, sachlichem Ton.

Noch während sie diese Worte sprach, schlüpfte McCabe aus der Hütte.

»Ich will sie schließlich beruhigen, und das wird nicht funktionieren, wenn ich sie anbrüllen muss«, fuhr Maggie fort.

»Es wird sowieso nicht funktionieren«, erwiderte Wolfe. »Gehen Sie weg. Abby weiß nicht, wer Sie sind. Mich dagegen kennt sie. Ich bin ihr Arzt. Sie vertraut mir. Gehen Sie einfach weg, und ich bringe sie dazu zurückzukommen.«

McCabe schaltete sein Handy aus und steckte es in die Tasche. Er war jetzt so dicht hinter den beiden, dass er auch so verstehen konnte, was sie sagten.

»Haben Sie sie hypnotisiert?«, wollte Maggie wissen.

»Ja, das habe ich.«

»Wie hat es geklappt?«

Wolfe hörte McCabe nicht kommen. Er war jetzt keine drei Meter hinter ihm. So nah, dass er auf keinen Fall danebenschießen konnte. Maggie sah nicht zu McCabe hin, um Wolfes Aufmerksamkeit nicht auf ihn zu lenken.

»Es hat sehr gut geklappt. Auch jetzt befindet sie sich noch in einem Trancezustand. Sie wird alles tun, was ich sage.«

»Tatsächlich? Alles?«

»Ja.«

»Auch wenn Sie sie bitten, von dieser Klippe wegzugehen?«, hakte Maggie nach.

»Ja«, antwortete Wolfe.

»Und warum tun Sie das dann nicht einfach?«, fragte McCabe.

Wolfe drehte sich um. Beim Anblick der auf seine Brust gerichteten Fünfundvierziger riss er die Augen auf.

»Vielleicht, weil Sie wollen, dass sie springt?«

»Was, um alles in der Welt, reden Sie da?«

»In Elaine Goffs Wohnung waren Kameras versteckt. Die haben alles

aufgezeichnet, auch den Abend, als Sie bei ihr waren und sie Ihnen das mit den Fotos gesagt hat. Sie wissen schon, diese schmutzigen Fotos. Wir haben das gesamte Gespräch auf Video. Wir wissen, dass Sie sie ermordet haben. Sie sind hiermit verhaftet.«

Falls Wolfe überrascht war, ließ er es sich nicht anmerken. Ein schmales, hässliches Lächeln zog über seine Lippen. »Die Sache hat nur einen winzig kleinen Haken«, sagte er. »Sie haben recht mit dem, was Sie eben gesagt haben. Ich will, dass sie springt. Und ich muss dazu lediglich ein einziges kleines Wort aussprechen ... nennen wir es das Zauberwort ... und schwupp, schon geht sie über die Klippe.«

McCabe wusste nicht, ob Wolfe bluffte. Vielleicht gab es ein Zauberwort, vielleicht auch nicht. Er überlegte, was seine Optionen waren. Er konnte einfach abdrücken. Das würde das Ganze beenden ... aber womöglich auch Abby dazu bringen, sich in die Tiefe zu stürzen. Ein untragbares Risiko.

Aus dem Augenwinkel sah er, wie Abby sich umdrehte und wieder auf die Felsen und das Meer hinabblickte. Dann wandte sie den Blick erneut zu ihnen. Befand sie sich in einem hypnotischen Trancezustand?

McCabe wusste es nicht. Auf ihrem Gesicht war nichts als Angst zu erkennen. Angst vor dem Schritt in den Tod. Angst vor dem Schritt zurück zu ihnen.

»Ich möchte Ihnen eine Frage stellen, Richard«, sagte McCabe. »Wenn Detective Savage und ich tun, was Sie verlangen, und weggehen, was passiert dann als Nächstes? Nehmen Sie Abby als Geisel mit?«

»So lautet mein Plan, ja. Mein Plan B, um genau zu sein. Meine Notfalloption. Am Fuß der Treppe, unten am Strand, liegt mein Beiboot. Mein Boot ankert ganz in der Nähe. Sie verschwinden. Abby und ich fahren weg. Wenn ich das Gefühl habe, in Sicherheit zu sein, setze ich sie irgendwo an der Küste ab. Falls Sie oder die Küstenwache oder irgendein Möchtegernheld im Hummerkutter mir folgen sollten ...«

Wolfe zuckte mit den Schultern.

»Dann sagen Sie das Zauberwort, und sie springt über Bord.«

Wolfe lächelte. »Nein, um ehrlich zu sein, wenn es so weit kommen sollte, dann erschieße ich sie einfach. Ich habe einen kleinen Revolver an Bord. Eine Smith & Wesson Airweight, Kaliber 38.«

McCabe kannte die Waffe. Sie war leicht. Gut zu verstecken. Auf kurze

Entfernungen tödlich.

»Nur aus Neugier, Richard, wie war denn Ihr Plan A?«

»Oh, Plan A war viel einfacher. Da gab es keine Videos. Und Kelly wäre wegen des Mordes ins Gefängnis gekommen.«

»Wegen der Morde. Plural.«

»Stimmt, wegen der Morde. Abby hätte nicht Geisel spielen müssen, wäre von der Klippe gesprungen und hätte so ihren dritten und letzten Selbstmordversuch auf tragische Weise erfolgreich zu Ende gebracht. Ich wäre zurück in meine Praxis in Portland gesegelt. Und natürlich hätten wir gemeinsam morgen früh diesen Verlust betrauert.«

»Warum muss sie denn unbedingt sterben?«, wollte Maggie wissen. »Sie kann Sie doch gar nicht beschreiben.«

»Aber dafür gibt es keine Garantie. Ihre Erinnerungen könnten jederzeit wiederkommen.«

Ihn Plan B durchziehen zu lassen kam nicht in Frage. Wenn Wolfe Abby mit auf sein Boot nahm, dann würde er sie umbringen, sobald er sie nicht mehr brauchte, so viel war klar. Erneut wog McCabe seine Optionen gegeneinander ab. Den Dreckskerl zu erschießen war immer noch die Nummer eins. Eine zweite fiel ihm beim besten Willen nicht ein.

»Eine letzte Frage noch, Richard.«

»Bevor Sie gehen?«

»Ja. Bevor wir gehen.« Er richtete die Fünfundvierziger auf Wolfes Hals. Auf genau die Stelle, wo sein Zauberwort entstehen würde. Falls es tatsächlich ein Zauberwort gab. »Es ist eine Art physikalische Frage. Sie wissen schon, wie in der Schule. Zug A verlässt Bahnhof B mit sechzig Stundenkilometern und so weiter. Verstehen Sie?«

Wolfe starrte erst McCabe an, dann seine Pistole und sagte kein Wort.

»Wollen Sie wissen, wie meine Frage lautet, Richard? Es ist eine ziemlich wichtige Frage.«

Wolfe gab immer noch keinen Ton von sich.

»Meine Frage lautet: Wenn die Kugel, die sich in der Kammer meiner Pistole befindet, den Lauf in genau dem Moment verlässt, in dem Sie anfangen, Ihr Zauberwort zu rufen, sind Sie dann tot, bevor das Wort Ihre Kehle verlassen hat, oder erst hinterher?«

»Sie bluffen.«

»Das glaube ich weniger.«

»Das wäre ja Mord.«

Jetzt lächelte McCabe. »Nein. Das, was Sie machen, Herr Dr. Wolfe, das nennt man Mord. Das, was ich mache, ist die vertretbare Anwendung von Gewalt gegen einen Killer, der eine Geisel bedroht.«

»McCabe«, sagte Maggie.

»Was?«, erwiderte er, die Augen immer noch fest auf Wolfe gerichtet.

»Sie steht nicht mehr an der Klippe. Sie kommt zu uns.«

McCabe warf einen schnellen Blick zur Seite. Abby kam durch den Schnee direkt auf sie zu. Sie war barfuß. Ihre Arme hingen immer noch seitlich an ihrem Körper herab.

»Tja«, sagte McCabe. »Es sieht so aus, als hätte Abby unsere Geiselkrise gelöst. Das macht alles sehr viel einfacher. Legen Sie sich auf den Boden, Gesicht nach unten, Hände auf den Rücken.«

Wolfe rührte sich nicht.

»Sofort, Richard. Sonst schieße ich vielleicht doch noch, nur so zum Spaß. Sie kennen ja die Schlagzeilen: ›Verbrecher widersetzt sich Festnahme und stirbt bei Schusswechsel mit der Polizei.«

Als Abby Quinn noch ungefähr drei Meter von Wolfe entfernt war, blieb sie stehen. »Du bist der TOD«, sagte sie. »Du musst sterben.«

Sie richtete einen kleinen, glitzernden Revolver auf Wolfe. Seine Airweight .38.

»Abby! Nein!« Maggie hechtete los und traf im Moment des Schusses auf Quinns Beine. Abby verlor das Gleichgewicht, und die Waffe flog ihr aus der Hand. Die Kugel verfehlte ihr Ziel. Wolfe und Maggie stürzten sich auf den Revolver. Wolfe war schneller.

Er griff nach der Airweight und war im nächsten Moment schon wieder auf den Beinen, direkt neben Abby. Er schlang ihr den Arm um den Hals, zog sie dicht an sich heran und presste ihr den kurzen Lauf des Revolvers an den Hals.

Sie wehrte sich zwar nach Kräften im Versuch, ihm zu entkommen, aber er war zu stark, sein Griff zu fest. Er fing an, sie rückwärts zu zerren, Schritt für Schritt, wobei er abwechselnd nach links zu McCabe und nach rechts zu Maggie blickte.

Die beiden folgten ihm. McCabe schlug einen Linksbogen in Richtung Holztreppe, Maggie wich weiter nach rechts aus. Sie wollten den Winkel größer machen, damit wenigstens einer von ihnen die Möglichkeit

bekäme, auf Wolfe zu schießen, ohne gleichzeitig Abby zu gefährden. Wolfes Blick schweifte von links nach rechts. Dann hinüber zur Treppe. McCabe stand jetzt direkt davor und blockierte seinen Fluchtweg.

»Aus dem Weg«, rief Wolfe, »oder sie ist tot.«

»Aber Sie auch, Richard. Überall nur Tod.«

Urplötzlich und ohne Vorwarnung riss Abby sich los, warf sich zu Boden und kreischte: »Hört auf! Hört auf! Ich hör euch nicht mehr zu!!« Wolfe war mit einem Mal schutzlos. Er schoss genau im selben Moment wie McCabe. McCabe war der bessere Schütze. Die Fünfundvierziger die bessere Waffe. McCabes Kugel schlug in Wolfes Brustkorb ein und schleuderte ihn nach hinten. Einen Sekundenbruchteil später traf ihn Maggies Kugel in den Rücken, zehn Zentimeter tiefer. Rückwärts taumelte er über den Klippenrand. Kein Schrei kam über seine Lippen, während er hinabstürzte. Vermutlich war er bereits tot.

»Sagt ihnen, sie sollen endlich ruhig sein«, kreischte Abby. »Sagt ihnen, dass ich ihnen nicht mehr zuhöre! Ich hör nicht mehr zu!«

Sie krümmte sich wie ein Fötus zusammen und fing an zu weinen.

Maggie hockte sich neben sie in den Schnee und strich ihr sanft über den Rücken. McCabe warf einen vorsichtigen Blick über den Klippenrand nach unten. Es dämmerte bereits. Er sah, wie Wolfes Leiche von einer Welle erfasst und ins eiskalte Wasser gespült wurde. Wenn die Kugeln ihn nicht umgebracht hatten, dann aber definitiv der Sturz. Falls nicht, würde die eisige Januarsee ihm mit Sicherheit den Rest geben. So oder so, eines war sicher: Es war vorbei.

»Er war der TOD. Er musste sterben«, stieß Abby schluchzend hervor.

»Er musste sterben.«

McCabe verständigte das Feuerwehrboot und einen Notarztwagen, der sie am anderen Ufer erwarten sollte. Sie brachten Abby nach Winter Haven. McCabe hoffte, dass sie nicht allzu lange dort bleiben musste. Aber eine Gewissheit gab es nicht.

Portland, Maine

Maggie und McCabe kehrten in die 109 zurück. Die Fotos aus New York waren bereits angekommen. Sie warfen gemeinsam einen Blick darauf. Es waren insgesamt sechs Stück, und Lainie hatte recht gehabt. Sie waren eindeutig, und sie waren abartig.

Anders als McCabe befürchtet hatte, war das Mädchen auf den Fotos nicht Tara. Sie besaß einen schwächlichen, kaum entwickelten Körper und sah sehr viel jünger aus. Womöglich war sie sogar sechzehn, aber, wie Astarita gesagt hatte, sie wirkte eher wie zwölf.

»Ich bin froh, dass er tot ist«, sagte Maggie, die Augen starr auf den Bildschirm gerichtet.

»So einen Satz habe ich aus deinem Mund ja noch nie gehört.«

»Ich wünschte bloß, wir hätten ihm mehr Schmerzen bereitet.« Sie wandte sich ab und ging an ihren Schreibtisch. »Vielleicht finden wir sie ja noch lebend«, sagte sie, während sie sich vorsichtig auf ihrem Stuhl niederließ. »Vielleicht ist sie ihm ja irgendwie entkommen.«

»Ja, kann sein«, erwiderte McCabe. »Das weiß man nie.«

Aber ihnen beiden war klar, dass sie sich nur etwas vormachten. Die Chancen, dass Wolfe alle anderen umgebracht, aber ausgerechnet dieses Mädchen am Leben gelassen hatte, waren praktisch gleich Null.

Suchtrupps mit Radargeräten und Leichenhunden waren bereits unterwegs und suchten John Kellys zwei Hektar großes Grundstück ab. Falls sie dort nicht fündig wurden, würden sie die Suche auf die restliche Insel ausdehnen. Aber die Leiche konnte im Grunde genommen überall sein. Das Mädchen gehörte ja offenbar nicht zu Wolfes Plan, Kelly die Taten in die Schuhe zu schieben, und wie Maggie gesagt hatte: Maine war ein großer Bundesstaat.

»Kelly kann uns bestimmt sagen, wie sie heißt«, sagte McCabe. »Falls er bereit ist, uns zu helfen.« Die Staatsanwaltschaft hatte vor einer knappen Stunde die Entlassung des ehemaligen Priesters angeordnet.

Wahrscheinlich war er jetzt schon zu Hause.

McCabe fuhr seinen Computer herunter, stopfte ein paar Akten in die

unterste Schreibtischschublade und stand auf. »Warum gehst du nicht nach Hause?«, wandte er sich an Maggie. »Du bist doch bestimmt genauso erschöpft wie ich. Vielleicht sogar noch erschöpfter. Du hast im Gegensatz zu mir immerhin zwei Schusswunden vorzuweisen. Tom oder Brian können Kelly die Bilder doch genauso gut vorlegen.«

»Geh du«, sagte sie. »Hast du schon vergessen, was ich gestern Abend gesagt habe? Ich bin Superwoman. Und außerdem würde ich die ganze Angelegenheit gerne persönlich zu Ende bringen.«

McCabe saß in seinem Auto und rief Kyra an. Sagte ihr, dass es vorbei war. Dass er wieder da war. Sie erwiderte, sie sei im Atelier und gerade dabei, einem neuen Bild den letzten Schliff zu verpassen. In ungefähr einer Stunde sei sie zu Hause.

»Vergnügt wie ein Fisch im Wasser und mit wedelndem Schwänzchen?«

»Auf jeden Fall. Ich fahre unterwegs noch bei Hannaford's vorbei und kaufe ein. Irgendwie habe ich das Gefühl, als könntet ihr beide eine vernünftige Mahlzeit gebrauchen.«

Als McCabe auf seinen Parkplatz in der Eastern Prom rollte, brannte in seiner Wohnung Licht. Er ging hinauf in den zweiten Stock und schloss die Tür auf.

»Hallo«, rief er, bekam jedoch keine Antwort. Er probierte es noch mal.

»Ist jemand da?«

Immer noch keine Reaktion. Er ging in Caseys Zimmer. Sie hätte eigentlich schon da sein müssen.

War sie auch. Saß auf dem Bett, den Rücken gegen das Kopfteil gelehnt, *Harry Potter und der Halbblutprinz* auf den Knien. Kopfhörer im Ohr. Er betrachtete ihr ernstes, konzentriertes Gesicht.

»Hast du das nicht schon mal gelesen?«, rief er laut, damit sie ihn trotz der Musik hören konnte.

»Ich lese es noch mal«, sagte sie, den Blick ungerührt auf das Buch gerichtet.

»Darf ich reinkommen und mir vielleicht einen

Hallo-du-hast-mir-gefehlt-und-schön-dich-zu-sehen-Kuss abholen?«

»Eine Minute ... bloß noch dieses Kapitel. Bloß noch eine ...«, sie blätterte vor, »... noch drei Seiten.«

»Oh, nein!« Er griff sich an die Brust. »Schon wieder abgewiesen.«

Sie fand das anscheinend nicht besonders witzig, jedenfalls lachte sie

nicht. »Nur noch ein paar Minuten, okay?«, meinte sie.

»Okay.« Er ging in die Küche und goss ein paar Fingerbreit Macallan in das geschliffene Kristallglas, kehrte in ihr Zimmer zurück und ließ sich auf dem dunklen Holzfußboden nieder, den Rücken gegen ihren Kleiderschrank gelehnt. Er nippte an dem Scotch und betrachtete ihr Gesicht. Sie wurde so schnell größer und sah Sandy immer ähnlicher. Viel ähnlicher, das wurde ihm jetzt klar, als es bei Lainie Goff je der Fall gewesen war. Sie besaß den gleichen Mund und die gleiche Nase. Das gleiche seidige, dunkle Haar. Die gleichen faszinierenden blauen Augen. Die gleiche vollkommene Haut. Vierzehn Jahre alt und nicht die geringste Spur eines Pickels. Sie war mit dem Segen und dem Fluch geschlagen, eine wunderschöne Frau zu werden. Genau wie Sandy. Aber an diesem Punkt, Gott sei Dank, war auch schon Schluss mit den Übereinstimmungen.

Innerlich war Casey ein vollkommen anderer Mensch. Sie war klug und witzig und großzügig auf eine Art, wie Sandy es nie gewesen war, und sie besaß einen ausgesprochen albernen Humor, den sie zu einhundert Prozent von McCabe geerbt hatte. Sie hatte von beiden Elternteilen das Beste übernommen. Casey würde ihren Weg machen, und niemand würde sie aufhalten können.

»So«, sagte sie, steckte das Lesezeichen zwischen die Seiten und klappte das Buch zu. Dann stand sie auf, kam zu ihm, breitete die Arme weit aus, machte die Augen zu und spitzte übertrieben die Lippen. »Steh auf«, sagte sie dann. »Du darfst mich begrüßen.«

»Weiß gar nicht, ob ich jetzt noch will«, sagte er, den Kopf in den Nacken gelegt. »Du hast deine Chance verpasst.« Er nahm noch einen Schluck Whiskey.

»Tja, dann ... kannst du mir gestohlen bleiben.« Sie wandte sich ab und ging in die Küche. »Ach übrigens, es ist nichts zu essen da«, rief sie. »Bloß eine tote Lasagne, die aussieht, als hätte sie schon vor meiner Geburt in der Mikrowelle gestanden.«

Er stand auf und kam ihr nach. »Hey!«, rief er ihr zu.

»Hey, was?«

»Hey, du kannst mir auch gestohlen bleiben«, sagte er und schlang die Arme um seine schlanke Tochter. Sie drückten einander lange und fest.

»Kyra besorgt uns was zu essen«, sagte er, als er sie losließ. »Sie ist

ungefähr in einer Stunde da.«

Sie ließ sich auf das Sofa fallen. Er setzte sich in den Papasessel.

»Wie war's beim Snowboarden?«

»Der Hammer, bis auf das Anstehen am Lift. Freitagnacht hat es geschneit wie verrückt.«

»Hab ich gehört.«

»Samstag und heute war es einfach fantastisch. Du und Kyra, ihr hättet mitkommen sollen. Ihr hättet es auch super gefunden.«

»Das glaube ich. Wie ist dein Zeugnis ausgefallen?«

»Gut.«

»Kann ich es sehen?«

»Na klar.« Sie ging in ihr Zimmer und holte das Zeugnis. Vier Einsen und eine Zwei. Er wollte sie gern fragen, was sie von einem Internat hielte, aber ohne ihr zu verraten, dass die Idee von Sandy kam. Sie sollte sich dadurch nicht beeinflussen lassen. Er ging zwar nicht davon aus, dass sie von dem Vorschlag begeistert sein würde, aber er wollte absolut sicher sein.

»Hast du eigentlich schon mal genauer überlegt, auf welches College du gehen willst?«, fragte er sie.

»Ich weiß nicht. Orono, schätze ich. Oder vielleicht an die USM. Dann könnte ich weiter zu Hause wohnen.«

»Und wie wär's mit Harvard? Oder Yale?«

»Ja, bestimmt«, schnaubte sie. »Da kommt doch nie jemand rein.«

»Irgendjemand wohl schon. Die haben da jedenfalls massenhaft Studenten. Mit solchen Noten hättest du sicher eine reelle Chance.«

»Kann ich mir nicht vorstellen.«

»Wenn du vorher auf ein gutes Internat gehen würdest, bestimmt.«

»Internat?« Sie schaute ihn an, als hätte er ihr gerade eine Schule auf dem Mars empfohlen. »Wie kommst du denn auf so was?«

»Bloß eine Idee.«

»Aber keine gute. Ich will nicht auf ein Internat. Außerdem können wir uns das eh nicht leisten. Du sagst doch immer, dass du schon jetzt nicht alle Rechnungen bezahlen kannst.«

»Die bieten auch Stipendien an«, sagte er. »Vielleicht bekommst du ja eins?« Falls sie tatsächlich auf so eine Schule gehen wollte, würde er auf keinen Fall zulassen, dass Peter Ingram dafür bezahlte. Sie war seine

Tochter. Nicht Ingrams.

Ihre Augen wurden zu schmalen Schlitzern. Das war ihre Version seines Clint-Eastwood-Blickes. »Ich will nicht auf ein Internat, und ich verstehe nicht, wie du da überhaupt draufkommst. Das klingt ja fast, als wolltest du mich loswerden oder so. Wie Mom damals.«

Er ging zu ihr und setzte sich neben sie auf die Sofakante. »Nein, ich will dich nicht loswerden, und ich will auch nicht, dass du auf ein Internat gehst. Ich fände es ehrlich gesagt sogar ganz schrecklich.«

»Aber warum sprichst du es dann überhaupt an?«

»Das war ein Vorschlag deiner Mutter, und ich wollte einfach nur wirklich sichergehen, dass das für dich nicht in Frage kommt, bevor ich ihr absage.«

»Sag ihr ab.«

»Okay. Gut. Dann sage ich ihr also ab.«

»Und außerdem, wie gesagt: Ich will später mal zur Polizei, genau wie du.«

Das Familienvirus. McCabe musste lächeln. Würde sich auch die nächste Generation der McCabes damit infizieren? Seit sein Urgroßvater in New York damals im Jahr 1890 zur Polizei gegangen war, war die Kette nicht mehr unterbrochen worden. Wie lange konnte es so weitergehen? Wie lange wollten sie das?

»Ich glaube nicht, dass ich dafür nach Harvard muss.«

»Nein, aber aufs College musst du schon, bevor du eine Entscheidung treffen kannst.«

»Orono würde doch völlig ausreichen.«

»Mehr als das. Da wärst du sogar sehr gut aufgehoben.«

Er nahm sie noch einmal in den Arm. Sie hörten, wie die Wohnungstür aufging und wieder ins Schloss fiel. Kyra kam herein. Sie hielt eine große Tüte mit Einkäufen im Arm. »Hallo. Könnte ich vielleicht auch eine kriegen? Eine Umarmung, meine ich?«

Er nahm ihr die Tüte ab, stellte sie auf den Fußboden und schlang die Arme um seine beiden Frauen. »Willkommen zu Hause«, sagte er.

»Es ist schön, wieder zu Hause zu sein«, meinte Kyra. »Und weißt du was? Ich glaube nicht, dass ich noch mal weggehe.«

»Nicht einmal, wenn ich wieder einen Mord habe?«

»Nicht einmal dann.«

Er warf einen Blick in die Tüte. »Was gibt es zum Essen?«, erkundigte er sich.

»Hühnchen Saltimbocca«, sagte sie. »Kurz gebratene Hühnerbrüste, belegt mit Schinken und Mozzarella, dazu eine Butter-Wein-Soße.« Kyra war als Köchin mindestens so gut wie als Künstlerin. Was immer es war, es würde vorzüglich schmecken. »Ich fange gleich an.«

»Ich helfe dir«, sagte Casey. »Okay?«

Kyra warf ihr einen verwunderten Blick zu. »Okay.« Casey hatte noch nie zuvor gefragt. »Natürlich.«

McCabe schenkte Kyra ein Glas Sancerre ein, schwang sich anschließend auf den Küchenhocker, nippte an seinem Scotch und sah ihnen beim Kochen zu.

Ein paar Minuten später klingelte es an der Wohnungstür. Er überlegte, ob er überhaupt reagieren sollte, aber dann klingelte es noch einmal, und er machte die Tür auf. Davor stand John Kelly.

»Hallo, John.«

»Ich war schon im Polizeipräsidium. Detective Savage hat gesagt, dass ich Sie hier finden würde.«

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich habe mir die Bilder angesehen.«

»Es tut mir leid, dass wir Ihnen das zumuten mussten.«

»Ja. Mir auch. Sie heißt Kimberly Watkins. Sie war eins von Lainies Mädchen und ist kurz vor Weihnachten aus dem Sanctuary House verschwunden.«

»Aber Sie haben sie nicht als vermisst gemeldet?«

»Nein. Ich habe mir nicht viel dabei gedacht. Unsere Jugendlichen machen sich ja ständig wieder aus dem Staub. Sie stammt aus einem Ort namens Mapleton, in der Nähe von Presque Isle. Ich dachte, sie wäre vielleicht über die Feiertage nach Hause gefahren. Sogar Ausreißer werden manchmal sentimental.«

»Tja, vielleicht hat sie es ja tatsächlich getan.«

»Ja, vielleicht. Aber ich habe da meine Zweifel. Genau wie Sie.«

McCabe nickte. »Ja, Sie haben recht. Aber was kann ich jetzt für Sie tun?«

»Ach, eigentlich nichts weiter. Ich wollte mich nur bei ihnen bedanken.« Bedanken? McCabe hatte diesen Mann über eine Stunde lang mehr als

heftig in die Mangel genommen, und er wollte sich bedanken? »Bei mir bedanken? Wofür denn genau?«

»Dafür, dass Sie nachgebohrt haben. Dass Sie sich nicht mit den einfachen Antworten zufriedengegeben haben. Weder mit meinen noch mit denen von sonst jemandem. Dafür, dass Sie diesem Schweinehund das Handwerk gelegt haben.«

McCabe zuckte mit den Schultern. »Das ist mein Job. Und den mache ich, so gut ich kann.«

»Viele Ihrer Kollegen hätten sich nicht die Mühe gemacht. Aber Sie schon. Und dafür wollte ich Ihnen danke sagen.«

»Gern geschehen. Möchten Sie hereinkommen? Kann ich Sie auf ein Glas Scotch einladen?«

»Nein, danke.«

»Oder einen irischen? Ich habe irgendwo noch eine Flasche Black Bush herumstehen. Von meinem Bruder. Damit wollte er mir beweisen, dass die Iren im Whiskeybrennen genau so gut sind wie die Schotten.«

»Ein andermal vielleicht. Teddy sitzt unten im Wagen und wartet auf mich. Und Sie kümmern sich am besten wieder um Ihre Familie.« Er streckte die Hand aus. McCabe schüttelte sie. Kelly ging.

McCabe kam zurück in die Küche und kletterte auf seinen Hocker.

»Wer war das?«, wollte Casey wissen.

»Einer der Verdächtigen in meinem Mordfall.«

»Einer von denen, die's nicht getan haben, nehme ich an«, meinte Kyra.

»Genau. Sag mal«, erkundigte er sich dann, »meinst du, du kannst dir nach dem Essen noch die Schlüssel für die Galerie besorgen?«

»Ich weiß nicht. Ich könnte Gloria anrufen und sie fragen. Wieso? Was hast du vor?«

»Ich habe mir gedacht, dass wir nach dem Essen vielleicht alle zusammen dort vorbeigehen und uns die Bilder anschauen sollten. Soweit ich mitbekommen habe, zeigen sie dort ein paar neue Werke einer bedeutenden Künstlerin aus Maine. Nach allem, was man hört, soll sie richtig gut sein.«

Kyra lächelte. »Ja, stimmt, das hab ich auch gehört. Ich will mal sehen, was ich da machen kann.«

Danksagung

Auch dieses Mal möchte ich mich bei vielen Menschen bedanken, die mich unterstützt und mit hilfreichen Einblicken zur Entstehung dieses Buches beigetragen haben. Mein Dank geht unter anderem an:

Detective Sergeant Tom Joyce, der einst McCabes Job als Leiter des Dezernats für Personendelikte beim Portland Police Department innehatte und heute als Dozent für Strafrecht am Southern Maine Community College tätig ist. Tom war jederzeit bereit, willens und in der Lage, meine vielen großen und kleinen Fragen bezüglich des Portland Police Department im Speziellen und der Polizeiarbeit im Allgemeinen zu beantworten.

Lieutenant Tony Ward und Officer Cindy Taylor, die ebenfalls Mitarbeiter des Portland Police Department sind.

Dr. Ted McCarthy, Leiter der psychiatrischen Abteilung am Mercy Hospital in Portland, für seine Erläuterungen zum Krankheitsbild der Schizophrenie, sowie an Dr. George »Bud« Higgins, Notfallmediziner am Maine Medical Center, für seine hilfreichen Erklärungen zu den Abläufen in einer Notaufnahme. An Dr. S. Erin Presnell, Professorin für Pathologie und Leiterin der Abteilung für medizinische und forensische Autopsie an der Medical University of South Carolina, für die großzügigen Einblicke in ihre Fachbereiche.

Cynthia Thayer, Kate Sullivan, Brenda Buchanan, Jane Sloven und Richard Bilodeau, die so freundlich waren, mein Manuskript immer wieder durchzulesen und deren Ideen und Vorschläge ungemein zu seiner Verbesserung beigetragen haben.

Charlie Spicer, Yaniv Soha und Andy Martin von Minotaur Books sowie an meine Agentin Meg Ruley.

Außerdem gilt mein Dank den Autoren zweier bemerkenswerter Memoiren, die für mich von unschätzbarem Wert waren, indem sie mir halfen, die Erfahrung der Schizophrenie auf einer sehr persönlichen Ebene zu begreifen. Beide Bücher sollten für alle diejenigen, die mehr über diese furchtbare Krankheit erfahren wollen, Pflichtlektüre sein: *The Quiet Room: A Journey Out of the Torment of Madness* (dt.: *Wahnsinn im Kopf*) von Lori Schiller und *The Center Cannot Hold: My Journey*

Through Madness von Elyn R. Saks.

Zu guter Letzt danke ich meiner Frau Jeanne sowie unseren Kindern Ben und Kate für ihre Liebe und ihre von Anfang an unermüdliche Unterstützung.

